Ein Soldaten-Leben.

Erinnerungen

aus den

napoleonischen, südamerikanischen, griechischen, polnischen, spanischen und algerischen Feldzügen.

Herausgegeben

von

Julius von Wickede.

Zweiter Theil.

Feldzüge in den Niederlanden, Belgien und Süd-Amerika, und Niederlassung in Central-Amerika.

Stuttgart.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

1854.

Inhalt des zweiten Theils.

Erstes Kapitel.

Schlachten bei Montmirail und bei Laon. Gefährliche Verwundung bei dem Sturme auf Rheims.

In sehr schlechten Wegen mußten wir nun die beschwerlichsten Märsche machen, so daß unsere Pferde viel litten. So erinnere ich mich noch, daß auf dem Marsche von Fraconne nach Sezanne es fast unmöglich war, die Geschütze durch den Morast zu bringen. Aber 50—60 Soldaten der Artillerie und Infanterie spannten sich selbst mit vor jede Kanone und zogen und schoben mit so eifrigen Kräften daran, daß es glückte, endlich alle Schwierigkeiten zu besiegen und den Marsch fortzusetzen. Es war überhaupt ein gewaltiger Eifer der Soldaten und Officiere aller Grade, der Sache unseres Kaisers Napoleon die äußersten Kräfte und den letzten Blutstropfen zu weihen. Nur einige Schufte machten eine traurige Ausnahme hiervon.

Am 10. Februar kam es unweit Montmirail zu einem sehr bedeutenden Gefecht, bei dem auf beiden Seiten viel Blut floß. Wir machten an diesem Tage eine treffliche Attaque bei Champ-Aubert auf die Russen, die wir völlig zurückwarfen. Es war gutes Terrain, auf dem wir attaquiren konnten, und so ging es denn zuletzt im Galopp fort — unser Anprall war sehr heftig. Bei der Retirade der Russen verfolgten wir dieselben lebhaft, hieben Viele von ihnen nieder, machten aber noch mehr zu Gefangenen. Einen russischen Oberstlieutenant nahm ich selbst gefangen und behielt dessen Säbel mit einer sehr schönen Damascenerklinge für mich. Auch ein sonst treffliches, aber freilich schon etwas

struppirtes russisches Gestütspferd, das ein russischer General, der gefangen genommen war, geritten hatte, kaufte ich von einem Grenadier um einige Napoleonsd'or. Es war dies ein tüchtiges, feuriges und leichtes Pferd, was ich viel lieber als meinen schweren Normann ritt. Leider wurde es mir einige Tage darauf bei einem anderen Gefecht wieder durch einen Schuß unterm Leibe getödtet.

Am Abend des 10. Februar, nachdem wir eben angefangen hatten, unsere sehr ermüdeten Pferde zu füttern und uns selbst mit gutem Wein, den uns die Einwohner reichlich brachten, zu stärken, mußten wir wieder aufsitzen und die Stadt Montmirail einnehmen. Bei dieser Gelegenheit machten wir ein paar hundert Kosaken noch zu Gefangenen. Die Kerle wehrten sich nur sehr schlecht, und ich selbst nahm mit 10 Lanciers gewiß an 2 Dutzend Kosaken ihre Lanzen ab. Einer derselben wollte sich widersetzen, ich schoß ihm aber eine Pistolenkugel durch den Kopf, worauf sich die Andern alsbald ruhig fügten.

Am 11. Februar fing der Tanz von Neuem bei Montmirail an, und zwar ward diesmal noch viel heftiger aufgespielt als am vorigen Tage. Begeistert durch die persönliche Gegenwart des Kaisers machten wir mehrere brillante Attaquen auf die Russen. Grenadiere zu Pferde, Dragoner und Lanciers der Garde waren hier zusammen, und durch all das Gekrache der Kanonen erscholl unser jubelndes „vive l'empereur!“ mit dem wir uns in die feindlichen Reihen stürzten. Mancher brave Gardist von uns fiel todt oder verwundet aus dem Sattel, aber wir Anderen achteten nicht darauf und drangen immer heftiger auf den Feind ein, den wir auch zuletzt völlig in die Flucht schlugen. Es war wieder ein ordentlicher Schlachtenlärm, wie man ihn nur wünschen konnte, und unser Kaiser Napoleon zeigte hier auf's Neue so recht der staunenden Welt, daß er der größte Meister des Krieges sei. Hier leuchtete sein Glücksstern wieder recht schön, und Montmirail kann mit zu seinen glänzendsten

Siegen gezählt werden. Unsere Feinde, die doppelt so stark als wir waren, hatten in wilder Flucht ihren Rückzug antreten müssen und Hunderte von feindlichen Munitionswagen eroberten wir, nebst einigen 20 preußischen und russischen Geschützen. Eine preußische Batterie von 5 — 6 Kanonen eroberte unsre Eskadron noch am Abend, als wir die Feinde lebhaft verfolgten. Die Mannschaft dieser Batterie war größtentheils schon geflohen und hatte die Kanonen, die sie doch nicht mehr fortschaffen konnte, vernagelt. Nur einen alten preußischen Unteroffizier, dem beide Beine abgeschossen waren, fanden wir in seinem Blute unter einer Haubitze liegend. Der Mann, der ein tüchtiger, gedienter Soldat zu sein schien, bat sehr, wir möchten ihn doch erschießen, damit er nicht länger nutzlos zu leiden habe. Ein Lancier meines Zuges wollte ihm auch schon eine Pistolenkugel durch den Kopf jagen, allein da der Preuße noch Lebensfähigkeit zu besitzen schien, so wehrte ich solchem Beginn ab und besorgte, daß er zu unserer Ambulance gebracht ward. Dort wurde er denn auch vollständig wieder geheilt, und zufällig traf ich ihn 1815 wieder, wo er mit Hülfe eines Stockes ganz gut auf 2 hölzernen Füßen ging und eben aus Frankreich in seine Heimath zurückkehren wollte. Er erkannte mich wieder und dankte mir sehr herzlich, daß ich ihn damals am Leben gelassen hätte. Als ich mich nun zufällig in ein längeres Gespräch mit ihm einließ, erzählte er mir, daß er aus Schlesien und zwar aus dem Städtchen sei, in dessen Nähe ich meine erste Jugend verlebt hatte. Auch meines Vaters erinnerte er sich noch recht gut und sagte mir, daß er bei den Salven, die über dessen Grab abgefeuert worden wären, ein Geschütz bedient hätte, und noch recht gut den Platz des Grabes wisse. Da gab ich denn von meiner geringen Baarschaft demselben 4 Goldstücke, und er versprach mir dafür ein kleines eisernes Kreuz auf das Grab meines Vaters setzen zu lassen. Ob der alte Unterofficier dies gethan hat, weiß ich nicht; ich hoffe aber, daß es geschehen ist. Er hatte ein gutes, ehrliches Soldaten-

gesicht, und ein Soldat wird nicht so leicht einen Kameraden betrügen.

Der Eindruck, den diese so glänzend gewonnene Schlacht bei Montmirail sowohl auf unser Heer, wie auch besonders auf die Bevölkerung von Frankreich machte, war ein ungemein günstiger. Der Enthusiasmus der Franzosen für ihren großen Kaiser ward dadurch auf's Neue recht wieder belebt, und überall zeigten sich Spuren hiervon. Besonders traten jetzt auch wieder mehr Freiwillige in das Heer ein. So erhielt z. B. unsere Eskadron einen trefflichen Zuwachs von 7 Mitgliedern einer Kunstreitergesellschaft aus Paris. Dieselben hatten dem Direktor fast mit Gewalt die Pferde genommen, und rückten so beritten, uniformirt und bewaffnet bei uns ein. Auch ein junger Pfarrer in einem Dorfe unweit Montmirail, in dem ich im Quartier lag, verließ im Enthusiasmus seine Gemeinde, vertauschte seine Stola mit der Muskete und trat als Gemeiner bei einem Infanterie-Regiment der jungen Garde ein. Aehnliche Beispiele sind in dieser Zeit genug vorgekommen. Wie wäre es auch sonst möglich gewesen, die bedeutenden Lücken, welche der Tod immer wieder auf's Neue bei den vielen Gefechten in unsere ohnehin schon so schwachen Reihen einriß, auch nur nothdürftig auszufüllen.

Ein sehr heftiges Gefecht hatten wir wieder am 14. Februar bei dem Dorfe Beau-Champ unweit Montmirail mit den Preußen. Wir hauten hier auf preußische Infanterie ein, und obgleich sich dieselbe mit großem Muthe vertheidigte, so vernichteten wir doch drei Quarrées derselben fast vollständig. Bei dieser Gelegenheit erhielt das von mir bei Montmirail gekaufte russische Pferd, daß ich ritt, eine Flintenkugel durch den Hals. Es lief noch eine ganze Strecke wie wüthend mit mir vorwärts, so daß ich mit der Erste war, der in ein preußisches Quarrée eindrang, und stürzte dann plötzlich mit mir zusammen. Ich kam nun unter die Hufe der wild eindringenden Rosse unserer Reiterei zu liegen und

wäre fast von denselben zu Brei getreten worden. Durch einen wahren Glücksfall erhielt ich nur eine leichte Quetschung, und raffte mich sonst ganz unverletzt wieder aus all dem Getümmel auf. Mein normann'sches Roß befand sich weit von uns weg bei der Bagage, und so mußte ich mir denn für den Augenblick ein anderes Pferd zu verschaffen suchen. Ein umgeworfener preußischer Munitionswagen stand ganz verlassen auf dem Felde da, ich hieb mit meinem Säbel die Stränge des kleinen Bauernpferdes, das vor denselben gespannt war, durch und schwang mich auf den Rücken desselben. Auf diesem ungesattelten elenden Pferde ritt ich nun wieder zu meiner Eskadron, und machte mit derselben noch einige Angriffe auf preußische Reiterei mit, die wir langsam zurückdrängten, ohne sie jedoch völlig in die Flucht zu schlagen. Erst in später Nacht endete dies Gefecht, denn wir verfolgten die Feinde noch eine lange Strecke weit. Das war denn ein schöner Tag gewesen, und obgleich wir Alle sehr ermüdet waren, jubelten und sangen viele Lanciers doch bei den Bivouacfeuern, die wir unweit Etoges angezündet hatten, noch lange fort. Die Einwohner der Umgegend, die hoch erfreut waren über die den Feinden beigebrachte tüchtige Schlappe, brachten uns Wein und Lebensmittel aller Art aus ihren heimlich verborgenen Vorräthen. Wenn aber ein Soldat am Tage gesiegt und des Abends noch guten Wein zu trinken hat, so vergißt er leicht alle Beschwerden und Ermüdungen und ist heiter und guter Dinge.

Nach diesem siegreichen Gefechte blieben wir jetzt einige Tage unweit von Montmirail ruhig in Kantonnirungen stehen, und diese Rast war besonders auch für unsere total erschöpften Pferde dringend nothwendig. Da die Bewohner uns reichlich mit Lebensmitteln versorgten, so konnten wir auch wieder etwas zu Kräften kommen. Ein heftiges Gefecht hatten wir am 18. Februar bei Nangis besonders mit Oesterreichern und Württembergern. Ich ward bei dieser Gelegenheit als Ordonnanzofficier zum Kaiser Napoleon geschickt, den

ich auf einer Anhöhe fand, auf der einige 50 Geschütze zusammengestellt waren, um die feindlichen Reihen mit einem wahren Kugelregen zu überschütten. Mitten zwischen diesen Kanonen, die von allen Seiten krachten, daß die Erde erbebte, war der Kaiser Napoleon eifrig mit der Richtung derselben beschäftigt. Vielfach schlugen die feindlichen Kugeln bei ihm ein und zerschmetterten Geschütze und Artilleristen; ruhig und eisern aber, als kümmere ihn diese Gefahr nicht im Mindesten, stand unser Kaiser da. Ich mußte eine Zeit lang in seiner Nähe warten, bis ich meine Meldung anbringen konnte, und hatte so recht Gelegenheit, ihn zu beobachten. Als wenn sein Gesicht aus Bronce gegossen wäre, so ruhig und unbeweglich war es in all diesem Getöse, und kein Zug desselben regte sich, und mochten die Kugeln ihn auch noch so sehr umsausen.

Als ich meine Meldung in möglichst kurzem Tone gemacht hatte, gab der Kaiser mir zuerst die nöthigen Gegenbefehle an den General in sehr bestimmter und klarer Weise. Dann sah er mich einen Augenblick an, erkannte mich wieder und sagte: „Ah, Sie sind es, Lieutenant, halten Sie sich nur brav, Frankreich kann tüchtige Officiere jetzt wohl gebrauchen". Nach diesen Worten wandte sich der Kaiser wieder zu seinen Kanonen und wies mehreren schweren Geschützen die Stelle in der feindlichen Schlachtlinie an, nach welcher sie ihr Feuer richten sollten.

Als die Württemberger und Oesterreicher ihren Rückzug antraten, gab ein Theil unserer Reiterei ihnen noch tüchtig das Geleite und hieb Viele derselben in die Pfanne. So war dies denn wieder ein Sieg, den unser Kaiser trotz der feindlichen Uebermacht erfochten hatte, und man kann sich denken, daß wir nicht wenig vergnügt darüber waren.

Unsere Feinde, die schon geglaubt hatten, in den nächsten Tagen ganz gemüthlich in Paris einziehen zu können, sahen jetzt doch, daß dies keine so leichte Sache sei und sie vorher noch manche harte Nüsse aufknacken müßten. Vorläufig

traten sie denn wieder ihren Rückzug an, und voll der besten Siegeshoffnungen folgte ihnen unser Heer. Zu thun gab es in diesen Tagen, als wir den Rückzug der Feinde belästigten, ungemein viel für uns, und besonders unsere Pferde wurden hart mitgenommen.

Am 7. März hatten wir denn wieder bei Craonne ein sehr heftiges Gefecht mit den Russen und Preußen. Besonders der Marschall Ney zeichnete sich hier wieder so recht aus, und es war wirklich eine Freude, zu sehen, mit welcher Ruhe und kaltblütiger Umsicht er die Grenadiere der Garde zum Sturm gegen die von den Feinden besetzten Hügel führte. Wahrlich, als wären die feindlichen Kugeln nur lose Schneeballen, so ruhig und sicher marschirten diese Braven, „den Bravsten der Braven" an ihrer Spitze, in das feindliche Feuer. Aber der Widerstand der Feinde, die gewiß eine dreifache Uebermacht hatten, war hier zu groß, es wollte nicht glücken, und wiederholt mußte der tapfere Marschall umkehren, nachdem ganze Reihen seiner Grenadiere die Wahlstatt mit ihren Leichen bedeckten. Jetzt erhielten auch wir Reiter endlich den Befehl, die Russen zu attaquiren. Schon lange waren wir ungeduldige Augenzeugen davon gewesen, wie sehr sich unsere Infanterie hatte aufreiben müssen, und gingen daher jetzt mit lebhaftem „en avant, en avant!" vor. Wenn auch die Hauptstellung der Russen durch eine tiefe Schlucht, die wir nicht passiren konnten, gedeckt war, so attaquirten wir dafür ihre Reiterei desto mehr. Besonders Kosaken, die sich uns zu widersetzen wagten, hauten wir tüchtig zusammen. Ich erkannte unter diesen Kosaken einen Officier wieder, der die Eskorde befehligte, die mich als russischen Gefangenen eine Zeit lang begleitet hatte. Dieser Officier war damals sehr roh und brutal gegen uns gewesen, und wenn wir vor Hunger und Kälte erschöpft uns nur noch mit Mühe fortschleppen konnten, hatte er seinen Leuten befohlen, mit ihren Lanzen auf uns zu stoßen und zu schlagen. Als bei dieser Gelegenheit ein armer verwundeter Voltigeur,

dessen Wunde abermals getroffen war, laut vor Schmerz aufschrie, sagte er lachend seinen Leuten: „Seht ihr, daß diese Franzosen Hunde sind, die nur heulen, aber nicht beißen können".

Wie ich nun diesen Kosaken hier wieder mitten unter den Feinden erblickte, packte mich ein gewaltiger Zorn und ich beschloß, denselben wo möglich niederzuhauen. Ich drückte meinem Normann mit aller Gewalt die scharfen Sporen in die Flanken, daß er sich hoch aufbäumte und mehrere der kleinen Kosakenpferde bei Seite warf. So drang ich denn zu dem Officier durch, und stieß mit gewaltiger Wuth auf denselben los. Im Anfang suchte er sich gegen meine ungestümen Angriffe zu vertheidigen, und auch ein Kosak, der ihm zu Hülfe kam, streifte mich leicht mit seiner Lanze; aber bald glückte es mir, dem Feinde meinen langen Pallasch so in die Brust zu bohren, daß er tödtlich getroffen vom Pferde sank. Ich rief dem Sterbenden nun noch auf russisch zu: „Sind die Franzosen nun noch Hunde, die nur zu heulen und nicht zu beißen verstehen?" und war sehr erfreut, mich so gerächt zu haben. Bei diesem Gefechte bei Craonne verlor unser Regiment auch noch einen Eskadrons-Chef, einen ungemein braven Soldaten, der dem Kaiser schon an 15 Jahren in allen Feldzügen wacker gedient hatte. Eine feindliche Kanonenkugel riß ihm beide Füße fort und tödtete zugleich sein Pferd. Mit den Worten: „Vorwärts, Soldaten, rächt meinen Tod, vive l'empereur!" sank er sterbend zusammen. Wegen dieses Verlustes wurde ich am Abend noch als erster oder vielmehr einziger Lieutenant zu einer anderen Eskadron versetzt, deren Capitain zum Eskadrons-Chef befördert ward. Bei den großen und steten Verlusten, die wir hatten, konnte eine rasche Beförderung der Ueberlebenden natürlich nicht ausbleiben. Es waren oft kaum nachbleibende Officiere genug vorhanden, um die vielen Lücken in den Reihen ihrer Vorderleute stets genügend ausfüllen zu können, und es gab viele Compagnien und Eskadrons, die nicht mehr als zwei, ja theilweise selbst nur einen einzigen Officier noch hatten.

Am 8. März lag ich in Malmaison bei der Wittwe eines Stabschirurgen, der in Rußland geblieben war, im Quartier. Ihren Mann und zwei Söhne hatte diese brave Frau nun schon auf den Schlachtfeldern des Kaisers verloren, und von ihren noch lebenden 2 Söhnen stand der Eine als Officier bei der Besatzung von Magdeburg, der Andere als Chirurgen-Major bei dem Soult'schen Korps unweit der spanischen Grenze. Es war eine ungemein brave Frau, die sich als die begeistertste Anhängerin unseres Kaisers zeigte und mir wiederholt sagte, daß kein Opfer ihr zu groß für dessen Dienste dünke. Jetzt lebte sie mit ihrer nicht mehr ganz jungen und etwas verwachsenen Tochter Josephine in einem kleinen Häuschen bei Malmaison, und hatte schon sehr von den Lasten des Krieges gelitten, trotzdem aber ihren Muth und ihre Zuversicht noch keinen Augenblick verloren. Da die Wunde an dem kleinen Finger meiner linken Hand sich sehr verschlimmrt hatte, so nahm Madame Faniau, so hieß die Frau, eine Operation an demselben vor, was sie gleich dem besten Chirurgus verstand. Diese Operation verschaffte mir damals große Erleichterung; einige Tage später sollte ich der Alten noch viel mehr, ja wahrscheinlich die Erhaltung meines Lebens verdanken, daher ich ihr Andenken stets in ehrender Erinnerung behalten werde.

Am 9. März nun begannen wir die für uns ungünstige Schlacht von Laon. Wie groß an diesem Tage die Ueberlegenheit der Feinde gewesen sein muß, zeigt ein Bericht, den wir bei einem am Morgen früh von unseren Patrouillen gefangen genommenen russischen Officier fanden. Darnach sollten an 65,000 Russen und 41,000 Preußen uns gegenüberstehen, während unser Heer unter dem Kaiser Napoleon höchstens 33,000 kampffähige Streiter zählte. Unser Muth ward aber durch dies Mißverhältniß nicht im Mindesten gebrochen. War doch unser Kaiser Napoleon an unserer Spitze, und das Vertrauen aller Truppen in das Schlachtengenie desselben war so groß, daß sie unter seiner Führung nie den

Muth sinken ließen. An den Gefechten des ersten Schlachttages nahm die Reiterei nur geringen Antheil, es war mehr ein Tirailleur- und Artilleristenkampf. Nur einige Abtheilungen des Korps vom Marschall Marmont ließen sich von den Preußen überfallen und in die Flucht schlagen, ohne eine so tapfere Gegenwehr, wie man sie von französischen Soldaten gewohnt war, zu leisten. Ich erinnere mich noch recht gut, welch lebhaften Unwillen dies unter uns erregte, als wir am Abend bei unsern Bivouacsfeuern Nachricht davon erhielten. Der alte Capitain, der die Eskadron, bei der ich zuerst diente, befehligte, sagte noch: „Wäre ich der Kaiser, ich ließe Jeden der Herren Marschälle, dessen Korps durch seine Schuld geschlagen wurde, auf der Stelle vor ein Kriegsgericht stellen und zusammenschießen. Marschälle kann der Kaiser immer genug bekommen, aber keine Soldaten mehr. Werden diese Herren jetzt zu dick und vornehm, um ihre Schuldigkeit zu thun, nun so jage man sie zum Teufel und ernenne Andere an ihre Stelle". So sagte damals der alte Capitain; und dies war die Meinung des größeren Theiles der Soldaten und Subaltern-Officiere. Ja, wäre doch dort schon der Marschall Marmont, der seinen früheren glänzenden Ruhm nachher so schändete, zum Teufel gejagt worden, er hätte seine spätere Verrätherei vor Paris nicht ausführen können, und der Thron Napoleons wäre so wahrscheinlich für immer erhalten geblieben. Sacre dieu, das wären ganz andere Zeiten geworden, und auch ich hätte wohl ein besseres Schicksal dann gefunden.

Am Morgen des 10. fing der Kanonendonner wieder von Neuem an, und lange ward mit abwechselndem Erfolg von beiden Seiten gestritten. Bald drängten unsere Truppen die Feinde zurück, dann diese wieder uns, und so ging es hin und her. Die Eskadron, bei der ich stand, und die vom übrigen Regiment getrennt worden war, eskortirte längere Zeit Artillerie, die bei dem Dorfe Clacy die Stellung der Russen und Preußen lebhaft und mit gutem Erfolg beschoß. Endlich ward aber das feindliche Feuer zu stark, und wir

mußten in völliger Ordnung und ohne von den Feinden nur im Mindesten verfolgt zu werden, den Rückzug antreten.

Am 11. März hatten wir des Nachmittags in Soissons eine Musterung vor dem Kaiser Napoleon. Es war wahrlich kein glänzendes Schauspiel, das wir darboten, und die Revue, die der Kaiser Napoleon bei dem Beginn des russischen Feldzuges vor dem Uebergang über den Niemen über die Truppen abhielt, bot ein ganz anderes Schauspiel dar. Viele unserer jungen Soldaten waren so ermüdet und erschöpft, daß sie kaum noch in Tritt und Schritt zu marschiren vermochten, und die Lücken in den Regimentern zeigten sich sehr stark. Zwanzig bis dreißig Mann bildeten oft nur eine Compagnie, und ganze Divisionen betrugen nicht mehr als 1000 Soldaten. Dazu bestand die Hälfte der Infanterie fast nur aus schlecht bewaffneter und nur halb uniformirter Nationalgarde, und gar viele Uniformsstücke der Feinde, die auf den Schlachtfeldern erbeutet waren, wurden von den Soldaten getragen. Auch die Reiterei und Artillerie gewährte theilweise einen noch übleren Anblick als die Infanterie. Die Pferde derselben waren größtentheils sehr mitgenommen und ermüdet, und die Satteldrücke und andere Wunden, die viele derselben hatten, und die oft schon in Eiterung übergegangen waren, verbreiteten keinen sonderlich angenehmen Geruch. Trotz dieses übeln Aussehens und seiner geringen Zahl, war es aber doch noch ein kräftiges, vollkommen schlagfertiges Heer, über welches unser Kaiser jetzt gebot. Noch war der Muth der Soldaten ungebeugt, ihr Vertrauen auf ihren hohen Führer nicht im Mindesten erschüttert. Mit jubelndem „vive l'empereur!“ begrüßten alle vorbeimarschirenden Korps den Kaiser, und mit solchem Zurufe waren sie auch gewohnt in das feindliche Feuer hineinzumarschiren und die Reihen der Feinde oft zurückzuwerfen. Der Kaiser selbst, den ich bei dieser Gelegenheit im Feldzuge von 1814 zum letzten Mal sah, hatte ein finsteres, trübes Ansehen und schwere Sorgen schienen ihn zu drücken. Stand doch ganz Europa damals

in den Waffen, um gegen den auf sich selbst angewiesenen Napoleon zu fechten. Wahrhaftig, da konnte demselben wohl der Kopf voll böser Sorgen stecken, und er nicht so lustig dreinschauen wie ein junger Lieutenant, der so eben funkelnagelneu seine Officiersepaulettes erhalten hat. Nur als die auch schon sehr zusammengeschmolzenen Bataillone der Grenadiere seiner alten Garde an ihm vorbeimarschirten, und ihr jubelndes „vive l'empereur“ erschallen ließen, erheiterte sich des Kaisers Angesicht auf einige Augenblicke. Das konnte er auch wohl, denn eine gleiche Leibwache hat nie ein Monarch je auf Erden gehabt, und schwerlich wird auch jemals wieder eine solche gebildet werden.

Am 13. März machten wir wieder einen Angriff auf die Feinde und erstürmten die Stadt Rheims. Wie fast immer, wo der Kaiser persönlich befehligte, begann das Gefecht mit einer gewaltigen Kanonade. An 50 französische Geschütze waren auf einen Haufen zusammengefahren, und ließen ihr Feuer in die feindlichen Reihen spielen. So etwas bringt schon eine tüchtige Wirkung hervor und macht die feindlichen Massen mürber, daß nachher die Reiterei besser einzuhauen vermag. Das thaten wir denn auch später an diesem Tage nach besten Kräften. Russische Dragoner waren unsere Gegner, und wir warfen dieselben gehörig zurück. Einen russischen Officier brachte ich bei dieser Gelegenheit aus dem Sattel, nachdem er mir meine Chapka abgehauen hatte. Ich machte in dem Gefecht mit ihm, wie mir noch erinnerlich ist, ein Manöver, was mir bei dem Regimente in Spanien ein alter Unterofficier beigebracht hatte. Es besteht darin, sich vorn ganz auf den Sattel niederzubücken und dann von Unten auf den Feind mit dem Pallasch in die Brust oder den Unterleib zu stoßen. Glückt so ein Stoß, so bringt er gewöhnlich tödtliche Wirkung hervor, während bei den gewöhnlichen Hieben oft nicht allzuviel herauskommt.

Am Nachmittag stürmten wir die Thore der Stadt Rheims selbst, die von den Russen noch lebhaft vertheidigt

wurden. „En avant, en avant!“ hieß es wieder, und die Trompeten schmetterten lustig das Signal zur Attaque. Ich war mit in der vordersten Reihe unserer Eskadron, als plötzlich eine russische Kartätschensalve auf uns loskrachte. Eine Kugel streift mir die linke Seite, eine andere reißt mir den linken Schenkel auf, während auch mein Pferd tödtlich getroffen wird. Einige Schritte rennt dasselbe noch mit mir fort, und ich halte mich mühsam mit beiden Händen noch am Sattelknopfe fest, dann stürzt es todt mit mir zusammen. Auch mir schwand jetzt von dem Fall und der Wunde die Besinnung auf mehrere Stunden. Nur dunkel entsinne ich mich noch, daß ich gleichsam mechanisch mich dicht an den Leichnam meines Pferdes schmiegte, um so mehr vor dem Getümmel des Kampfes, das über mich hinwegbrauste, geschützt zu sein. Dumpfen Lärm hörte ich noch längere Zeit mir über den Kopf hinwegbrausen, weiter weiß ich nichts mehr, und auch nicht, wie lange ich auf solche Weise gelegen habe.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf einer Schütte Stroh in einem Hofraum, und beim Scheine einer Laterne waren einige französische Chirurgen beschäftigt, einen Verband um meine Wunden zu legen. Der heftige Schmerz, den mir dies verursachte, weckte mich aus meiner Betäubung. Dabei hörte ich, wie ein Chirurg zu dem andern sagte, es könne leicht sein, daß mein linkes Bein in der Hüfte amputirt werden müsse, und er habe dann eine recht gute Gelegenheit, seine Geschicklichkeit bei dieser Amputation zu beweisen. Sacre dieu, das waren denn keine sehr tröstlichen Worte für mich. Da die Stadt Rheims leicht wieder von der feindlichen Uebermacht genommen werden konnte, so kam der Befehl, daß alle Verwundeten, die den Transport einigermaßen ertragen konnten, weiter zurück transportirt werden sollten. Nachdem mir daher der erste Verband nothdürftig angelegt, ward ich mit noch zwei anderen schwer verwundeten Officieren auf einen zweirädrigen Karren, der mit Stroh ausgefüllt war, gelegt und langsam gegen Paris zu gefahren. Das war eine

sehr schlechte Fahrt, fast eben so schlimm, wie jene im Jahr 1811 nach meiner Verwundung bei Fuentes d'Onoro. Ich litt oft die heftigsten Schmerzen an meinen beiden Wunden, und jeder Stoß, jedes Rütteln des Karrens in den schon sehr ausgefahrenen Wegen vermehrte dieselben noch mehr. Einer meiner Leidensgefährten, der schwer am Kopfe verwundet war und viel aushalten mußte, starb auf dieser Fahrt. Es war ein noch sehr junger Artillerie-Officier, der vor drei Monaten erst aus der polytechnischen Schule in das Regiment eingetreten, und jetzt schon den Tod für seinen Kaiser fand. Mit den Worten: „ma pauvre mère, priez pour votre fils" hauchte er sein Leben aus, nachdem er einige Augenblicke vorher noch mit letzter Kraft „vive l'empereur!" gerufen.

Als wir am andern Tage durch Malmaison kamen, wollte der glückliche Zufall, daß mich die schon erwähnte verwachsene Tochter der alten Wittwe eines Chirurgen-Majors, bei der ich einige Tage vorher in Quartier gewesen war, auf meinem Karren erblickte. Sogleich bittet das brave Mädchen ihre Mutter, daß dieselbe mich doch in ihre Wohnung aufnehmen und bis zu meiner völligen Heilung verpflegen möge. Obgleich die Wittwe nun selbst sehr beschränkt wohnte, und auch nur wenige Einkünfte bei vielen Ausgaben, die der Krieg brachte, hatte, so willigte ihr mitleidiges Herz doch in dies Begehren der Tochter ein. Auf ihr Verlangen ward ich nun in ihr Haus gebracht, dort wo möglich die Heilung meiner Wunden zu finden. Die Tochter trat mir ihr kleines Kämmerlein ab, und zog in das Stübchen ihrer Mutter, damit es mir ja nicht an Ruhe und Bequemlichkeit fehlen möge. Als wenn ich ihr eigener Sohn sei, mit solcher Treue und Sorgfalt hegten und pflegten mich jetzt diese beiden Frauen, und ich kann nicht mit Worten den Dank ausdrücken, den ich denselben schuldig bin. Und dabei war diese ganze Pflege vollkommen uneigennützig, denn ich ersetzte ihnen nur die baaren Auslagen wieder, die sie für mich gehabt hatten. In 40 Napoleonsd'or bestand noch mein ganzes Vermögen;

150 derselben führte ich noch als Vermächtniß des in Rußland gebliebenen Artillerie-Officiers bei mir, über welche ich ganz nach Belieben verfügen konnte. Ungefähr die Hälfte derselben habe ich später, von Noth getrieben, für mich selbst verwandt, wozu ich auch nach dem Willen meines Freundes vollkommen berechtigt war, den Rest aber an Invaliden vertheilt.

Die ersten 4 — 6 Wochen, die ich mich bei dieser edelmüthigen Wittwe befand, lag ich fast immer besinnungslos in heftigem Wundfieber. Eine sehr gefährliche Operation, die ein sehr geschickter Chirurgen-Major der Armee vornahm, mußte ich noch an der Wunde an meinem Fuße bestehen, doch ward eine Amputation desselben glücklicher Weise vermieden. Diese Besinnungslosigkeit bewahrte mich auch, ein Augenzeuge der vielen Unglücksfälle zu sein, die unseren Kaiser und sein Heer jetzt betrafen. Wie schrecklich wirkte die Nachricht auf mich, der ich von der Krankheit noch sehr geschwächt war, als ich zuerst hörte, Paris sei durch schändlichen Verrath an die Feinde übergeben worden, der Kaiser habe abdanken müssen und sei schon auf dem Wege nach Elba, von unserem Heer sei aber das, was noch von den letzten Gefechten übrig geblieben, jetzt aufgelöst worden, um neu organisirt zu werden. Zuerst wollte ich diese Schreckenskunde, die ich für ein bloßes Mährchen hielt, gar nicht glauben, als ich aber endlich ihre nur zu wahre Bestätigung empfing, da wirkte dieselbe so erschütternd auf mich, daß ich in ein heftiges Nervenfieber verfiel und mein Leben von Neuem in Gefahr schwebte. Gar wild soll ich damals phantasirt und nur von Gefechten und Kanonaden gesprochen haben, wie mir später oft die Wittwe erzählte. Endlich erholte ich mich sehr langsam wieder, und konnte nun so nach und nach alle die vielen schrecklichen Nachrichten ertragen, mit denen mein Ohr nur zu reichlich versehen ward. Ja das waren traurige Tage, und so schonend es auch geschah, konnten meine Pflegerinnen doch nicht umhin, mir fast jeden Tag etwas mitzutheilen, was mich erschütterte. In den vielen einsamen

Stunden, in denen ich mich, von geistigen wie körperlichen Schmerzen gequält, schlaflos auf meinem Lager umherwälzte, wünschte ich oft, daß die Kugel einige Zoll höher in die Brust hätte dringen und so meinem Leben gleich ein Ende machen mögen. Dazu ging es mit der Heilung meiner Fußwunde, die bei Weitem die gefährlichste war, denn die Verletzung in der Seite zeigte sich als nur leicht, ungemein langsam vorwärts. Es kamen noch häufig einzelne Knochensplitter, die herausgenommen werden mußten, zum Vorschein, und ich hatte viele Schmerzen. So mußte ich wohl über 5 Monate unausgesetzt das Lager hüten, und dies war eine harte Prüfung für mich. Sehr viel verkürzten in dieser Leidenszeit die Erzählungen der Mutter oder Tochter, von denen abwechselnd fast immer eine an meinem Bette saß, mir die Zeit. Die Mutter war weit in der Welt umhergekommen, und hatte in der Begleitung ihres Mannes Manches gesehen und erfahren. Die Tochter dagegen hatte einen häuslichen und friedlichen Sinn. Sie war sehr religiös gestimmt, und wollte als barmherzige Schwester in ein Kloster eintreten, was sie auch später ausführte. Nun, den Himmel hat sie sich gewiß schon hier auf Erden verdient, denn ein besseres, mehr aufopferndes und weniger an sich selbst denkendes Wesen habe ich auf der ganzen Welt nicht kennen gelernt. Ich hatte bisher bei meiner vernachlässigten Jugenderziehung und dann dem wilden Leben in den Feldlagern mich sehr wenig um religiöse Dinge bekümmert und alles Derartige, das einem guten Soldaten weiter nichts nütze, für Narrenspossen gehalten. Den Belehrungen und Ermahnungen dieses guten Mädchens verdanke ich aber große Besserung hierin, und habe seitdem gefunden, daß auch die Religion gar nicht übel für einen braven Soldaten passe. Was man so einen Betbruder oder Kopfhänger nennt, bin ich deshalb wahrlich nicht geworden, und derartige Menschen gehören auch nicht in die Uniform, aber meinen Gott trage ich seitdem im Herzen, und an seinen Sohn, unsern Erlöser Jesus Christus, glaube ich

auch ganz fest. Nur zu einem eifrigen Katholiken vermochte das fromme Mädchen mich nicht zu machen, so viele Mühe sie sich auch deshalb gab. Ob Katholik oder Protestant, mir dünkt das Alles eins, wenn einer nur das Herz auf dem rechten Fleck hat und ein braver Kerl ist. Nur lauter Aeußerlichkeiten sind es, ob einer nun seinen Gott auf die eine oder die andere Weise anbetet, gleichwie es auch gute Regimenter geben kann, mögen sie nun nach diesem oder jenem Reglement einexercirt sein. Ich weiß wohl, daß solche Ansichten Vielen, die es äußerlich mit der Religion halten, und im Innern ein desto schwärzeres Herz haben, mißfallen mögen, aber ich kann mir nicht helfen, ich habe sie nun einmal und muß sie auch aussprechen. Wenn man nun so, wie ich, so weit in der Welt herumgekommen ist und in drei Erdtheilen als Soldat gefochten hat, lernt man die Menschen wahrhaftig kennen und weiß, was an ihnen ist.

An 5 Monate mußte ich unausgesetzt auf dem Bette liegen, bis ich erst wieder an einem Stock im Zimmer herumhumpeln konnte. Bis aber mein Fuß wieder ganz gut und gesund war, vergingen wieder noch einige Monate, und erst beim Beginn des Jahres 1815 konnte ich denselben vollständig wieder gebrauchen, er hatte seine alte Stärke und Kraft wieder erlangt. So hatte ich also eine lange Krankheitsgeschichte durchzumachen, und von allen meinen vielen Blessuren hat mir keine mehr so viel zu schaffen gemacht, wie dieser Schuß am Fuße bei dem Sturm auf Rheims.

Nun ich hatte auch vollauf Zeit, mich zu pflegen, und ich glaube, wenn ich nur irgendwo nöthig gewesen wäre, hätte meine Heilung auch viel raschere Fortschritte gemacht. Leider war dies aber nicht der Fall. Ich hatte, als ich wieder aus dem Bette aufstehen konnte, sogleich an das Kriegsministerium in Paris geschrieben, um Auszahlung meines rückständigen Soldes und um fernere Anstellung gebeten. Zuerst erhielt ich gar keine Antwort hierauf; als ich aber zum zwei-

tenmal schrieb, empfing ich ein sehr unhöfliches Schreiben, ich möge das Kriegsministerium nicht mit so unbegründeten Ansprüchen mehr belästigen. Man fände meinen Namen nirgends in den noch vorhandenen Listen als Officier aufgeführt, und der Oberst des Regiments, auf deßen Zeugniß ich mich berufe, sei bei Arcis geblieben. Das war denn eine gar schlimme Geschichte für mich, und ich mußte am Ende befürchten, daß man mich gar nicht als Officier anerkennen würde. Allzufreundlich waren die Bourbons damals nicht gegen die früheren napoleonischen Officiere gesinnt, und man suchte dieselben zu verdrängen und schlecht zu behandeln, wo man nur konnte. Es waren jetzt wieder sehr viele vornehme, junge Adlige vorhanden, feine, elegante Herrchen, die lange Jahre emigrirt gewesen waren, und denen wollte man so viel als möglich alle Officiersstellen in den Regimentern geben.

Was ich jetzt ferner anfangen wollte, wenn ich nicht wieder als Soldat eintreten konnte, wußte ich nicht, da ich nicht viel Anderes gelernt hatte. Vorläufig suchte ich meine Gesundheit wieder ganz herzustellen, und lebte still und ruhig bei der braven Wittwe, der ich monatlich 60 Frcs. für Wohnung und Beköstigung zahlte. In meinen vielen Mußestunden, besonders in den langen Abenden, las ich historische, geographische und militärische Bücher, die mir ein früherer alter General, der in Malmaison lebte, gerne geliehen hatte. Als ich wieder etwas mehr zu Kräften gekommen war, ritt ich die Pferde dieses Generals spazieren, und erhielt dafür manch gutes Frühstück und manche Flasche edlen Weins von demselben. Ich hatte mir überhaupt den Plan gemacht, im Frühling nach Paris oder Lyon zu gehen, um zu versuchen, mir dort meinen Unterhalt durch Reitunterricht und Pferdezureiten zu verdienen. Doch es sollte vorerst noch anders kommen — unser Kaiser Napoleon noch erst wieder seinen Siegesflug durch ganz Frankreich halten. Unter diesen friedlichen Beschäftigungen kam allmählig der Frühling heran, und da ich jetzt vollkommen wieder geheilt war und so gesund

und kräftig wie je, so mußte an den zukünftigen Erwerb gedacht werden. Mich lange auf die Bärenhaut zu legen und nichts zu thun, ist überhaupt nie meine Sache gewesen, und ich hätte es nicht gemocht, selbst wenn ich das Geld dazu gehabt, was freilich auch niemals in meinem ganzen Leben der Fall war.

Zweites Kapitel.

Nachricht von der Landung des Kaisers Napoleon. Wiedersehen desselben. Jubelnder Marsch durch ganz Frankreich. Einzug in Paris.

Mit herzlichen Dankwünschen für die edelmüthige Pflege, die ich in ihrem Hause erhalten hatte, nahm ich am 1. März 1815 Abschied von der Wirthin und ihrer Tochter, um nach Marseille zu reisen. Ich hatte nämlich gehört, daß ich in dieser Stadt mein Glück am ersten machen könne, und wollte nun versuchen, dort Beschäftigung als Bereiter zu erhalten. Meine Uniform war zu schlecht und abgetragen, und so hatte ich mir einen Civilanzug machen lassen, nahm aber meine Pistolen und meinen Säbel mit, da ich mich von denselben, die von großer Güte waren, nicht gerne trennen wollte. Freilich hoffte ich damals noch nicht, daß ich so bald wieder von denselben Gebrauch machen würde. Sehr erfreute mich übrigens auf dieser Reise die große Anhänglichkeit fast aller Stände an unsern Kaiser Napoleon. Ueberall hörte ich das Lob desselben, fast Jeder wünschte seine Rückkehr, da die Zustände, welche die Bourbons jetzt in Frankreich einführen wollten, kaum noch ferner zu ertragen sein würden. So entsinne ich mich noch, wie mir der Conducteur der Messagerie, mit der ich nach Lyon fuhr, eine Menge Details erzählte, wie tief der Haß aller Soldaten gegen ihr jetziges Oberhaupt sei. Er war ein alter gewesener Unterofficier der Artillerie, der deshalb noch sehr viel mit seinen ehemaligen Kameraden zusammenkam. „Mein Lieutenant“, sagte er mir noch, „Sie

sollten sehen, wenn unser kleiner Korporal nur wieder zurückkehren wollte, die ganze Armee, ohne Ausnahme, würde sich wieder unter seinen Befehl stellen, und die Bourbons mit allen ihren vornehmen Edelleuten, die jetzt so stolz auf uns herabblicken, müßten in voller Eile aus dem Lande laufen. Parbleu, das wäre aber ein freudiger Anblick". So sprach dieser Conducteur, und ähnliche Aeußerungen konnte man unzählige an allen öffentlichen Orten hören. Besonders in Lyon, wo ich mich einige Tage aufhalten wollte, war die Stimmung sehr günstig für den Kaiser. Ich fand daselbst einen alten Kriegskameraden, der als Quartiermeister mit mir zusammen bei dem polnischen Lanciers-Regiment in Spanien gestanden hatte. Jetzt war derselbe Aufseher in den Ställen des Postmeisters von Lyon, und stand so mit allen Kourieren und Conducteuren in Verbindung. Ich saß am Tage nach meiner Ankunft grade in einem Wirthszimmer bei einer Chopine guten Weines, da kam mein alter Kriegskamerad plötzlich fast athemlos hereingelaufen. „Er ist da, er ist da, Hussah"! rief er schon von Weitem, als er mich erblickte. „Wer denn"? fragte ich, anfänglich starr verwundert.

„Was, wer denn"? fragt der noch gar. „Wer denn anders, als unser kleiner Korporal und großer Kaiser, unser Napoleon. So eben kam ein Kourier, ein alter Bekannter von mir, hier durch, der meldete, daß unser Kaiser Napoleon bei Cannes gelandet und jetzt schon auf dem Marsche nach Digne ist. Es ist ganz gewiß." So wie ich diese Worte hörte, sprang ich vor Freuden hoch auf, warf meine Mütze in die Luft, umhalste meinen früheren Kameraden, und fing fast mit ihm in der Stube zu tanzen an, stets ausrufend: „vive l'empereur!" worin alle Anwesenden jubelnd mit einstimmten.

In dem Zimmer war ein alter Gensdarm, der stand jetzt auf, verbot den Ruf, und wollte uns Beide arretiren, weil wir denselben zuerst gethan hatten.

„Was, Kamerad, mich arretiren? weil ich „vive l'empereur" gerufen? Geh, das ist dein Ernst nicht. Besieh doch

dein Kreuz der Ehrenlegion auf der Brust. Hat Dir dies nicht unser Kaiser gegeben? Du würdest es ja nie mehr ansehen können, ohne vor Scham zu erröthen, wenn du uns aus diesem Grunde jetzt arretiren wolltest", antwortete ihm der Brigadier. So wie der Gensdarm, ein alter Veteran, diese Worte hörte, ward die Erinnerung an seinen Kaiser so wach in ihm, daß er rief: „Und wenn ich auch heute noch meinen Dienst verliere, ich kann nicht anders, als ebenfalls in den Ruf „vive l'empereur" mit einstimmen", und alle Anwesenden im Zimmer thaten dies auch, und es war nichts als Jubel und Freude. Mit Blitzesschnelle hatte sich die Kunde von der Ankunft Napoleons jetzt in ganz Lyon verbreitet. Ueberall auf den Straßen rottete sich das Volk zusammen und rief: „vive l'empereur!" Auch die Truppen, die aufmarschirt waren, und gegen das Volk einschreiten sollten, hatten gleiche Gesinnung. Ein junger Stabsofficier, so ein vornehmes Herrchen, dem man es schon äußerlich ansah, daß er noch nicht viel gethan hatte, — wahrscheinlich ein zurückgekehrter Emigrant — sprengte wüthend zu einem alten Capitain, der mit seiner Grenadier-Kompagnie auf dem Platze Belaut aufmarschirt war, heran, und befahl Feuer auf die Kanaille zu geben, die solch aufrührerisches Geschrei auszustoßen wage.

Der alte Capitain aber sagte: „Mein Herr, unter dem Rufe „vive l'empereur" habe ich in 10 Feldzügen meine Soldaten gegen die Feinde geführt. Ich werde jetzt nicht schießen lassen, weil französisches Volk diesen glorreichen Ausruf ertönen läßt, und verlasse den Dienst des Königs auf der Stelle." Mit diesen Worten zerbrach er seinen Degen und warf die Stücke dem Generalstabs-Officier vor die Füße. Seine Grenadiere riefen aber laut ihr „vive l'empereur", machten rechtsum, und marschirten in ihre Kasernen zurück.

Mit dem früheren Brigadier machte ich jetzt noch aus, daß ich schon am andern Morgen nach Grenoble abfahren würde, um so bald als möglich den Kaiser zu erreichen. Er

selbst sollte noch vorläufig hier in Lyon bleiben, da er grade in seiner jetzigen Stellung der kaiserlichen Sache viel nützen konnte. „Alle Kourire, die dem Kaiser feindlich gesinnt sind, sollen gewiß schlecht und langsam befördert werden, und meine Postillons, die mir alle treu ergebene Gesinnung haben, sollen sich kein Gewissen daraus machen, denselben wo möglich die Wagen zu zerbrechen oder sie umzuwerfen. Kann ich aber eine für den Kaiser günstige Nachricht verbreiten lassen, so soll das Pferdefleisch gewiß nicht theuer sein", sagte er mir noch beim Abschied, und fing sogleich an, in dieser Hinsicht zu wirken.

Auf dem Wege von Lyon nach Grenoble, den ich mit der Diligence machte, fand ich überall Freude und Jubel unter dem Volke, daß der Kaiser wieder nach Frankreich zurückgekehrt sei. Besonders auch alle ehemaligen Militärs, die jetzt im Civildienst thätig waren, theilten diese Freude, und thaten was nur in ihren Kräften stand, der kaiserlichen Sache förderlich zu sein.

Als ich in Grenoble angekommen war, herrschte daselbst unter den Truppen die wildeste Aufregung, denn man erwartete, daß der Kaiser Napoleon in der nächsten Zeit schon vor die Thore der Stadt rücken würde. Das brave 7. Regiment der Linie, seinen heldenmüthigen Oberst Labedoyère an der Spitze, war schon mit der offenen Erklärung, sich dem Kaiser anzuschließen, aus Greneble fortmarschirt, und das 4. Husaren-Regiment bereitete sich vor, dem Beispiele desselben zu folgen. Auch die anderen Truppen der Garnison hatten gleiche Gesinnung, und nur in einem Theile des 11. Linien-Regiments, in dem viele Vendeer dienten, wollte der Enthusiasmus für den Kaiser sich noch nicht recht zeigen. Desto besser gesinnt waren die Soldaten des 5. Regiments der Linie, des 3. Genie-Regiments, und vor Allem das 4. Artillerie-Regiment. Grade in dem letzten Regiment war unser Kaiser Napoleon zuerst Soldat gewesen, und hatte als einfacher Lieutenant gedient, bis er sich durch seinen Degen

zum mächtigsten Kaiser emporschwang. Was die vornehmen Adeligen in Grenoble waren, die es mit den Bourbons hielten, so machten diese gar ängstliche Gesichter und bettelten jetzt förmlich um die Gunst eben derjenigen Soldaten, die sie noch vor wenigen Tagen hochmüthig über die Achsel angesehen hatten. Freilich lachten dafür die Truppen jetzt diese vornehmen Herren aus. Hatten dieselben doch in ihrem Uebermuthe behauptet, als sie die erste Kunde von der Landung des Kaisers Napoleon vernahmen, sie wollten denselben einfangen, in einen Käfig setzen, und dann gleich einem wilden Thier zur Schau in einer Menagerie in ganz Frankreich herumführen. Auch der Commandant von Grenoble, der General Marchand, machte jetzt ein sehr verlegenes Gesicht und wußte nicht, was er thun sollte. Er ließ die Thore der Stadt sperren, so daß ich meine Reise nicht weiter fortsetzen konnte, und Kanonen auf die Wälle fahren, gleichsam als wolle er Grenoble gar vertheidigen, schien aber selbst nicht zu glauben, daß dies möglich sein würde.

Da ich nun nicht aus der Stadt fort und dem Kaiser entgegenreiten konnte, so mischte ich mich am andern Morgen unter das Volk und die Soldaten, und hielt Reden zu Gunsten Napoleons, die überall mit großem Beifall aufgenommen wurden. Eine Gensdarmerie-Patrouille wollte mich zwar verhaften, doch litten die Soldaten, bei denen ich mich befand, dies nicht, und die Gensdarmen, die auch keinen sonderlichen Eifer bei der Ausführung ihres Auftrags zeigten, zogen unverrichteter Sache wieder ab.

Am Abend des 7. März, als es eben dunkel werden wollte, erschienen die ersten polnischen Lanciers, die den Vortrab des Kaisers bildeten, vor den Thoren von Grenoble, und forderten Einlaß. Als ich die Uniformen dieser tapferen Reiter, in deren Mitte ich drei blutige Feldzüge mitgemacht hatte, jetzt wieder erblickte, kannte meine Freude keine Grenzen mehr. Ich rief noch einige Dutzend rüstige Männer zu mir, und unter dem jubelnden Zuruf: „Vive l'empereur,

vive les Lanciers polonais!“ stürzten wir auf das Thor zu, dasselbe zu erbrechen, da der geflohene Commandant die Schlüssel desselben mitgenommen hatte. Als wir noch mit dieser Arbeit beschäftigt waren, hörten wir draußen schon die Truppen, die mit dem Kaiser angekommen, ausrufen: „Vive la France, vive la ville Grenoble!“ während die Soldaten auf den Wällen mit dem jubelnden „vive l'empereur“ ihnen wieder antworteten. Unter unsern wüthenden Axtschlägen bricht endlich das feste Thor zusammen, und unser Kaiser konnte den Einzug in seine getreue Stadt Grenoble halten. Sacre dieu, den Augenblick, wo ich den Kaiser wieder erblickte, werde ich in meinem Leben nicht vergessen. Ich stürzte mich, vor Freude hingerissen, an sein Pferd heran und griff nach seiner Hand, dieselbe zu küssen. Der Kaiser erkannte mich sogleich, da das Licht einer Fackel auf mich fiel, hielt sein Pferd an, klopfte mir auf die Schulter und sagte in wohlwollendem Tone: „Sieh da, mein junger Lieutenant von den Lanciers, dem ich bei Brienne das Ehrenlegionskreuz gab. Daß Sie für mich kämpfen würden, wenn Sie noch am Leben wären, wußte ich“, und zu den ihn umringenden Soldaten und Volkshaufen sich wendend, setzte er noch mit unbeschreiblicher Hoheit in seiner Stimme hinzu: „Aber auch alle andere braven Franzosen werden nun zu meinen Adlern stehen, wenn man es wagen sollte, dieselben anzugreifen. Meine Sache ist die Frankreichs, und unter meinem Befehl sind die französischen Adler niemals entehrt worden.“ Ein jubelndes „vive l'empereur!“ Aller antwortete auf diese Worte, wie denn überhaupt sein Einzug der glänzendste war, den man nur sehen konnte, und die feurigste Begeisterung fast Aller empfing unsern großen Kaiser. Die ganze Nacht verging in einem lauten Freudentaumel von ganz Grenoble. Die Soldaten hatten mehrere Feuer auf den Plätzen angezündet, und verbrannten unter lauten Kriegsgesängen ihre weißen Kokarden und alle andern Abzeichen, die nur an die Herrschaft der Bourbonen erinnern konnten. Ihre alten dreifarbigen Kokar-

den hatten Alle wieder angelegt, da sie dieselben größtentheils während der ganzen Zeit, wo der Kaiser auf der Insel Elba war, heimlich in ihren Tornistern verborgen hielten. Mehrere Kasernen und öffentliche Plätze waren glänzend illuminirt und mit passenden Transparenten geschmückt. Da sah man Adler, welche einen Leoparden (das englische Wappen) zu ihren Füßen hatten, andere, welche eine Lilie zerrissen u. s. w., wie auch die meisten Transparente ein „vive l'empereur" enthielten. Auch die Artillerie brannte ein schnell improvisirtes Feuerwerk ab, wo ein riesiges N, mit der Kaiserkrone darüber, in Brillantfeuer in der Luft glänzte und mit jubelndem Beifall begrüßt wurde. Die Musikchöre der Truppen spielten nur die alten Siegesmärsche, mit denen die kaiserlichen Regimenter triumphirend schon in alle Hauptstädte Europa's eingezogen waren. Wer sich dagegen nicht mit der dreifarbigen Kokarde geschmückt zeigte, der war gar leicht argen Mißhandlungen von Seiten des Volkes ausgesetzt. Viele vornehme hochmüthige Herren hatten dagegen jetzt eiligst die Flucht ergriffen, und waren wie Spreu zerstoben; andere machten eben so demüthige Diener vor dem Kaiser, wie sie es noch kurze Zeit vorher vor den Bourbons gethan hatten. Ich selbst eilte zu der Schwadron polnischer Lanciers, die mit dem Kaiser von Elba herübergekommen und jetzt schon größtentheils beritten gemacht war. Einzelne alte Kameraden, die mit mir schon in Spanien und Rußland zusammen gedient hatten, traf ich noch unter den Lanciers und Unterofficieren derselben an. Das war denn eine Freude, als wir uns unter solchen glücklichen Umständen jetzt wieder sahen. Besonders erfreute mich ein alter Korporal, der schon seit 1788 in allen französischen Feldzügen mit großer Auszeichnung gedient hatte, ein viel versuchter Soldat, mit dem ich schon in Spanien und später auch in Rußland bei einer Eskadron stand und von dem ich Manches gelernt hatte. Wie der mich jetzt wieder sah, fiel er mir um den Hals, weinte vor Freude wie ein Kind und küßte mich wiederholt, indem er

ausrief: „Mein Lieutenant, es ist wohl gegen die Subordination, wenn ich Sie so küsse, aber weiß der Teufel, ich kann es nicht lassen, so erfreut bin ich jetzt.“ An gutem Wein für die Braven, die ihren Kaiser selbst bis nach Elba begleitet hatten, ließen es die Einwohner von Grenoble wahrlich nicht fehlen, und da kann man sich denken, wie lustig es zuging. Ja das waren Zeiten, wahrlich, da lohnte es sich schon der Mühe, noch zu leben. Am Nachmittag des 8. März konnte unser Kaiser schon über eine Truppenmenge von nahe an 9000 Mann Musterung abhalten. Es waren das 5., 7. und 11. Regiment der Linie, das 4. Artillerie-Regiment, das 4. Husaren- und 3. Genie-Regiment, an 580 Mann alte Garde, die größtentheils schon mit von Elba herübergekommen waren, eine Eskadron polnischer Lanciers, an 800 Mann frühere Soldaten der verschiedensten Regimenter, die sich auf seinem bisherigen Zuge schon dem Kaiser angeschlossen hatten, und an 200 ehemalige Officiere, die größtentheils von den Bourbons verabschiedet oder auf Halbsold gesetzt waren. Mit dieser kleinen Armee konnte unser Kaiser schon ganz Frankreich sich wieder erwerben, denn kein französisches Regiment hätte die Ehrlosigkeit gehabt, auf diese Truppen mit ihren dreifarbigen Fahnen zu schießen. Der Jubel, mit dem die in Parade aufgestellten Regimenter den Kaiser, der ihre Reihen zu Fuß durchging, empfingen, war unbeschreiblich. Die Luft ertönte fortwährend von dem braußenden Rufe „vive l'empereur!“ und alte benarbte Soldaten, die gewiß im heftigsten Kanonenfeuer nicht mit den Wimpern gezuckt hätten, weinten jetzt förmlich vor Rührung wie die kleinen Kinder. Und wie waren die Soldaten des 4. Artillerie-Regiments, in dem Napoleon zuerst seine ehemaligen Regimentskameraden begrüßte, außer sich vor Freude und Begeisterung! Ich glaube, das Regiment hätte in dem Augenblick eine zehnfache Uebermacht mit Erfolg zurückgeschlagen, so gewaltig war der Enthusiasmus der Soldaten.

Schon am Abend des 8. März marschirten wir wieder von Grenoble ab. Da es mir an Zeit fehlte, mir gleich eine ordentliche Uniform machen zu lassen, so kaufte ich mir Mantel, Mütze und Pantalons eines Officiers der leichten Cavallerie, und da ich Säbel und Pistolen schon hatte, so war ich für den ersten Nothfall wieder ausgerüstet. Nur ein Pferd, wie ich es brauchen konnte, vermochte ich auf der Stelle nicht zu finden und marschirte daher zu Fuß mit der Avantgarde lustig darauf los.

Die Freude, mit der wir auf dem Marsche von Grenoble nach Lyon überall empfangen wurden, war sehr groß. Zu Fuß zu gehen brauchten wir Officiere, die noch nicht bei den Korps eingetheilt waren, niemals, denn die Bürger und Bauern brachten uns mit Vergnügen ihre Wagen, und beförderten uns so von Station zu Station. Ich machte von Bourgoing aus den Quartiermacher für das 4. Husaren-Regiment, welches die Avantgarde des Kaisers Napoleon bildete. In einem kleinen Dorfe wollte der Maire, ein früherer Emigrant, meinen Anweisungen nicht nachkommen, sondern rief die Gensdarmerie, die aus 10 Mann unter einem Brigadier bestand, herbei, um meine Arretirung zu beschaffen. Als ich aber dem Brigadier sagte: „Im Namen des Kaisers befehle ich Ihnen, Sorge zu tragen, daß seine Avantgarde die nöthigen Quartiere erhält, da dieser Maire unfähig ist, sein Amt zu verwalten“, erwiederte dieser: „Mein Lieutenant, wenn Sie mir im Namen unseres Kaisers befehlen, so ist es mir unmöglich, Ihren Befehlen nicht zu gehorchen“, und somit stellte er sich mit seiner Mannschaft mir zur Verfügung und schloß sich auch später uns an. So war es überall; dem Zauber des Namens „Napoleon“ vermochte fast kein früherer Soldat, der jemals unter dem großen Feldherrn gedient hatte, zu widerstehen. Und dennoch hatte so ein bourbonischer Prinz, — seinen Namen habe ich schon wieder vergessen, — es gewagt, jetzt nach Lyon zu kommen, um die dortige Garnison aufzufordern, unter seinem Befehl gegen

den Kaiser auszuziehen. Wir haben herzlich gelacht, als wir diese Proclamation des Prinzen gelesen. Als ob es hätte je möglich sein können, daß Regimenter, welche einmal die kaiserlichen Adler getragen hatten, unter einem Bourbon gegen den Kaiser Napoleon fechten würden! Wahrlich, da hatten die Soldaten des 20. und 24. Regiments der Linien-Infanterie und des 13. Dragoner-Regiments, welche die Garnison von Lyon bildeten, ganz andere Gesinnung.

Am Abend des 10. März erschienen wir vor den Thoren Lyons, da wir in Eilmärschen den Weg von Grenoble dahin gemncht hatten. Ein ungeheurer Jubel Aller empfing uns, und die Soldaten sämmtlicher Regimenter der ganzen Garnison kamen uns schon jubelnd entgegen. Der in Lyon kommandirende Marschall Macdonald, der sich auch hätte schämen sollen, daß er gegen seinen Kriegsherrn und Waffenmeister feindlich verfahren wollte, mußte nun sehen, daß er schnell sein Leben rettete, so wüthend waren die Soldaten gegen ihn. Am Abend spät hielt unser Kaiser selbst seinen Einzug, und da Lyon größer als Grenoble ist, so war es auch der Jubel daselbst. Auch eine Menge vornehmer junger Herren zu Pferde, so eine Art berittene Nationalgarde oder was sonst, die sich früher zum Schutz des bourbonischen Prinzen bewaffnet und gewaltig herumraisonnirt hatten, jetzt aber auch schon wieder nach ihrer Art um den Kaiser Napoleon herumkatzenbuckeln wollten, stellten sich ein. Unser Kaiser wies aber diese gallonirten Herren gar derbe zurück und sagte ihnen die Wahrheit, so daß sie mit langen Nasen wieder abzogen. Solche Hülfe konnte derselbe nicht brauchen, da war ein Dutzend guter Grenadiere ihm mehr werth, als viele Hundert dieser Windbeutel. Schade um die schönen Pferde, welche die Kerle ritten, sie hätten besser in eine Garde-Schwadron gepaßt.

Unendlich jubelte jetzt auch der frühere Quartiermeister der polnischen Lanciers, der in Lyon beim Poststall angestellt gewesen war, als der Kaiser einzog. Er hatte sich schon

wieder in seine frühere Uniform gesteckt, ein gutes Pferd verschafft und zog uns so entgegen. Von Lyon blieb er auch gleich wieder bei seinen früheren Waffengefährten und hat bei Belle-Allianz seinen Tod gefunden.

Unter unbeschreiblichem Jubel hielt der Kaiser am Morgen des 11. März eine Musterung über die ganze Lyoner Besatzung, und gleich darauf brachen wir auf, um gegen Paris weiter zu marschiren. Zu Hunderten strömten jetzt die alten Soldaten der kaiserlichen Armee herbei, um sich uns anzuschließen und stündlich fast vermehrte sich unsere Stärke. Besonders viele Soldaten, die in England, Deutschland und Rußland in Kriegsgefangenschaft gewesen, und nach dem Frieden von 1814 wieder freigegeben waren, stellten sich jetzt wieder ein. Sie hatten noch eine gute Schuld an ihre Feinde abzutragen und hofften, daß der Kaiser ihnen vollauf Gelegenheit geben würde, dies mit Zinsen zu thun. Gar alte, langgediente Veteranen waren darunter, Soldaten, die schon mit in Aegypten und in den ersten italienischen Feldzügen gefochten hatten. Auch das Volk begrüßte uns Quartiermacher, die wir auf Wagen vorausfuhren, von allen Seiten mit dem freudigsten Jubel, und wohl noch nie ist eine Einquartierung so freudig empfangen worden, wie unsere nachfolgenden Regimenter. Wahrlich, dieser ganze Triumphmarsch von Grenoble bis Paris mußte bei Jedem, der das Glück hatte, ihn mitzumachen, einen unvergeßlichen Eindruck hinterlassen. Welche unendliche Liebe unser Kaiser Napoleon bei seinen Soldaten und auch beim ganzen Volke hatte, konnte man jetzt so recht sehen.

Auf dem Marsche hinter Dijon erfuhren wir auch, daß der Marschall Ney ein starkes Korps gesammelt habe, um damit gegen unsern Kaiser zu ziehen. Das konnte unmöglich eine Wahrheit sein, denn der Marschall Ney, der Bravste der Braven, hätte nicht vermocht, gegen seinen Kaiser zu fechten. Es zeigte sich einige Tage darauf auch, wie sehr der Marschall seinen alten Herrn noch liebte, denn als

er ihn gesehen, soll er mit Thränen der Freude ihm in die Arme gestürzt sein. Uebrigens stießen am 16. März wieder zwei vollständige Regimenter, das 14. der Linie und das 6. Lancier-Regiment, zu uns, und auch aus Bourg kam der Vortrab des sogenannten Ney'schen Korps, der es nicht hatte abwarten können, um wieder unter des Kaisers Adlern dienen zu können. Wohin wir nur kamen, überall wehten schon die dreifarbigen Fahnen von allen Kirchthürmen uns entgegen — wurden wir mit dem lauten Zuruf „vive l'empereur" begrüßt. In Chalons hatte das Volk sich vieler der dort stehenden Kanonen bemächtigt und brachte uns dieselben im Triumph entgegen. Kurz, überall vom kleinsten bis zum größten Ort wetteiferte Alles im Enthusiasmus für den Kaiser. Besonders wir Quartiermacher wurden mit Fragen bestürmt, wann er kommen würde, wie sein Aussehen wäre, ob er sich erfreut zeige, wieder in seinem Frankreich sein zu können, u. s. w., und Alt und Jung, Mann und Weib überboten sich darin. Und nun gar die Soldaten, die Gensdarmen und Alle, die je unter des Kaisers Befehlen gestanden hatten, welchen Jubel zeigten sie, wie stürzten denselben oft die hellen Freudenthränen aus den Augen. So hatte sich in Dijon ein alter Veteran mit seinen sechs Söhnen aufgestellt, von denen vier schon unter den kaiserlichen Fahnen gedient hatten, während die beiden jüngsten erst sechszehn und siebzehn Jahre alt waren. Jetzt wollte der Alte, ein noch rüstiger Mann, wieder mit seinen sechs Söhnen zusammen Dienste nehmen und soll dies auch richtig ausgeführt haben. Solche und ähnliche Züge ereigneten sich viele hunderte und konnte man sich unmöglich dieselben alle merken. Je näher wir an die Hauptstadt kamen, desto mehr nahm noch der Jubel zu, desto größer waren die Haufen der Soldaten, die von allen Seiten uns zuströmten. Mit ungefähr 700 war unser Kaiser bei Cannes gelandet; als er in Paris einzog, standen an 40,000 Mann zuverlässiger Truppen schon wieder unter seinen Befehlen, und kein einziges Regiment in ganz Frank-

reich würde man dazu haben bewegen können, die Waffen gegen ihn zu ergreifen. Sein Name allein hatte das ganze Land wieder erobert, auch kein Tropfen Bluts war dabei vergossen worden.

Am Abend des 20. März marschirten wir in Paris ein, welches ich bei dieser Gelegenheit zum Erstenmal in meinem Leben erblickte. Eine zahllose Menschenmenge stand schon vor den Barrieren, uns zu empfangen, und die Straßen waren so angefüllt, daß wir nur mit Mühe uns den Durchgang verschaffen konnten. Aus allen Fenstern wehten Tücher, überall war eine glänzende Beleuchtung, und der Jubel und das „vive l'empereur“ Rufen wollte nicht aufhören. Mein Gefährte aber, der neben mir marschirte, ein alter Lieutenant der Marine-Infanterie, sagte: „Eben so haben diese Leute auch 1814 die Russen und Preußen und Oesterreicher empfangen, als sie ihren Einzug hielten, und vor Wuth knirschend mußte ich dies mit ansehen; diese Pariser sind das unbeständigste Gesindel von der Welt, und wenn unser Kaiser sich nur erst recht wieder festgesetzt hat, wird er sie hoffentlich sehr kurz halten.“ Solche Worte meines Kameraden machten einen großen Eindruck auf mich, und ich schaute jetzt recht finster in all dies Gejubel hinein, und freute mich gar nicht mehr darüber. Auf diese großen Städte und all das Geschrei und Geschreibe, das von ihnen ausgeht, ist gar nicht viel zu geben, und ein gutes Regiment zuverlässiger Soldaten ist mehr werth, wie all der Beistand, den sie mit so prahlerischen Worten verkünden. Das hat unser Kaiser auch wieder zu seinem Unglück einige Monate darauf, als die Sache schlecht ging, erfahren müssen.

An dem Abend rissen sich die Pariser förmlich um uns Officiere und Soldaten, und wir hatten die besten Quartiere, die wir uns wünschen konnten. Man konnte es aber nicht wissen, ob es in dem großen Paris nicht noch eine Rotte entschlossener Menschen gebe, die Unheil brüteten und vielleicht einen Handstreich gegen den Kaiser im Schilde führten.

Um denselben aber gegen jede etwaige Gefahr zu schützen, bivouacirten einige hundert frühere Officiere, die noch nicht wieder in ihre Regimenter eingetheilt waren, auf dem großen Carousselhof der Tuilerien, in denen der Kaiser sein Absteigequartier genommen. Das war denn ein lustiges Bivouac wie ich noch keines mitgemacht habe. Wein und die besten Speisen gab es in Fülle und unsere Stimmung war die fröhlichste, die man sich nur denken konnte. Der Kaiser Napoleon, wieder in seinem alten Schloß der Tuilerien von Paris — „sacre dieu“, da mußte freilich jedem seiner Soldaten das Herz im Leibe lachen. Wir sangen und jubelten die ganze Nacht, und machten die kühnsten Pläne für die Zukunft. Wahrlich, da ahnten wir nicht, daß Alles später ein so unglückliches Ende nehmen würde.

Ungemein vergnügt waren auch die polnischen Lanciers und die Grenadiere der alten Garde, die ebenfalls schon in Paris eingezogen waren. Letztere hatten den 250 Stunden betragenden Marsch von Cannes bis Paris in 20 Tagen größtentheils zu Fuß zurückgelegt; man kann sich denken, daß sie ermüdet und mitgenommen aussahen. Doch diese alten Schnurrbärte, die von Madrid bis Moskau schon ganz Europa durchmarschirt waren, machten sich aus dergleichen Strapazen nicht viel, besonders da sie ja ihren Kaiser wieder in ihrer Mitte hatten. Ungemein groß war auch der Jubel, der noch in den nächsten Tagen in Paris herrschte, und man befand sich förmlich in einem Freudentaumel daselbst, der sich gar nicht beschreiben läßt. Von allen Seiten kamen Nachrichten von der Unterwerfung fast aller Landestheile Frankreichs unter den kaiserlichen Scepter an, und auch neue Regimenter marschirten fortwährend unter dem lauten Zuruf „vive l'empereur!“ und flatternden dreifarbigen Fahnen in die Hauptstadt ein. Nur bei Bordeaux und dann in der Vendee war es den einzelnen königlichen Prinzen und Generalen geglückt, noch einige Schaaren, welche gegen die kaiserliche Oberherrschaft sich auflehnen wollten, zusammen zu

bringen. Das Ganze soll aber, wie sich denken läßt, nicht viel zu bedeuten gehabt haben, und es war noch kein Monat seit der ersten Landung des Kaisers vergangen, so herrschte er wieder mit unumschränkter Macht in dem ganzen weiten Frankreich.

Drittes Kapitel.

Eintritt als Lieutenant en premier in ein Kürassier-Regiment. Zurüstungen für den Krieg. Marsch an die belgische Grenze. Erste Gefechte.

So wie die ersten 5 — 6 Tage der größten Aufregung vorbei waren, meldete ich mich natürlich bei dem Kriegsminister zur Wiederanstellung in einem bestimmten Regiment. Der Marschall Davoust war vom Kaiser mit diesem wichtigen Posten betraut worden und hatte in dieser Zeit ganz unendlich viel zu thun. Große Schaaren von Menschen aller Art belagerten förmlich seine Vorzimmer und wollten persönlich Audienz bei ihm haben, die er aber beim besten Willen nicht dem zehnten Theil derselben geben konnte. Da ich gar kein schriftliches Officierpatent hatte, und man es in den Kriegsstürmen vergessen, mich förmlich in die officiellen Listen einzutragen, so hatte ich erst mehrere Schwierigkeiten zu besiegen, bis ich mir alle dazu nöthigen Papiere besorgte. Gar manchen sauren Gang und stundenlanges vergebliches Harren in den Vorzimmern und langweilige Briefschreibereien hatte ich auszustehen, bis ich endlich Alles in die gehörige Ordnung brachte. Und doch versäumte ich abermals, meine gehörige Naturalisation als Franzose zu bewerkstelligen, was sehr leicht gewesen wäre. Später, wo man die früheren napoleonschen Officiere, wenn sie weiter keine Protection hatten, gerade nicht mit allzu günstigen Augen ansah, hat mir diese frühere Versäumniß gar große Unannehmlichkeiten be-

reitet. Doch was wußte ich damals von Naturalisation und den Förmlichkeiten derselben, ich hatte ganz andere Dinge im Kopf, als nur daran zu denken. War ich doch Officier des Kaisers und bereit, auf alle seine Feinde loszuschlagen, und dies dünkte mir vollkommen genügend zu sein.

Am liebsten wäre ich freilich wieder als Officier bei den polnischen Lanciers eingetreten. Dies ging aber nicht, da leider nur einige hundert Mann derselben vorhanden waren, die überflüssigen Bedarf an alten langgedienten polnischen Officieren hatten. Auch bei dem Lancier-Regiment der Garde, bei dem ich 1814 gestanden hatte, war kein Platz mehr vorhanden, außer ich hätte wieder als jüngster Unter-Lieutenant eintreten müssen. Viele ältere Officiere des Regiments, die in Rußland oder in Deutschland in Gefangenschaft gewesen waren, oder auch verwundet in den Hospitälern gelegen hatten, waren um Wiederanstellung eingekommen und konnten ältere Ansprüche als ich dafür aufweisen. Der Marschall Davoust sagte mir aber, daß der Kaiser befohlen habe, auf die Reorganisation von Kürassier-Regimentern, die zur kräftigen, gewaltsamen Attaque bestimmt wären, besondere Sorgfalt zu verwenden, und dieselben mit tüchtigen, gedienten Officieren zu versehen. So empfing ich denn meine Ernennung als Lieutenant en premier und ward dem 1. Kürassier-Regiment, das gleich anfänglich aus Orleans aufgebrochen war, um zu des Kaisers Heer in Paris zu stoßen, überwiesen. Ich wäre meiner Neigung nach zwar lieber bei den Lanciers geblieben, doch ging dies nun einmal nicht und so fügte ich mich denn, was ein Soldat immer muß, auch willig den Umständen. Ob Kürassier oder Lancier, wenn es nur galt, meine Schuldigkeit zu thun und für den Kaiser recht tüchtig zu streiten. Zur Feldausrüstung empfing ich die Summe von 500 Francs und die Anweisung auf ein gutes Pferd, das ich mir aus der Remonte aussuchen konnte. Eine Equipirung, so weit sie für den Krieg nöthig ist, konnte ich in Paris für diese Summe leicht erhalten, zumal ich schon Säbel, Pistolen

und einige andere Sachen noch besaß, und so war ich denn schon am zweiten Tag förmlich als Kürassier-Lieutenant eingekleidet und konnte mich bei meinem Regimente melden.

Bevor ich aber eigentlichen Dienst bei dem Regimente that, ward ich in die Normandie geschickt, um die Uebernahme von Remontepferden zu besorgen. An 25 tüchtige, gediente Kürassiere hatte ich unter meinem Befehl, und wir mußten diejenigen Remontepferde, die noch ganz roh und ungeritten waren, in aller Eile nothdürftig so weit zureiten, daß man sie im Gliede gebrauchen konnte. Auf sorgfältiges Zureiten kam es dabei nicht an, wie man sich denken kann; es galt nur, Alles in möglichster Eile zu beschaffen. An 6 — 8 junge Pferde mußte ich täglich reiten, dazu oft noch mehrere Dutzend Remonten, die von den Landleuten der Umgegend gekauft waren, übernehmen und vorher besichtigen und hatte daher sehr viel zu thun. Mit großem Eifer und wahrer innerer Lust versah ich jedoch alle diese Arbeiten, da ich dadurch die Macht des kaiserlichen Heeres, so viel in meinen Kräften lag, mit vermehren half. Sehr gute Kürassier-Pferde erhielten wir hier, schöne, kräftige Thiere, die ihre Reiter schon in einer stürmischen Attaque gegen des Kaisers Feinde zu tragen vermochten. Die Normandie liefert in dieser Art von Pferden viel Vortreffliches und auch ihre Bewohner passen größtentheils sehr gut für den Dienst der schweren Reiterei. Jetzt herrschte übrigens unter diesen braven Leuten die größte Aufopferung für des Kaisers Sache, die sich nicht bloß in leeren Worten, sondern auch in vielfachen Thaten zeigte. So lieferten die Landbewohner wirklich oft treffliche Pferde zu dem festgesetzten Remontepreis, obgleich dieselben im Handel gewiß oft viel mehr werth gewesen wären. Auch ich erhielt auf diese Weise ein sehr gutes Dienstpferd, einen kräftigen, starken und dabei doch schnellen Grauschimmel, den ein reicher Gutsbesitzer als Reitpferd gehabt hatte, und der trefflich für einen Kürassier-Officier paßte. Für mein eigenes Geld kaufte ich mir noch einen zwar schon

etwas alten und zusammengerittenen Klepper, der aber zum Gebrauch auf Märschen noch sehr geeignet war. Uebrigens erhielten wir hier in der Normandie nicht blos rohe Remonten, sondern auch viele Gensdarmen mußten ihre noch brauchbaren, schon zugerittenen Pferde an die Kavallerie abgeben, und bekamen dieselben gleich baar sehr gut bezahlt. Auf diese Weise erhielten die Regimenter auch gleich manche schon vollkommen zugerittene Pferde, die man zwischen die noch rohen Thiere einstellen konnte. Auch von den Gensdarmen traten wieder viele als Unterofficiere in die Regimenter zurück. Ich habe in Allem gewiß einige dreißig Gensdarmen, die als Corporale in verschiedene Kürassier-Regimenter eintraten, in Empfang genommen und denselben ihre Marschrouten gegeben. Alte versuchte Cavalleristen, die früher manche blutige Schlachten unter des Kaisers Fahnen mitgeschlagen hatten, befanden sich unter denselben. So meldete sich, wie ich mich noch entsinne, ein Gensdarm mit schon grauem Schnurrbart bei mir, um freiwillig für diesen Feldzug wieder in unser Kürassier-Regiment einzutreten. Der Mann hatte schon in den Feldzügen der siebziger Jahre mitgefochten, und war nachher auch mit in Aegypten gewesen, bis er 1807 zur Gensdamerie versetzt wurde. Jetzt erwachte sein kriegerischer Ehrgeiz wieder, und er legte freiwillig auf's Neue den schweren Küraß an, um für seinen Kaiser zu fechten oder zu sterben. Auch junge Bursche von der Conscription von 1815 meldeten sich oft freiwillig, um bei den Kürassieren einzutreten. Die Normannen sind meistentheils gute Reiter und dienen vorzugsweise gern bei der Cavallerie. So kam eines Tags ein noch junger und etwas weibisch aussehender, sonst aber ziemlich großer Bursche, der sein eigenes tüchtiges Pferd mitbrachte und solches gut zu reiten verstand, zu mir, und wünschte als Freiwilliger in unser Regiment einzutreten. Der Bursche gefiel mir wohl, doch glaubte ich, daß er vielleicht für einen Kürassier etwas zu schwächlich auf der Brust sein würde, und so wollte ich ihn

deßhalb zuerst von einem Arzt untersuchen lassen. Dagegen sträubte sich aber derselbe und bat mich, einige Worte allein mit mir sprechen zu dürfen. Ich erlaubte ihm dies, und erhielt ich dabei unter vielem Erröthen das Geständniß, daß dieser angebliche Bursche ein — verkleidetes Mädchen war. Die Begeisterung für des Kaisers Sache hatte dieselbe zu dem Entschlusse gebracht, auch die Waffen zu ergreifen und für diesen zu kämpfen, was sie auch konnte, da sie in allen männlichen Leibesübungen sehr gewandt war. Zu unserem Kürassier-Regiment wollte sie gern, da ihr einziger Bruder schon als Korporal in demselben diente, und sie so einigen Schutz bei demselben finden konnte. Im Uebrigen war das Mädchen eine ächte, große und starke Tochter der Normandie, die hinterlassene Waise wohlhabender Viehzüchter. Der feste, entschlossene Charakter dieser zweiten „Jeanne d'Arc" und ihr hochherziger Entschluß, für den Kaiser zu fechten, gefielen mir sehr gut, und ich war ihr mit allen meinen Kräften behülflich, daß sie ohne weitere Schwierigkeiten in das Regiment aufgenommen und zur Korporalschaft ihres Bruders versetzt ward. Sehr gut hat dieselbe alle Pflichten eines Kürassiers erfüllt und ist auch später in einer wilden Attaque, die unser Regiment bei Mont-Saint-Jean gegen die Quarrées der Engländer machte, ehrenvoll vor dem Feinde geblieben.

Aehnliche Beispiele, daß Frauen in die Regimenter eintraten, um für den Kaiser zu fechten, sollen in den Jahren 1814 und 1815 noch mehrere vorgekommen sein.

Es zeigte sich übrigens auch die Anhänglichkeit in der Normandie für Napoleons Sache noch auf eine andere recht angenehme Weise für uns, nämlich in der guten Aufnahme, die wir überall in den Quartieren erhielten; das Beste, was das Haus nur enthielt, stand immer für uns auf dem Tische, und da die Normandie ein wohlhabendes Land ist, so lebten wir sehr gut. Auch die schwarzäugigen, vollbusigen Töchter des Landes zeigten sich nicht allzu spröde, und so weit es meine

viel in Anspruch genommene Zeit erlaubte, hatte ich manche Liebschaft mit denselben und zeigte, daß auch ich feuriges Blut vollauf in meinen Adern hatte.

Gerade als ich in der Normandie mit meinem Kommando fertig war, feierte unser Kaiser auch in Paris das sogenannte „Maifest". Da ich gerade einen Transport von Remonten nach der Hauptstadt gebracht hatte, so ward es mir vergönnt, an diesem berühmten Feste mit Theil zu nehmen. Es war ein sehr großartiges Schauspiel, das auf mich einen unvergeßlichen Eindruck machte. Was sonst bei diesem Feste vorging, das kümmerte mich nicht im Mindesten; ich hatte nur die militärische Bedeutung desselben im Auge. Unser Kaiser, der leider nicht in Uniform, wie ich ihn am Liebsten gesehen hätte, sondern in einem reichgestickten Krönungsmantel erschien, hielt eine lange Rede und schwur dabei, die Verfassung, und was weiß ich sonst noch Alles, genau zu halten. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich denn auch zum Erstenmal, daß Frankreich eine Verfassung habe, was mir übrigens ziemlich gleichgültig war, da es unsere militärische Kraft nicht vermehrte. Prächtig sah aber die kaiserliche Garde aus, die bei dieser Gelegenheit in ihrer vollen Stärke versammelt war. Sacre dieu! das waren Soldaten, da konnte man sich gar nicht genug satt sehen. Die Schwadron polnischer Lanciers, die mit auf Elba gewesen und jetzt wieder trefflich beritten war, die rothen Lanciers der Garde, die Chasseurs und Dragoner und Grenadiere zu Pferd, kurz die ganze Garde-Reiterei war hier versammelt. Und wie prächtig war es, als die Grenadiere und Jäger der alten Garde zu Fuß jetzt wieder mit vollzähligen Bataillonen an dem Kaiser vorbeimarschirten, und ihr jubelndes „vive l'empereur!" ertönen ließen.

Am andern Tage, den 2. Juni, gab der Kaiser den Deputationen aller Regimenter der Armee, die deßhalb besonders nach Paris gekommen waren, auf feierliche Weise ihre Adler.

Ich hatte mich der Deputation unseres Regiments mit angeschlossen, und war mit in die großen Gallerien des Louvre

marschirt, wo die Uebergabe stattfand. Es war ungemein feierlich, als jedes Regiment seinen Adler aus des Kaisers Hand empfing, und die Deputation nun im Namen des Regiments schwur, daß derselbe bis auf das Aeußerste mit dem Blute aller Soldaten vertheidigt werden solle. Am Abend hielten alle diese Deputationen, zu denen jetzt auch Abtheilungen der Garde gekommen waren, ein großes Bankett mit einander, wo auf's Neue das ganze Heer unseres Kaisers zur innigsten gegenseitigen Kameradschaft sich vereinigte. Feurige Reden und patriotische Trinksprüche wurden gehalten, und bis früh am Morgen blieben wir Alle in der heitersten Stimmung beisammen.

Daß es übrigens einen tüchtigen Krieg geben würde, wußten wir seit Mitte Mai Alle, und wir Soldaten freuten uns nicht wenig darauf. Die Feinde unseres Kaisers, besonders die Russen und Engländer an der Spitze, hatten es gewagt, denselben in die „Acht“ zu erklären, und dies mußte von unserer Seite blutig gerächt werden. So ein Abenteurer, den man ohne Weiteres in die Acht erklären konnte, war unser Kaiser Napoleon nicht, ein paarmal hunderttausend Soldaten waren mit freudigem Muthe bereit, bis auf das Aeußerste für ihn zu fechten. Es war nur Schade, daß der Krieg so bald beginnen mußte, und der Kaiser nicht noch einige Monate Zeit gewann, sich für denselben besser zu rüsten, denn alsdann wäre er gleich mit einer ganz anderen Macht aufgetreten. So war es aber trotz der eifrigsten Anstrengung Aller nicht möglich gewesen, schon Anfangs Juni das Heer in die Stärke zu bringen, die es bedurfte, um den zahlreichen Feinden nur einigermaßen die Spitze zu bieten. Die meisten Cavallerie-Regimenter konnten nur mit drei Eskadrons in's Feld rücken, und nur einige; und darunter das Kürassier-Regiment, bei dem ich stand, hatten 4 Eskadrons beisammen. Auch die Artillerie, die bei dem schändlichen Friedensschluß von 1814 in den vielen Festungen, welche in die Gewalt der Verbündeten fielen, einen großen

Theil ihres Materials verloren hatte, war noch lange nicht wieder so vollzählig ausgerüstet, als nöthig gewesen wäre. Ebenfalls waren die Infanterie-Regimenter theilweise noch schwach. Man hatte mir gesagt, daß die ganze Stärke der Garde und Linientruppen, über welche der Kaiser Napoleon Anfangs Juni 1815 verfügen konnte, nur etwas über 250,000 Mann betragen habe, dazu noch an 190,000 Mann mobile Nationalgarden. Mit dieser verhältnißmäßig schwachen Menge mußten dazu noch alle Grenzen Frankreichs geschützt werden, so daß der Kaiser für sich, um den Hauptstoß damit zu führen, nur an 115 — 120,000 Mann übrig behielt. Das war denn freilich nicht viel gegen all die Russen und Preußen und Oesterreicher und Engländer und Gott weiß was noch Alles, die in großen Massen auf uns losmarschiren sollten. Nun, wir Soldaten verloren wahrlich deßhalb den Muth nicht im Mindesten, im Gegentheil, wir waren so kampfbegierig und kriegesmuthig, wie man es nur wünschen konnte. Hatten wir unseren Kaiser jetzt doch wieder an unserer Spitze, und so marschirten wir mit froher Zuversicht auf jeden Feind los, gegen den er uns führen wollte. Wer aber dieser Feind zuerst sein würde, wußten wir nicht. Einige glaubten anfänglich, daß es nach Italien gehen würde, um dort die Oesterreicher zu verjagen; Andere, über den Rhein gegen die dort stehenden Feinde, noch Andere nach Belgien, wo die rothröckigen Engländer unter ihrem Herzog von Wellington auch gelandet sein sollten. Keiner wußte etwas Bestimmtes, was auch nicht nöthig war, da wir nur zu gehorchen hatten, um zu marschiren, wohin man uns schickte, und wir volles Vertrauen zu dem Talente unseres Kaisers besaßen, der schon Alles auf's Beste einzurichten verstehen würde. Und wie alle die klugen Leute noch so hin- und hersannen und Der Dies und der Andere Jenes anzugeben wußte, siehe da befanden sich plötzlich am 14. Juni an 120,000 Mann Kerntruppen an der belgischen Grenze unweit Beaumont. Wahrlich, wir selbst machten da ganz verwunderte

Gesichter, als so plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, eine so große französische Armee dort versammelt war. Nur wenige höhere Officiere waren in das Geheimniß dieser schnellen Zusammenziehung eingeweiht gewesen. Die Obersten und Brigade-Generale aber waren ebenso unwissend darüber, als wir Subaltern-Officiere. Unser Kaiser hatte aber gleich anfänglich durch den eben so kühn entworfenen, als geschickt ausgeführten Plan, dieser schnellen und geheimnißvollen Zusammenziehung bewiesen, daß er noch der alte Meister der Feldzüge geblieben sei. Mit neuem verstärkten Vertrauen erfüllte diese Operation uns Soldaten gegen den Urheber derselben, und wir schlugen sein Genie höher an, als wenn wir noch an 100,000 Mann mehr in unseren Reihen gezählt hätten.

Das 1. Kürassier-Regiment bildete mit 4 Eskadrons nebst 3 Eskadrons vom 4. Kürassier-Regiment die Brigade des Generals Dubois und gehörte mit der Brigade Favens, die aus dem 7. und 12. Kürassier-Regiment zusammengesetzt war, zu der 13. Reiter-Division, unter dem General Watier-Saint-Alphonse. Mit der 14. Cavallerie-Division, unter dem General Delopt, und 9 Kürassier-Eskadrons bildeten wir das 4. Cavallerie-Corps unter dem Generallieutenant Milhaud, das mit den drei Korps der Generale Pajol, Excelmans und Kellermann die sogenannte Cavallerie-Reserve unter dem Marschall Grauchy ausmachte. Dieselbe bestand aus 34 Eskadrons Kürassiere, 31 Eskadrons Dragoner, 6 Eskadrons Lanciers, 3 Eskadrons Chasseurs, 9 Eskadrons Husaren und 48 Geschützen der reitenden Artillerie. Das war denn schon eine gute Reitermasse zusammen, mit der wir die Schlachthaufen der Feinde tüchtig zusammenhauen konnten.

Der Geist der Truppen war der beste, der sich nur wünschen ließ, und volle Hingebung für des Kaisers Sache beseelte alle Soldaten; dazu hatten wir manche altgediente Kürassiere, die in den Feldzügen von 1812—14 in feindlicher Gefangenschaft gewesen und jetzt entlassen waren, in den Reihen, und diese brannten vor Begierde, die vielerlei

Leiden der Gefangenschaft jetzt in dem Blute der Feinde zu rächen. Auch unsere Ausrüstung war sehr gut und besonders hatten wir Kürassiere tüchtige starke Pferde, die wohl mit voller Kraft in die feindlichen Quarrées eindringen konnten. Auch das Officierkorps meines Regiments gefiel mir wohl, und wenn ich doch nun einmal nicht bei den Lanciers sein konnte, so freute ich mich, grade zu diesem Regimente versetzt zu sein. Wir hatten manche langgediente, viel erfahrene Officiere in unserer Mitte, Männer, die in den langen blutigen Feldzügen des Kaisers schon viel erfahren und erprobt waren. So war besonders der Chef der Eskadron, bei der ich stand, ein ganz ausgezeichneter Soldat. Seit 1800 hatte er alle Feldzüge des Kaiserreiches mitgemacht, und es war nur seiner großen Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit zuzuschreiben, daß er noch nicht eine höhere Charge bekleidete. Unter unseren Lieutenants waren manche junge Söhne vornehmer Familien, die jetzt eben aus der Militärschule in das Regiment getreten, voll des feurigsten Eifers sich zeigten, jetzt sich ihre ersten Sporen zu verdienen. Sie hatten bisher so viel von den Feldzügen des Kaisers gelesen und gehört, daß sie auf das Aeußerste erfreut waren, jetzt auch an denselben persönlich theilnehmen zu können, wozu sie vor kurzer Zeit noch, nach dem Frieden von 1814, nur sehr geringe Hoffnung hegen durften. Es war daher eine Freude unter diesen jungen Officieren, die sich kaum beschreiben läßt.

Am 14. Juni traf der Kaiser bei uns in Beaumont, wo das Centrum der Armee lag, ein. Eine feurige Proklation erließ derselbe jetzt an sein Heer, eine Proklamation, wie er nur allein sie machen konnte, in der jedes Wort mit dem Degen geschrieben zu sein schien. Einen tiefen Eindruck machte diese Proklamation, die in den Eskadrons verlesen ward, auf die Soldaten und stärkte wo möglich noch mehr ihre Kampfbegierde.

Am Abend noch in der Dämmerung hielt der Kaiser eine Musterung über unsere Kürassier-Division. Unbeschreib-

lich war der Jubel, mit dem derselbe empfangen wurde. Das brausende „vive l'empereur“ mischte sich mit den ungeduldigen „en avant, en avant contre ces ennemis“ der Soldaten.

Am frühen Morgen des 15. Juni setzten wir uns in Marsch gegen die Feinde. Wir marschirten bei einem Theile der alten Garde vorbei, welche wir mit dem Zuruf der Kameradschaft begrüßten und von ihnen begrüßt wurden — „vive la vieille garde!“ riefen unsere Kürassiere derselben zu und „vivent les braves cuirassiers!“ ertönte es wieder. Die alte Garde hatte ihre Adler mit Trauerflor umwickelt, und wollte dieselben erst nach dem ersten Siege über die Feinde wieder enthüllen.

Gegen 5 Uhr Morgens hörten wir die ersten Kanonenschüsse, ein Zeichen, daß unsere Truppen mit dem Feinde ins Gefecht gekommen waren, und mit lautem Jubel wurden diese Töne von unseren Küraßieren begrüßt. Ja es hörten sich diese dumpf rollenden Schüsse aber auch zu gut an, und ich entsinne mich nicht, daß mir jemals Kanonenschüsse mehr Freude gemacht haben, wie diese ersten, mit denen der Feldzug von 1815 eröffnet wurde. Unser linker Flügel war mit den uns gegenüber stehenden Preußen ins Gefecht gerathen, und die Division des Jerome Bonaparte, des Brudes unseres Kaisers, den dieser einst zum König von Westphalen gemacht, hatte die Ehre, den Feldzug zu eröffnen.

Unter fortdauerndem Kanonendonner, der immer heftiger ward, marschirte unsere Brigade ruhig weiter, ohne daß wir den Feind zu sehen bekamen. Endlich in einem Walde vor Fleurus erblickten wir die ersten feindlichen Quarrées der Preußen, die in geschlossener Ordnung sich langsam zurückzogen. Nicht weit von unserem Regimente hielt der Kaiser Napoleon, umgeben von seinem zahlreichen Stab. Ein Auftrag unseres Obersten, bei dem ich am heutigen Tage Adjutanten-Dienste versah, führte mich ganz in die Nähe des Kaisers, so daß ich ihn genau sehen konnte. Er war wieder der alte Schlachtengott, der große Meister des Krieges, als er so ruhig auf seiner kleinen Falbe dasaß, den Kampf, der von

allen Seiten um ihn herumtobte, beherrschend. Ein Adjutant des Kaisers, der General Letort, bekannt als einer der tüchtigsten Cavallerie-Officiere des Heeres, machte mit einigen Eskadrons Garde-Reiterei, die Napoleon bei sich hatte, grade in dem Augenblicke eine glänzende Attaque auf große Haufen preußischer Infanterie. Zwei Quarrées derselben unterlagen nach muthiger Gegenwehr den ungestümen Angriffen unserer Reiter, und wurden theils in den nahen Wald gesprengt, theils niedergehauen oder gefangen genommen. Der General Letort fand aber bei dieser Gelegenheit selbst den Tod, und war das erste bedeutende Opfer, das der neue Krieg forderte. Der Kaiser Napoleon, der von dem tapfern General selbst persönlich sehr viel gehalten hatte, soll bei der Nachricht seines Todes große Trauer gezeigt haben. Ohne daß wir an diesem Tage selbst thätig waren, ward das Gefecht beendet und die Preußen zogen sich hinter Fleurus zurück. Diesen Ort noch zu besetzen, hielt uns die Dunkelheit ab, und wir bivouacirten daher in einem Walde dicht vor demselben.

Es war ein fröhliches Bivouac, denn der günstige Ausgang dieses unseres ersten Gefechtes gegen die Feinde hatte uns mit den besten Hoffnungen erfüllt. Wir sangen und jubelten bis tief in die Nacht hinein an unseren Bivouakfeuern und hatten auch keinen Mangel an Lebensmitteln aller Art. Dabei ereignete sich ein seltsames Beispiel von Todesahnung, das mir noch jetzt erinnerlich ist. Bei unserer Eskadron diente ein alter abgehärteter Kürassier, der älteste Soldat des ganzen Regiments. Der hatte schon in der Schlacht bei Fleurus, die in das erste Jahr der französischen Republik fiel, mitgefochten, und seitdem ununterbrochen fortgedient. So tapfer der Alte im Gefecht war, wo er wirklich das Muster eines braven Soldaten abgeben konnte, so roh und unzuverlässig zeigte er sich außer demselben, und hatte namentlich einen fast unbesiegbaren Hang zur Trunkenheit, obgleich er schon zahllose Strafen deßhalb erdulden mußte. Aus diesem Grunde und weil er auch nicht lesen und schreiben

konnte, hatte er es in seiner langen Dienstzeit auch noch nie zum Korporal bringen können, sondern war immer fort und fort gewöhnlicher Kürassier, der gar viele vom Dienst freie Stunden im Arrest zubringen mußte, geblieben. Als nun dieser Alte, der sonst gegen jegliche Gefahr ganz gleichgültig war, in dieser Nacht hörte, daß es am andern Tage bei Fleurus sehr wahrscheinlich wieder zum Gefecht kommen würde, ward er plötzlich ganz unruhig und ängstlich und bat, ob er nicht zur Bagage kommandirt werden könnte, der Chef der Eskadron verspottete ihn tüchtig und sagte ihm: er solle sich solcher Bitten schämen, und wenn er nicht in 20 Feldzügen das Gegentheil bewiesen hätte, so würde man ihn für einen Feigling halten müssen. Da meinte der alte Pierre Barverousse, so ward er seines langen rothen Bartes wegen im ganzen Regiment genannt, ein Feigling sei er nun eigentlich nicht, aber er habe die Ahnung, daß er morgen im Gefecht bleiben würde. Grade hier bei Fleurus habe er zum Erstenmal in seinem Leben den Pallasch gegen den Feind gezogen, und so werde es auch das Letztemal sein. Der Eskadronschef lachte ihn dieser Vorahnung wegen aus und sagte: er solle sich solche dumme Gedanken nicht in den Kopf setzen und wenn er auch falle, so bliebe er ehrenvoll vor dem Feind und mehr könne ein französischer Kürassier in jetziger Zeit nicht verlangen. Damit trollte sich der Alte denn wieder, suchte seinen Mißmuth in der Flasche zu betäuben und betrank sich gänzlich, so daß er noch in der Nacht arretirt werden mußte. Am andern Morgen, als wir aufsitzen sollten, schalt der Eskadrons-Chef den Alten noch tüchtig aus und sagte ihm: wenn das Gefecht beendet sei, so solle er seine Strafe für die gestrige Trunkenheit nachbekommen. Der aber strich sich seinen langen Bart und entgegnete spöttisch: nach dem Gefechte würde ihm beim Regimente wohl nicht viel mehr gethan werden und er an einem anderen Orte dann seine Strafe erleiden müssen.

Viertes Kapitel.

Schlacht bei Ligny. Ernennung zum Capitain. Schlacht bei Mont-Saint-Jean (Waterloo).

Am Morgen des 16. Juni fütterten wir unsere Pferde noch tüchtig ab, denn es war ein anstrengender Tag für dieselben zu erwarten, und setzten uns dann langsam in Bewegung. Unser Reiterkorps unter dem General Milhaud bildete mit der Garde die Reserven des Centrums und marschirte unweit Ligny auf. Vor uns ausgebreitet stand die ganze Schlachtreihe der Preußen, die wir von unserm Aufstellungsort aus deutlich übersehen konnten. Eine ungemeine Kampfbegierde durchdrang alle Korps und die Soldaten konnten es kaum erwarten, daß ihre Regimenter in das Treffen kommen würden. Heute galt es vieles zu rächen: die Eroberung von Paris, die Verbannung unseres Kaisers Napoleon nach Elba mußten wir an den Feinden wieder gut machen.

Bei St. Amand entbrannte gegen 3 Uhr Mittags zuerst der Kampf. So wie der erste Donner der preußischen Batterien krachte, brach die zusammen aufgestellte Garde und die Kürassier-Divisionen des Generals Milhaud in ein lautes jubelndes „vive l'empereur!“ aus. Von unserm Halteplatz konnten wir das ganze Gefecht so deutlich wie auf einer Landkarte übersehen, was von großem Interesse war. Um das Dorf St. Amand entbrannte zuerst der erbitterte Kampf mit wechselvollem Erfolg. Die Wuth war gegenseitig so groß, daß die Truppen nicht viel schossen, sondern sich häufiger mit

dem Bajonett angriffen. Es dauerte lange, denn die Preußen kämpften mit der größten Erbitterung und ließen sich nicht so leicht zurückwerfen, bis es unseren Truppen unter dem General Vandamme gelungen war, sich ganz in dem brennenden St. Amand festzusetzen. Inzwischen griff der General Gerard grade vor uns im Centrum das Dorf Ligny an. Eine starke Kanonade ertönte hier auf engem Raum, und an 60 französische Geschütze krachten auf die Feinde, die wieder tüchtig antworteten. Bald begann auch bei Ligny selbst der blutige Kampf, und der General Gerard griff mit den 4 Korps die Preußen an. Das gab ein Gekrache, da konnte unser Kaiser schon sein Vergnügen daran haben. Mehrere Stunden dauerte hier der Kampf, und die Preußen wollten sich immer noch nicht so schnell zurückziehen, wie es in des Kaisers Plan lag. Zwar hatte unser Korps schon mehrere Hin- und Hermärsche machen müssen, war aber immer noch nicht zum eigentlichen Kampf selbst gekommen, was die Kürassiere nicht wenig verdroß. Gegen Abend waren wir sogar eine kurze Strecke zurückmarschirt und fürchteten schon, das Gefecht wäre ohne unsere Hülfe beendigt. Auch die Garde war noch nicht in's Feuer gekommen, und hatte ihre Ungeduld darüber wiederholt zu erkennen gegeben. Unser Kaiser wußte aber am Besten, wie er uns gebrauchen sollte. Jetzt erst, nachdem er geschickt hin und her manövrirt und die Preußen, die schon glaubten, daß wir uns völlig zurückziehen wollten, bei Ligny recht zusammengedrängt hatte, ging der Tanz in voller Stärke los. An 48 reitende Geschütze, die auf einem Flecke zusammengefahren waren, spielten eine tüchtige Musik zu demselben auf. Der General Pecheux stürmte mit drei Infanterie-Regimentern Ligny in der Front, während 8 Bataillone Garde-Grenadiere unter lautem „vive l'empereur“ mit dem Bajonett von der anderen Seite auf die Feinde losdrangen. Jetzt endlich brachte ein Adjutant des Kaisers dem General Milhaud den Befehl, daß er auch mit uns Kürassieren attaquiren solle. Ein jubelndes „vive l'empereur“

unserer Eskadron war die Antwort auf diesen so sehr erwünschten Befehl. Im scharfen Trab ging es jetzt vorwärts, mitten in die Quarrées der preußischen Infanterie hinein. Zwar suchten sich dieselben mit großer Standhaftigkeit zu vertheidigen, und ihre Gewehrsalven brachten noch viele Kürassiere aus den Sätteln; die Heftigkeit unseres Angriffes war aber zu groß, und bald saßen wir mitten in den feindlichen Quarrées. Mit furchtbarer Erbitterung ward jetzt von beiden Seiten gefochten. „Revange pour Paris pas de Quartier!“ riefen unsere Kürassiere und stießen mit ihren langen Pallaschen in die feindlichen Massen hinein. „Schlagt die französischen Hunde todt!“ antworteten die Preußen, und suchten mit Kolben und Bajonetten sich so gut als möglich zu vertheidigen. Ich war Einer der Ersten bei der feindlichen Linie, da mein Pferd sehr stark und rasch war. „Halt, so schnell geht es nicht!“ rief mir ein preußischer Hauptmann zu, und feuerte dicht vor meinem Gesicht seine Pistole ab, so daß die Kugel einen Theil meines Helmbusches abriß.

„O ja, es geht schon so schnell, Kamerad“, antwortete ich ihm, riß mein Pferd hoch in die Höhe, gab ihm tüchtig die Sporen und stieß so den feindlichen Hauptmann zu Boden, worauf denn unsere Kürassiere über ihn hinweg stürmten. Ein anderer preußischer Musketier hieb mit dem Kolben seiner Flinte so gewaltig gegen meinen Brust-Küraß, daß es förmlich krachte und ich einen Augenblick im Sattel wankte; ich stieß ihm aber dafür sogleich meinen langen spitzen Pallasch so durch die Brust, daß er todt zusammensank. Wir hatten die preußischen Quarrées schon völlig niedergeritten, und die einzelnen Leute derselben theils zersprengt, theils getödtet, als in der schon eintretenden Dämmerung preußische Reiterei auf uns eindrang. Auf der Stelle haltend, empfingen wir dieselbe in geschlossener Ordnung, und auf einige 30 Schritte Entfernung gaben unsere Kürassiere mit ihren Karabinern eine Salve auf die Heranstürmenden. Das brachte diese denn zum Stutzen, und da wir jetzt vorwärts drangen, auch

bald zur schnellen Umkehr. Hinter den fliehenden Preußen, größtentheils Uhlanen, jagten wir nun in vollem Galopp und hieben noch Manche derselben zusammen. Ein großer Theil unserer schweren Pferde konnte aber nicht schnell genug mitkommen, so daß wir zuletzt nur in einer geringeren Anzahl noch die Preußen verfolgten. Kaum merkten dieselben dies, so kehrten sie um, und warfen uns Verfolger tüchtig zurück, wobei noch mehrere Kürassiere ihr Leben einbüßten. Aber lange durfte dies nicht so fortgehen, wir sammelten uns bald wieder und warfen jetzt aufs Neue die Preußen zurück. Ein Uhlan derselben stieß mir bei dieser Gelegenheit seine Lanze durch den Lederbesatz meiner Reithose. „Hier ist gleich die Bezahlung dafür", rief ich demselben auf deutsch zu, und gab ihm einen so tüchtigen Hieb auf den rechten Arm, daß er die Lanze fallen ließ. — Bei diesen Reiterangriffen soll auch der preußische Feldmarschall nahe daran gewesen sein, von uns gefangen zu werden, da wir ihm sein Pferd erschossen hatten, wie ich später erfahren habe. Es war leider nur zuletzt schon so dämmerig, daß man die einzelnen Gestalten auf dem Schlachtfelde nicht mehr so recht gut erkennen konnte, sonst hätten wir denselben gewiß gefangen genommen. Die Gefangennehmung eines so tüchtigen Cavallerie-Generals wäre aber ein großer Gewinn für unseren Kaiser Napoleon gewesen und hätte demselben vielfach Nutzen bringen können. Die durch einen feinen Regen vermehrte Dunkelheit erlaubte uns auch nicht, den Sieg so gut zu benutzen und die Preußen so tüchtig zu verfolgen, wie wir es ohne Zweifel sonst gethan hätten. Ein großer Theil des Gewinnes dieser für uns so siegreichen Schlacht ging leider dadurch wieder verloren. Noch in der Dunkelheit hieben wir uns so lange als möglich mit preußischer Reiterei herum, und zündeten dann gegen 11 Uhr Nachts unsere Bivouacfeuer auf dem eroberten Schlachtfelde an.

Der Verlust, den unser Regiment an diesem Tage erlitten hatte, war nicht ganz unbedeutend, da uns besonders

die erste Attaque auf die preußische Infanterie manche Opfer gekostet. Unter den Gebliebenen war auch der Kapitain unserer Eskadron, dem ein preußischer Flintenschuß in den Kopf drang, so daß er tödtlich blessirt vom Pferde fiel und auch bald darauf gestorben ist. Auf des Obersten Vorschlag ernannte mich noch in der Nacht der General Milhaud, der unsere Bivouacs inspicirte, zum Capitain, und versprach: daß er die Bestätigung dieses Avancements schon bewirken wolle. Das war denn ein guter Anfang dieses neuen Feldzuges. Den Sieg hatten wir erfochten, und ich war, noch nicht 23 Jahr alt, schon Capitain geworden, was Wunder, daß ich mich stolzer wie ein König dünkte und nur den Kopf voll Ruhm und Ehre hatte. Ich sah mich schon damals im Geiste als französischer Divisions-General, doch es sollte mir bald ganz anders kommen. Was ich 1815 als noch nicht 23 Jahr alt war, das bin ich jetzt 1850, nach 35 Jahren, im Alter von fast 58 noch geblieben und habe es in französischen Diensten nie weiter bringen können. Der Eine hat nun einmal mehr Glück wie der Andere, und bei mir hat Fortuna niemals recht einkehren wollen.

Unter den Vermißten unserer Eskadron befand sich richtig auch der vorhin schon erwähnte alte Kürassier mit dem rothen Bart. Wir schickten noch in der Nacht Mannschaft nach dem Orte hin, wo wir zuerst die preußischen Quarrées zersprengt hatten, um noch etwaige Verwundete zu suchen, und aus Mitgefühl begleitete ich dieselbe. Es sah an dem Orte schrecklich aus, und die Gräuel des Krieges traten einem hier recht entgegen. Zu ganzen Haufen lagen die Todten hier zusammen geschichtet, dazwischen auch verwundete Pferde und Menschen, die gar sehr klagten und stöhnten. Der alte Kürassier lag mit dem Rücken an sein erschossenes Pferd gelehnt und rauchte ruhig seine kleine Pfeife, ohne nur im Mindesten zu klagen. Als wir mit der Laterne näher an ihn hin leuchteten, sahen wir, daß eine preußische Kanonenkugel ihn beide Füße fortgerissen hatte, und er sich bald verblutet haben würde.

„Sehen Sie, mein Lieutenant, daß ich doch Recht hatte, als ich sagte, daß ich am heutigen Tage den Abschied nehmen würde“, redete er mich mit ziemlich schwacher Stimme an. „Hier ging es zuerst gegen den Feind und hier auch zuletzt. Uebrigens ist mir jetzt wohl und ich freue mich, daß es aus ist. Sehen Sie, hier in dieser ersten Schlacht von Fleurus machte ich einen österreichischen Kadetten zum Gefangenen, einen hübschen Knaben, im rechten Sinn des Worts. Dieser bat dann um sein Leben, ich aber war unbarmherzig und stieß ihn ohne Weiteres nieder. Das Gesicht dieses Knaben ist mir seitdem oft in drohender Weise nächtlich erschienen, und gar gestern Abend, als ich im Bivouac etwas eingeschlafen war, drohte es mir sehr und winkte mit der blutigen Hand mich zu sich, so daß ich wußte, ich würde heute das Leben lassen müssen. Jetzt, als ich hier an meinem todten Pferde lag, und immer mehr Blut verlor, erschien mir dies Gesicht wieder, war aber nun ganz milde und heiter, als wenn es mir verziehen hätte, und so werde ich denn nun wohl bald zum letzten Appell commandirt werden und Gott mir gnädig meine vielen Sünden verzeihen.“ So sprach der alte Küraßier noch zu mir, und war eine halbe Stunde darauf auch schon todt.

Auch einen schwer verwundeten preußischen Officier fanden wir noch, und ich sorgte dafür, daß er sorgsam fortgetragen und in unserer Ambulance nach besten Kräften verpflegt wurde. Auf gerührte Weise sprach mir derselbe seinen Dank dafür aus. Die Stirne und die Gesichtszüge des Verwundeten kamen mir sehr bekannt vor, und als ich mehr nachsann, erkannte ich den Sohn des Landraths in Schlesien in ihm, mit dem ich mich, als er noch Page war, duellirt und deshalb die Flucht von Hause ergriffen hatte. Das war denn freilich ein seltsames Zusammentreffen. Der Preuße erkannte mich nicht, und so entdeckte ich mich ihm auch nicht weiter, da ihm dies vielleicht unangenehm hätte sein können. Noch dringender als zuvor empfahl ich denselben

übrigens jetzt der Sorgfalt unseres Regimentsarztes, der ihn auch glücklich wieder geheilt hatte. Später im Jahr 1832, als ich nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges in Polen wieder durch Deutschland nach Frankreich zurückmarschirte, sollte ich diesen Officier als reichen Gutsbesitzer nochmals treffen.

Noch viele Verwundete, sowohl von uns, als von den Preußen, fanden wir unter den Haufen der Todten, und konnten so noch manchem derselben das Leben retten. Dies war denn ein hinreichender Lohn für die vielen Mühen, die uns dies nächtliche Suchen auf dem Schlachtfelde machte, nachdem wir fast den ganzen Tag zu Pferde gesessen hatten. So erbittert wir auch im Kampfe gegen die Feinde, die uns mit den Waffen in der Hand gegenüber standen, gewesen waren, so hörte doch gegen die Verwundeten dies Gefühl auf, und Alle, gleichviel ob Franzosen oder Preußen, wurden mit derselben Sorgfalt behandelt. So muß es stets im Kriege sein, und in dem Heer unseres Kaisers Napoleon wurde diese Pflicht auch immer beobachtet.

Am Morgen des 17. Juni marschirten wir mit der Garde zusammen gegen Quatre-Bras. Es regnete fast unaufhörlich, und da die Chaussee für die vielen Truppen nicht ausreichte, so marschirten wir Kürassiere neben derselben durch Felder mit hohem Korn, was natürlich bis auf den letzten Halm niedergeritten ward. Trotz dieser üblen Witterung und des schlechten Weges herrschte bei allen Truppen die beste Stimmung, und kriegerische Gesänge wurden beständig von uns gesungen. Wir hatten ja gestern gesiegt, und ein Sieg wird brave Soldaten stets in gute Stimmung versetzen, und sie alle Mühen leicht vergessen lassen.

Gegen 11 Uhr marschirten wir nicht weit von Quatre-Bras aus, denn wir hofften, daß die Engländer, die mit unserer Avantgarde schon sich herumschossen, uns angreifen würden. Der Kaiser Napoleon ritt an unsere Kürassier-Division heran und sagte: „Ich bin gestern mit Euch zu-

frieden gewesen, Kürassiere, und ich hoffe, daß ich es jetzt wieder sein werde." Ein jubelndes „vive l'empereur!" dem ein „en avant, en avant contre les Anglais!" folgte, war die Antwort der Kürassiere.

Vor Genappe setzte sich englische Garde-Reiterei, die den Rückzug ihrer Armee deckte, zur Wehr und unsere Brigade erhielt den Befehl, eine Attaque gegen sie zu machen. Das war ein schöner Befehl, den mein Ohr gern vernahm. Seit ich 1812 aus Spanien nach Polen versetzt war, hatte ich keine Engländer mehr vor der Klinge gehabt, und ich freute mich, die Bekanntschaft mit denselben jetzt wieder zu erneuern, nachdem ich mich seit jener Zeit schon mit Russen und Oesterreichern, Preußen und Bayern hatte herumhauen müssen. Unser Kaiser gab uns volle Gelegenheit, sehr viel verschiedene Feinde kennen zu lernen. Was nun die englische Reiterei anbelangt, so hat sie unbedingt die besten Pferde, und ihre Attaquen sind deshalb die kräftigsten und ungestümsten. Die Cavalleristen selbst, größtentheils starke und kräftige Leute, denen es an Muth nicht fehlt, verstehen ihre oft etwas hartmäulige und langgebaute Pferde nicht so rasch herumzuwerfen, wie die österreichischen und preußischen Husaren dies können. Auch sind die englischen Reiter mehr auf den Hieb einexerzirt und können den Stich selten gut abpariren, noch zurückgeben, was ein großer Nachtheil für sie ist. Gerade in der Fertigkeit der Leute auf den Stich liegt mit ein Hauptvorzug der französischen Reiterei. Am Ungeschicktesten war 1812 und 1814 die russische Linien-Reiterei, deren Leute ihre sonst guten Pferde nicht mit Energie zu reiten und ihre Waffen nicht geschickt zu gebrauchen *verstehen.* In dem letzten polnischen Kriege von 1831, wo ich wieder gegen die Russen focht, war übrigens hierin schon ein großer Fortschritt zu erkennen. Die gewandtesten Reiter, gegen die ich jemals kämpfte, waren die Gauchas in Südamerika, und jetzt die Araber in Algerien, doch verstehen dieselben nicht in geschlossenen Reihen zu attaquiren, und sind deshalb leicht zu werfen.

Wir hieben jetzt tüchtig auf die englischen Garde-Reiter und Husaren ein und drängten dieselben zurück, bis sie eine Verstärkung erhielten, worauf wir uns dann wieder langsam zurückzogen. Einen englischen Garde-Officier, dessen Pferd schon tödtlich verwundet war, und dem die Klinge absprang, als er einen mächtigen Hieb auf mich führte, welchen ich leicht parirte, machte ich bei dieser Gelegenheit zum Gefangenen. Ich selbst erhielt übrigens von einem englischen Husaren eine ganz leichte Schmarre am Ohr, die nichts zu bedeuten hatte.

Wir marschirten nun weiter, und es war schon etwas dunkel, als wir unweit Planchenait plötzlich von einem heftigen feindlichen Kanonenfeuer empfangen wurden, dasselbe war aber schon zu weit entfernt, als daß es großen Schaden thun konnte. Der Kaiser Napoleon, der sich bei uns befand, ließ die zwei Kürassier-Divisionen des Generals Milhaud sogleich aufmarschiren, und wir glaubten schon, daß wir noch eine Attaque machen sollten. Allein da es schon zu dunkel war und die Feinde auch nichts weiter gegen uns unternahmen, so unterblieb dies jetzt. Wir bivouacirten darauf dicht bei dem Dorfe von Soignes und rüsteten uns auf die Hauptschlacht, die wahrscheinlich am andern Morgen bevorstand. Die Scharten in ihren Pallaschen wurden von den Kürassieren wieder ausgefeilt, alles Riemen- und Sattelzeug nachgesehen und die Pferde tüchtig mit Brod und Waizenähren gefüttert, daß sie zu Kräften kamen. Bei allen diesen Geschäften, die einen guten Theil der Nacht in Anspruch nahmen, wurde übrigens viel von unseren Kürassieren gelacht und gesungen. Auch die Flaschen mit Cognac machten fleißig die Runde und viele Kürassiere gossen ihren Pferden auch noch einige Tropfen Cognac auf das Brod, damit diese munterer für den folgenden Tag werden sollten. Einige Stunden Schlaf gönnten sich indessen Alle, da die Strapazen der letzten Tage ziemlich groß gewesen waren und für Morgen auch Tüchtiges zu erwarten stand. Es goß übri-

gens die ganze Nacht in Strömen und wir behielten auch kein trockenes Hemd auf dem Leib. Nun, das englische Kanonenfeuer würde uns am andern Morgen schon wieder zur Genüge trocknen, dachten unsere Soldaten und schliefen auf dem nassen Boden und in dem Regen so wohlgemuth, als lägen sie in den Betten ihrer Kasernen. Nur die einzige Furcht hatten wir, daß die Engländer uns am andern Tage nicht Stand halten, sondern in der Nacht noch heimlich fortmarschiren würden. Diese Furcht war aber unnöthig, denn am andern Morgen stand die ganze englische Armee in voller Schlachtlinie vor uns da.

Mit schmetternden Trompeten marschirten wir am Morgen gegen 8 Uhr in die Stelle der Schlachtreihe ein, die ein Adjutant unseres Kaisers dem Korps des Generals Milhaud angewiesen hatte. Wir marschirten in die zweite Linie des ersten Armeekorps in zwei Linien unweit Charleroi auf.

„Heute gibt es einen heftigen Tag, mein Capitain, sacristie, ich will auf diese englischen Beefsteakfresser, die mich drei Jahre in ihren Pontons so mißhandelt haben, einhauen, und mir endlich das Kreuz der Ehrenlegion verdienen, oder nicht mehr lebendig bleiben", sagte noch ein alter Brigadier, der neben mir hielt. Eine Stunde darauf war er auch schon eine Leiche. Gegen 10 Uhr kam der Kaiser, der die ganze Linie inspicirte, bei uns angeritten. Schmetternde Regimentsmusik, untermischt mit dem jubelnden „vive l'empereur" der Soldaten empfing ihn bei jedem Korps, die Helme setzten unsere Kürassiere auf ihre Pallasche und schwenkten dieselben voll Begeisterung über ihren Köpfen. Es war ein herrlicher Anblick, wie diese vielen muthigen Soldaten so voll Begeisterung für ihren Kriegsherrn waren und gern ihr Leben für dessen Ruhm hingeben wollten. Niemals in meinem ferneren Leben habe ich ein so stattliches und muthiges Heer wieder auf einem Platze zusammen gesehen. Es war auch die letzte Schlacht, die der Kaiser Napoleon schlug, mit ihr stürzte seine Herrschaft ja für immer zusammen.

Auch der Kaiser selbst sah zufrieden aus, wenn auch sonst sein Gesicht die gewöhnliche eiserne Ruhe nie verlor. Er erkannte mich wieder, als er im Schritt so dicht bei mir vorbeiritt, und nickte mir wohlwollend mit dem Kopfe zu. „Heute können sich Manche von Euch das Kreuz der Ehrenlegion verdienen“, sagte er noch im Fortreiten mit seiner sonoren, klangvollen Stimme zu den Kürassieren.

Gegen 11 Uhr begann zuerst die Kanonade, die bald ziemlich heftig wurde. „Sacre dieu, unser kleiner Korporal läßt sich wieder sein Morgenständchen aufspielen“, sagten die Kürassiere zu einander, als die ersten Kanonensalven erdröhnten. Die Division des Jerome Napoleon hatte wieder die Ehre, den Angriff zu eröffnen und das Wäldchen von Saint Haie zu erstürmen. Immer lebhafter wurde es auf allen Seiten der Schlachtlinie, immer heftiger dröhnten die Kanonen, knatterten die Gewehre. Gegen 2 Uhr Mittags erhielt unser General Milhaud den Befehl, mit seinen beiden Divisionen über die große Straße von Charleroi hinwegzuschwenken, um unserer Infanterie, die auf Sainte Haie stürmte, zur Reserve zu dienen.

„Aha, jetzt kommen auch wir bald daran, um die Suppe tüchtig zu schmalzen“, riefen voll Freude unsere Kürassiere. Furchtbarer ward jetzt das Krachen, denn ganz in unserer Nähe hatte der Kaiser an 80 Geschütze auffahren lassen, die englische Schlachtlinie zu beschießen. Endlich gegen halb 3 Uhr brachte ein Adjutant des Kaisers auch uns den erwünschten Befehl zur Attaque. Die Trompeten schmetterten die Signale, wir setzten uns fester in die Sättel, nahmen die Zügel kurz, den Pallasch kräftig in die Faust und mit jubelndem „vive l'empereur!“ rasselten wir in den Feind. Wir waren 18 Eskadrons Kürassiere vom 1., 4., 5., 6., 7., 9., 10. und 12. Kürassier-Regiment, die jetzt zusammen einhauten. Ein heftiges Feuer aus den englischen Reihen empfing uns, und die Kugeln prasselten förmlich auf uns ein. Uns hielt dies in unserem Ansturm nicht auf, was fiel, das

fiel, wir Anderen jagten unaufhaltsam darauf los. Die englischen Kanonen hatten wir bald erobert, denn die Kanoniere mußten sich eiligst in die Quarrées der Infanterie flüchten. Mit lautem „Hurrah, en avant, en avant, vive l'empereur“ brachen wir nach und setzten in die erste Linie der englischen Infanterie hinein. Sacre dieu, da fanden unsere Pallasche ordentlich Arbeit, und es gab ein tüchtiges Gehaue. Mit den Bajonetten stachen und mit den Kolben hieben die englischen Infanteristen auf uns los, und auch wir bohrten unsere langen Stoßpallasche in manche breite Brust Altenglands. Mein normannisches Pferd hatte einen leichten Streifschuß am Halse erhalten, war jetzt ganz wüthend dadurch geworden, bäumte sich hoch auf und hieb selbst mit den Vorderfüßen auf die Feinde ein. Die englischen Infanteristen vertheidigten sich aber mit der größten Standhaftigkeit. Es sind dies starke, wohlgenährte Leute, die im Einzelkampf ganz andere Kräfte zu entfalten wissen, als die kraftlosen, schlecht gefütterten Russen, die nur in Masse zu stehen und zu schießen verstehen.

Endlich, nachdem wir uns tüchtig herumgeschlagen und die erste englische Linie durchbrochen, dabei aber auch nicht unbedeutenden Verlust erlitten hatten, wurden wir wieder zurückberufen. Leider konnten wir die unbespannten englischen Geschütze nicht mit uns nehmen, und wenn wir auch mehrere derselben in der Eile vernagelten, so erhielten wir aus anderen doch beim Zurückreiten noch eine tüchtige Salve mit auf den Weg.

Wir waren kaum eine Weile aufmarschirt, um unsere Pferde etwas ausschnaufen zu lassen und unsere Glieder zu ordnen, als wir mit einigen Eskadrons Kürassieren und Lanciers auf des Kaisers ausdrücklichen Befehl gegen englische Reiterei attaquiren mußten. Das war denn eine Freude für mich, denn ich bemerkte unter den Feinden ein Regiment, dem ich schon in Spanien gegenübergestanden hatte. In scharfem Trab, denn der Boden war zu durch-

weicht, um galoppiren zu können, ritten wir auf die englischen Dragoner und Husaren ein und riefen ihnen unser „vive l'empereur“ in größter Nähe noch recht gellend in die Ohren. Dem gewaltigen Anstoß unserer schweren Masse vermochten die Engländer nicht zu widerstehen, die Linie ihrer Reiterei löste sich auf und ging größtentheils zurück. Jetzt kam es denn vielfach zu einem Einzelkampf, Mann gegen Mann, was für einen braven Cavalleristen das größte Vergnügen auf der Welt ist. Mit einem englischen Capitain der Husaren hatte ich jetzt wieder einen prächtigen Zweikampf. Der Engländer ritt ein sehr schönes, starkes Blutpferd, und wußte dasselbe ungemein rasch und gewandt herumzutummeln. Mein Pferd war etwas ermüdet und durch seine Wunde unlenksam geworden, und so konnte ich dem Engländer in seinem schnellen Kreisen nicht so gewandt folgen, und er gewann mir die linke Seite ab. Hätte derselbe jetzt seinen Vortheil besser verstanden, so wäre ich ohne Zweifel geliefert gewesen. Allein er hieb in seinem Kampfeseifer stets nach meiner Brust, und wenn auch seine Hiebe auf meinem Küraß hübsch klirrten, so drang doch keiner durch den Stahl desselben durch. Einen Augenblick, in dem der Engländer wieder einen gewaltigen Hieb auf mich führte, benützte ich rasch, und stieß unter dem Rufe: »vive l'empereur! Mylord“ ihm meinen Pallasch mit voller Kraft unter das rechte Schulterblatt hinein. Mit solcher Kraft hatte ich gestoßen, daß mein Pallasch durch die ganze Brust drang, und der englische Capitain mit einem lauten Seufzer augenblicklich todt aus dem Sattel stürzte. Gern hätte ich sein Pferd gehabt, allein dasselbe sprengte scheu fort, bevor ich mich des Zügels bemächtigen konnte. Da meine Pallaschklinge übrigens bei dem Fall des Engländers dicht am Korbe abgebrochen war, so sprang ich rasch aus dem Sattel und nahm mir den sehr schönen Säbel, den der Gefallene noch in der Hand hielt.

Auch mit Reiterei der englisch-deutschen Legion, meinen alten Gegnern von Spanien her, hieben wir uns jetzt

herum, und warfen dieselben trotz ihrer muthigen Gegenwehr zurück. Unsere Küraſſiere fochten theilweiſe wie die leibhaftigen Teufel, und nie in meinem Leben habe ich franzöſiſche Reiterei ſo ungeſtüm einhauen ſehen, wie an dieſem Tage von »Mont saint Jean«. Wir hatten viele geweſene Kriegsgefangene in unſern Gliedern, und ein gewaltiger Durſt nach Rache durchdrang dieſelben. Ich weiß, es iſt Mode in Deutſchland, daß man über franzöſiſche Reiterei ſpottet. Nun ſo parademäßig reiten, wie hie und da in Deutſchland, mögen die franzöſiſchen Cavalleriſten vielleicht nicht, wenn es aber eine tüchtige Attaque auf die Feinde gilt, nehmen ſie es mit allen ihren Kameraden in der ganzen Welt auf und haben dies auf gar vielen Schlachtfeldern ſchon bewieſen. Bei dieſem Herumgehaue mit den Reitern der engliſch-deutſchen Legion nahm ich einen alten Korporal gefangen, nachdem ich ihm ſein Pferd vorher durch einen Piſtolenſchuß ſchwer verwundet hatte. Das Geſicht deſſelben kam mir ſehr bekannt vor, und als er ſich mir ergeben hatte, frug ich ihn, ob er vielleicht 1811 in Spanien gedient und bei Fuentes d'Onoro verwundet geweſen ſei. Es war dies der Fall, und ich war damals mit dem verwundeten und gefangenen Korporal eine Zeit lang im Hospital zuſammen geweſen.

„Erinnern Sie ſich des jungen Trompeters der polniſchen Lanciers, der damals neben Ihnen lag — der bin ich, und einen alten Bekannten will ich nicht gefangen nehmen, alſo ſuchen Sie ſich zu retten", rief ich dem ganz überraſchten Korporal zu, wandte mein Pferd und ſprengte wieder zu dem Sammelplatz unſeres Regiments zurück, da die Trompetenſignale uns dazu aufforderten.

Das war bisher ein günſtiger Kampf geweſen, und wir hatten alle Urſache, den Sieg zu erwarten. Denn lange hielt die ſchon ſehr hart mitgenommene engliſche Schlachtreihe unſere heftigen Angriffe nicht mehr aus. Als wir uns nach dem letzten Angriff auf die engliſche Reiterei wieder

gesammelt hatten, um unsere ganz erschöpften Pferde sich etwas erholen zu lassen, mochten wohl ein Drittheil unserer Kürassiere, die gefallen oder schwer verwundet waren, in den Gliedern fehlen. Auch mehrere Officiere befanden sich unter denselben. Nun das schadete auch nichts, wenn wir nur den Sieg erkämpften, so konnte unser halbes Regiment schon immer drauf gehen. Plötzlich, etwas nach 4 Uhr, erhielten wir die böse Nachricht, daß die Preußen uns hinten im Rücken anzugreifen anfingen. Das kam ganz unerwartet, denn wir hatten die von uns am 16. Juni geschlagenen Preußen auf der Retirade und vom Marschall Grouchy verfolgt geglaubt. Leider hatte dieser sonst tüchtige Mann nicht genug aufgepaßt, und so mußte unserem Kaiser der schon fast errungene Sieg wieder verloren gehen.

Gegen 5 Uhr Abends, als unsere Pferde sich wieder etwas erholt hatten, mußten wir eine neue Attaque auf englische Reiterei machen. Französische leichte Reiterei war von derselben geworfen worden, und wir sollten jetzt das weitere Vordringen der Engländer aufhalten. Wir hatten unseren Pferden Brod mit Cognac begossen in die Mäuler gesteckt, um sie zu stärken, und so ging es denn in gutem Zug eine Anhöhe hinauf und auf einem Plateau den Feinden entgegen. Die Chasseurs und Lanciers der Garde waren bei dieser Attaque uns zur Seite, und gerade dadurch war die gegenseitige Eifersucht der verschiedenen Regimenter sehr erregt. Die Garde wollte es besser machen als die Linien-Kürassiere, wir uns aber wieder nicht von derselben übertreffen lassen.

Die englische Reiterei konnte unserer ungestümen Attaque nicht widerstehen und wich bald hinter die Linie ihrer Infanterie, die sich in Quarrées formirt hatte, zurück. Mit lautem »vive l'empereur!« setzten wir wieder mitten in dieselben hinein. Meinem Roß stieß ich mit aller Kraft die Sporen in die Flanken und so ging es in wildem Satz mitten zwischen die Feinde und mir nach die braven Kürassiere meiner Escadron. Da gab es wieder Arbeit für die

Klingen, da konnten wir diesen englischen Beefsteakfressern so recht unser »vive l'empereur« in die Ohren schreien und unsere Pallasche den Takt dazu ihnen auf die Köpfe schlagen. In meinem ganzen Leben habe ich solch wildes Kämpfen nicht wieder gesehen, wie jetzt eines begann. »Pas de quartier!« riefen unsere wuthentbrannten Kürassiere und hieben mit aller Kraft darein, und die Engländer vertheidigten sich mit der äußersten Standhaftigkeit, obgleich ein Quarrée nach dem andern von ihnen zu Boden sank. Mein Pferd erhielt bei diesen Angriffen zwei leichte Wunden, mir selbst war der Helmkamm von einer Kugel abgerissen, eine andere Kugel streifte mich leicht an der Hüfte, eine dritte schlug eine Beule in den Küraß, ein feindlicher Bajonettstich drang durch die Stülpe meines linken Handschuhes. Unterdessen brach auch die englische Reiterei, die sich hinter den Quarrées ihrer Infanterie wieder gesammelt hatte, auf's Neue hervor und versuchte auf uns einzuhauen. Ein furchtbar wilder Kampf entbrannte jetzt von allen Seiten. Wahrlich mein Arm war mir zuletzt fast müde, so viel hatte ich mit dem Pallasch um mich gehauen und Hiebe oder Bajonettstöße wieder parirt. Mein tüchtiges Pferd erhielt endlich eine Kugel in die Brust und drohte mit mir zusammen zu sinken. Ein Pferd eines englischen Artillerieofficiers, der gefallen war, stand leicht verwundet in der Nähe. Ich sprang sogleich aus dem Sattel meines sinkenden Thieres, sprang auf den englischen Rappen hinauf, gab demselben tüchtig die Sporen und kämpfte ruhig weiter. In dem Pistolenhalfter des Sattels auf diesem neuen Pferde waren geladene Pistolen, die ich sogleich hervorzog und einen englischen Infanterie-Officier damit durch den Leib schoß.

Wohl an zwei Stunden wogte der wilde Kampf so hin und her und immer mehr schmolz die Armee der Engländer zusammen. Während wir nun nahe daran waren, das Centrum der englischen Schlachtlinie zu durchbrechen, donnerten die Kanonen der heranrückenden Preußen immer

heftiger, und was wir auf der einen Seite des Schlachtfeldes gewannen, fingen wir wieder auf der anderen an zu verlieren. Schon wurden auch die Kräfte unserer Kürassier-Divisionen erschöpft. Die Hälfte der Leute und Pferde war schon gefallen, die Uebrigen waren so ermüdet, daß sie nur mit letzter Anstrengung das Gefecht noch muthig fortführen konnten.

Der Eindruck, den in diesem Augenblicke das Erscheinen der Preußen auf die Kürassiere machte, war ein sehr schlimmer. Mit den Engländern wären wir entschieden fertig geworden und hätten sie geschlagen. Die Uebermacht neuer Feinde, die eben ganz frisch und geschont in die Schlacht einrückten, vermochten unsere Soldaten nicht mehr zu besiegen. Durch die Nähe der Preußen ermuthigt, machten neue englische Reitermassen, die eben erst gegen uns geschickt waren, einen kräftigen abermaligen Angriff. Unsere erschöpften und verdünnten Reihen vermochten denselben nicht auszuhalten und wurden geworfen. Was half es, daß viele Officiere und Soldaten sich im eigentlichen Sinne des Wortes aufopferten und immer wieder muthig auf die Feinde eindrangen, bis sie niedergehauen wurden; denn immer mehr und mehr hörte alle Ordnung bei uns auf, und die Flucht begann. Einem feindlichen Officier, der gar zu hitzig vordringen wollte, warf ich mich noch entgegen und hieb ihn so über das Gesicht, daß er vom Pferde stürzte. Da mein englischer Rappe schon verwundet und sehr mitgenommen war, so schwang ich mich gleich auf den trefflichen Schimmel, den dieser Officier geritten hatte und der noch nicht sehr ermüdet war.

Mitten in diesem wilden, ungeordneten Gewühl und unter diesen fliehenden Haufen der Unsrigen rückte die alte Garde des Kaisers in festen Reihen und gleichmäßigem Schritt gegen die feindlichen Reihen vor. Es war vielleicht die letzte Kaiserschlacht, die sie mitschlagen konnte, und so wollte sie mit Ehren wenigstens untergehen, wenn sie auch jetzt nicht mehr, wie sonst so oft, den Sieg zu erkämpfen vermochte.

Von allen Seiten donnerten die englischen Batterien jetzt auf diese Heldenschaar, aber unbekümmert um die Verheerungen in ihren Reihen marschirten die Bataillone mit schlagenden Tambouren auf die Feinde los. Einige englische und deutsche Truppen wollten sich diesen 8 Bataillonen der alten Garde entgegenstellen, wurden aber von derselben mit dem Bajonett geworfen. Wahrlich mitten in dieser grausigen Verwirrung war dies *ruhige Vorrücken der alten Garde* ein Schauspiel, was jedes *Soldatenherz mit Freude erfüllen* mußte.

Bei dem endlichen Weichen unserer Kürassier-Divisionen, wobei die schon eingetretene Abenddämmerung die Verwirrung noch vermehrte, war ich in die Nähe der 4 Schwadronen Garde-Reiterei gekommen, welche die Bedeckung des Kaisers bildeten. In diesem Augenblicke kam Napoleon selbst angesprengt und befahl diesen Schwadronen, sich der großen *Masse englischer Reiterei*, welche die Infanterie der Garde *schon umzingelt hatte*, entgegenzuwerfen. Zum letzten Mal sah ich hier in der Abenddämmerung noch die Gestalt des Kaisers, hörte den Ton seiner Stimme. Rasch schloß ich mich dieser Garde-Reiterei an, um mit ihr die Attaque auf's Neue zu machen. Noch einmal ein lautes „vive l'empereur!“ brachten wir unserem Kaiser und Herrn, und dann ging es in vollem Galopp in die Menge der Feinde hinein. Wir wollten wenigstens ehrenvoll untergehen, wenn wir auch nicht mehr den Sieg erfechten konnten. Wohl an 30 Schritt mochte ich so mit fortgejagt sein, da traf eine englische Kugel mein Roß mitten durch die Brust. In wildem Sprung stürzte es mit mir zusammen und schleuderte mich vorwärts, mit dem Kopf an eine umgestürzt daliegende Kanone. Von dem heftigen Sturz betäubt, verlor ich sogleich die Besinnung und blieb neben dem Geschütze liegen.

Fünftes Kapitel.

Tage nach der Schlacht bei Mont-Saint-Jean (Waterloo). Rückkehr nach Paris. Verabschiedung. Anstellung als Stallmeister bei einer Kunstreiter-Gesellschaft. Duell.

Wie lange ich in bewußtlosem Zustande auf dem Schlachtfelde von Mont-Saint-Jean (Waterloo) gelegen habe, weiß ich nicht mehr, denn als ich wieder die Augen aufschlug, befand ich mich in einer kleinen niederen Stube auf einem Strohsack liegend. Ein alter Mann mit sehr gutmüthigem, redlichem Gesichte kniete neben meinem Lager, eifrig bemüht, mir mit einem Löffel eine stärkende Flüssigkeit zwischen meine halbgeschlossenen Lippen zu träufeln. Unweit von demselben stand eine ärmlich gekleidete Frau, die mich mit großem Mitleide zu betrachten schien. Mein Wiedererwachen schien den beiden würdigen Leuten große Freude zu machen, denn ich hörte, wie der Mann, in dem Pathois, das in der Gegend von Brüssel gesprochen wird, in freudigem Tone zu der Frau zurief: „Seht Ihr, Frau Gevatterin, er lebt doch wieder, hab ich nun nicht Recht gehabt! Ja, ja! wer nur auf meine Geschicklichkeit baut, ist noch nie betrogen worden.“ Auf meine Frage, wo ich denn eigentlich sei, antwortete dieser Mann nun mit lebhafter Redseligkeit: „O, Herr Officier, seien sie nur ruhig, sie sind in den besten Händen von der Welt, und wenn irgend eine Geschicklichkeit sie herzustellen vermag, ist es die meine, ohne mich zu rühmen. Und dabei bin ich auch noch ein so warmer An-

hänger ihres großen Kaisers", und so schwatzte der Mann noch eine ganze Weile fort. Auf diese Weise erfuhr ich denn unter vielem Wortschwall, daß der Mann der Frau, die im Zimmer war, ein ehemaliger alter Napoleon'scher Soldat, mich fast wie todt auf dem Schlachtfelde gefunden, jedoch noch etwas Leben in mir entdeckt habe. Von Mitleiden getrieben, trug mich dieser brave Mann, der sich selbst sehr kümmerlich ernähren mußte, in sein Häuschen, das in einem Dorfe an dem Wege von Mont-Saint-Jean nach Brüssel lag, und dort hatte ich schon über einen Tag gelegen, bis ich endlich zum Leben wieder erwachte. Der so redselige Mann war der Chirurgus des Dorfes, der auch früher als Feldscheerer im Heere gedient, und troß seiner geschwätzigen Zunge, ganz gute ärztliche Kenntnisse hatte. Mit großer Sorgfalt verpflegten diese wackeren Leute mich nun mehrere Wochen, und ich kann in Wahrheit sagen, daß ich wahrscheinlich mein Leben, oder doch wenigstens gewiß meine Gesundheit, fast einzig und allein ihren Bemühungen verdanke. Die Bezahlung, die sie dafür nahmen, war äußerst gering, und deckte nur eben die Auslagen, ohne daß für die Mühe der Wartung selbst nur das Mindeste übrig blieb. „Wer weiß, wo sie ihr Geld noch nothwendig gebrauchen müssen, mon Capitaine", sagte der Mann mir oft. „Sind sie einmal Oberst unseres Napoleon le grand, nun so können sie mir das Uebrige ja nach ihrem Belieben nachzahlen, jetzt geben sie mir nur, was ich baar für sie auslegen muß, denn leider bin ich nicht reich genug, um dies zu entbehren." Und eben so uneigennützig dachte und handelte auch der redselige Chirurgus, der seinen einzigen Lohn darin fand, daß ich fast jeden Abend seinen langen, weitschweifigen Erzählungen ein paar Stunden mit großer Geduld zuhörte. Etwas mußte der gute Mann für alle Mühe, die er mit mir hatte, doch haben.

An 5 Wochen blieb ich nun in der Hütte dieser so ausgezeichnet wackeren Leute, denen ich die Sorgfalt und An-

hänglichkeit, die sie für mich hatten, im Leben nicht wieder vergelten kann. Meine Blessuren waren im Grunde genommen nur unbedeutend, weil kein edler Theil verletzt war, und so genaß ich denn in dieser Zeit vollkommen wieder, obgleich ich, besonders anfänglich, in Folge meines Sturzes mit dem Pferde, viele Schmerzen auszustehen hatte.

Was waren diese körperliche Schmerzen aber gegen den Kummer, den mir die traurigen Nachrichten machten, die ich fast täglich hören oder in den Zeitungen lesen mußte. So waren die Feinde Napoleons zum zweiten Mal in Paris eingedrungen, unser schönes Heer gesprengt und mein Kaiser als Gefangener auf einem englischen Kriegsschiffe. Sacre dieu! das waren Nachrichten, die konnten wohl ärger schmerzen, als die tiefste Wunde es gethan hätte. Wenn immer und immer wieder so eine neue Hiobspost anlangte, dann wünschte ich mir oft das Schicksal meiner tapferen Kameraden, die bei Mont-Saint-Jean, der letzten Riesenschlacht, die unser Kaiser geschlagen hatte, den ehrlichen Reitertod mitten in den von uns zusammengerittenen englischen Quarrées fanden. So ein Tod, der konnte schon vor vielen späteren Leiden schützen und war eigentlich das Beste, was ein napoleonischer Soldat, wie ich, in jener Zeit erwarten konnte. Doch das Schicksal hatte nun einmal anders gewollt, und so mußte es denn auch ertragen werden. Es sind nicht alle Menschen so glücklich, daß sie sich ihr Leben einrichten können, wie es ihnen am besten dünkt.

Ende Juli des Jahres 1815 verließ ich denn völlig wieder hergestellt das Haus des würdigen Ehepaares. Ich besaß nach Bezahlung aller Kosten, die mir auch die Anschaffung eines einfachen aber anständigen Civilanzuges gemacht hatte, noch gerade 45 Napoleonsd'or im Vermögen, die ich stets in einem feinen ledernen Gurt um den Leib getragen und so gerettet hatte. Was mein ferneres Loos nun werden würde, davon hatte ich eigentlich nicht die mindeste Ahnung; zunächst wollte ich nur das Kürassier-Regiment

in dem ich zuletzt als Capitain gestanden, zu erreichen suchen. Ich hoffte, daß ich vielleicht in demselben würde fortdienen können; wozu mich dann freilich nur die bitterste Noth gezwungen hätte, denn im Innern meines Herzens verspürte ich nur sehr geringe Lust, den jetzigen Herrschern Frankreichs, die ich als Feinde des Kaisers Napoleon bitter haßte, meinen Degen zu weihen.

Ohne weitere Legitimationspapiere, als ein Zeugniß des Dorfvorstandes, daß ich ein französischer Officier sei, den man verwundet auf dem Schlachtfelde von Mont-Saint-Jean gefunden und bis jetzt gepflegt habe, verließ ich das Dorf und kam auch glücklich in Paris an. Einigemal wurde ich von den englischen und preußischen Truppen, die ganz Frankreich ja jetzt anfüllten, angehalten, und auch sogar einmal mehrere Tage als Arrestant bewacht, bis ein höherer preußischer General den Befehl ertheilte, mich wieder frei zu lassen. In Paris, wo viele verbündete Monarchen jetzt weilten, und die Besatzung aus fremden Truppen bestand, herrschte eine ungeheure Verwirrung. Was die Bourbonische Partei war, die jubelte jetzt laut, und suchte ihrem Haß gegen alles Napoleonische so recht Luft zu machen, während die vielen Anhänger unseres vertriebenen Kaisers mit finsteren Mienen umhergingen und dabei überall, wo es nur sein konnte, verfolgt und chikanirt wurden. Der Pöbel in Paris aber und zwar mehr der vornehme, der in glänzenden Karossen umherfuhr, wie der geringe in seiner Blouse, suchte dem neuen bourbonischen Könige ebenso zu schmeicheln, wie er es früher dem Kaiser Napoleon gethan hatte. Diese sogenannten vornehmen Leute in Paris, und besonders die reichen Bankiers und Finanziers, sind mit wenigen Ausnahmen das erbärmlichste Gesindel von der Welt. Ehre und Vaterlandsliebe sind denselben ganz unbekannte Sachen; sie kennen nur ihre Geldkasten und ihr üppiges Leben, und dafür ist ihnen Alles feil. Wenn heute ein Kalmucke oder Baschkir als Herrscher in Paris von den fremden Truppen eingesetzt würde,

man könnte sicher sein, daß von der dortigen vornehmen Welt der größte Theil demselben auf alle mögliche Weise schmeicheln und huldigen würde. Die Männer würden ihm ihr Gewissen, die Frauen ihre Reize, so viel er nur davon genießen wollte, hingeben. Alles nur um des Geldes willen, denn Höheres kennt dies Gesindel nicht. So ist es immer in diesem Paris gewesen, und so wird es auch wohl noch lange bleiben, und jeder Herrscher Frankreichs, der diese verwöhnten und eleganten Pariser so schlecht behandelt, wie sie es verdienen, und recht mit eiserner Hand regiert, verdient sich den Dank des französischen Volkes und besonders des Heeres. Dies ist nicht allein meine Ansicht, sondern der größte Theil aller Officiere des französischen Heeres wird dieselbe theilen.

Bei dem Kriegsministerium in Paris, wo alle höheren Stellen schon wieder mit enragirten Anhänger der Bourbons besetzt waren, konnte oder vielmehr wollte man mir keine Auskunft über meine fernere Anstellung geben. Viele lange Stunden mußte ich vergebens in den Vorzimmern herumlungern, mich von elenden Schreibern, die ihr Lebtag noch keinen Pulverdampf gerochen hatten, über die Achsel ansehen lassen, bald bei dem, bald wieder bei einem anderen Beamten um eine Audienz bitten und betteln, und kam bei alledem doch um keinen Schritt vorwärts. Sacre dieu, das waren gar schlimme Stunden, und oft wollte der Zorn mich übermannen — ich mußte mich mit aller Kraft bezwingen, um nur ruhig zu bleiben. Endlich nach mehrwöchigem Herumzerren erhielt ich, wie es auch vielen meiner Kameraden, die in gleicher Lage waren, erging, den Bescheid, hier in Paris beim Kriegsministerium könne man uns nicht die mindeste Auskunft irgend einer Art geben, sondern wir müßten uns persönlich bei den Regimentern, in denen wir zuletzt gestanden, melden, und dort das Weitere abwarten. Solche Antwort hätte man mir auch gleich geben können, ohne mich erst mehrere Wochen nutzlos in Paris herumlungern zu lassen. Wenn ich auch daselbst mit der größten Sparsamkeit gelebt,

und mit noch 2 anderen Capitains von den Husaren zusammen nur ein kleines Zimmer bewohnt hatte, so waren doch an 6—8 Napoleonsd'or unnütz während dieser Zeit draufgegangen. Ziemlich mißmuthig machte ich mich denn nun auf den Weg, um mein Küraßier-Regiment aufzusuchen, das in die Bretagne verlegt war, um dort ganz neu organisirt zu werden. Fast noch schlechter wie in Paris selbst erging es mir jetzt aber bei dem Regimente. Der neue Oberst desselben war ein eingefleischter Legitimist, und ebenso noch mehrere andere höhere Officiere, die man an die Stelle der vielen Officiere von uns, die bei Mont-Saint-Jean gefallen waren, hieher versetzt hatte. Die machten mir denn gar böse Gesichter, als ich mich zuerst bei ihnen wieder meldete, und nach einigen Windungen und Wendungen und Ausflüchten ließ mir der Oberst sagen, es würde nicht gehen, daß ich fernerhin im Regimente als Officier dienen könne. Ich sei nämlich noch gar nicht einmal ein naturalisirter Franzose, sondern ein Ausländer, und ein solcher könne nach dem neuen Gesetze nicht als Officier in einem nationalfranzösischen Regimente dienen. Dann sagte man mir auch, daß alle Ernennungen, die der Kaiser Napoleon während seiner Regierung in dem Jahre 1815 vorgenommen habe, für ungültig erklärt werden sollten, daher ich denn auch in dieser Hinsicht kein Anrecht auf meine Capitains-Stelle habe. Was blieb mir als Fremder, der weiter keine Gönner in Frankreich hatte, als den auf Leben und Tod angeklagten Marschall Ney, unter diesen Umständen anders übrig, als nothgedrungen um meinen Abschied zu bitten. Den erhielt ich denn auch in ehrenvollster Weise mit dem Charakter eines Capitains und zugleich auch ein officielles Zeugniß des Regiments, daß ich Ritter der Ehrenlegion sei. Da man von vielen Seiten froh war, mich auf so wohlfeile Weise losgeworden zu sein, so gab man mir auch noch als Abfindungssumme ein für allemal den Betrag einer sechsmonatlichen Gage. Ein Pferd und einige Equipirungsgegenstände von mir waren von meinem braven Be-

dienten auch noch bei der Flucht von Mont-Saint-Jean gerettet und, als ich nicht zurückkam, verkauft worden. Das Geld dafür hatte man beim Regimente aufbewahrt, und ich erhielt dasselbe jetzt zurück, so daß ich, alles zusammengerechnet, ungefähr die Summe von 2000 Franks besaß, als ich meinen Abschied bekam.

Es war wahrhaftig kein angenehmes Gefühl, mit dem ich aus den Händen des Adjutanten die Papiere empfing, die mir meinen gänzlichen Abschied aus französischen Militairdiensten gaben. Welche glänzende Hoffnungen hatte ich gehabt, und wie waren dieselben mit dem Sturze des Kaisers Napoleon gänzlich zertrümmert worden. Als derselbe mich im Alter von noch nicht 22 Jahren zum Officier bei seinen Lanciers der Garde ernannte und mir das Ehrenlegionskreuz gab, sacre dieu — da glaubte ich wahrhaftig, es könne mir gar nicht fehlen, und ich würde mir noch dereinst den Rang eines Generals erkämpfen. Und jetzt war ich mit 23 Jahren ein verabschiedeter Capitain, ohne die mindeste Aussicht auf Wiederanstellung, auf Pension, ja sogar ohne eine Heimath, ein Vaterland nur zu besitzen. An keinem Menschen auf dieser ganzen weiten Welt hatte ich die mindeste Stütze, denn die Regimentskameraden, mit denen ich in besonderer Freundschaft gelebt, waren entweder auf dem Felde der Ehre geblieben, oder irrten eben so wie ich entlassen in Elend und Dürftigkeit umher. Dies Jahr 1815 war eine miserable Zeit für sehr viele napoleonische Officiere, die weiter nichts als ihren Muth, ihre Kriegserfahrung und ihren Degen besaßen, und manch tapferes Herz, was in mehr als 20 mörderischen Schlachten des Kaiserreiches nicht gezuckt hatte, brach jetzt vor Kummer und Elend zusammen. Was ich übrigens jetzt beginnen sollte, wußte ich in der That nicht, und doch mußte ich bald suchen, mir auf eine oder die andere Weise meinen Lebensunterhalt zu verdienen, denn die 2000 Franks die ich noch hatte, wenn sie mich auch für den Augenblick vor Hunger schützten, konnten auch selbst bei

der allergrößten Sparsamkeit nicht allzulange ausreichen; das wußte ich nur zu gut.

Was meine Fähigkeiten anbetraf, so glaubte ich den Dienst eines Cavallerie-Officiers bis auf die geringste Kleinigkeit hinab aus dem Grund zu verstehen; denn ich war besonders bei den polnischen Lancier-Regimentern in zu guter Schule gewesen, um dies nicht zu lernen. Sonst konnte ich das wildeste Pferd bändigen und reiten, Säbel und Lanze trefflich führen und auch die Trompete blasen, lauter Geschicklichkeiten, mit denen bei der jetzigen Friedenszeit in Frankreich sich sehr schlecht ein nur einigermaßen genügender und anständiger Lebensunterhalt erwerben ließ. Nach Schlesien, meinem Geburtslande, zurückzugehen, daran dachte ich keinen Augenblick. Mein Vater war ja todt, und der geringe Nachlaß, den er hinterlassen, gewiß so unbedeutend, daß es deshalb nicht der Mühe verlohnte, alle die Schwierigkeiten zu besiegen, die es machen mußte, bis ich mich gehörig als dessen Sohn legitimiren und so das Geld ausgeliefert erhalten konnte. Nahe Verwandte, die mich kannten und sich für mich interessirten, hatte ich in Preußen nicht, obgleich mein Vater einen oder 2 Brüder in der Armee daselbst besaß; und dazu würde man mich, den ehemaligen napoleonischen Capitain, der so lange des Kaisers Sache gedient hatte, dort gewiß gerade nicht allzufreundlich empfangen haben.

Als ich nun so in nichts weniger wie freundlichen Gedanken versunken eines Abends in einer kleinen Weinschenke von Lille, wohin ich mich vorläufig begeben hatte, saß, kam ein früherer Kamerad von mir, der sich fast in gleicher Lage wie ich befand, in das Zimmer. Es war ein alter Capitain der Artillerie, ein langgedienter, vielerprobter Soldat des Kaiserreiches, der sich von Unten auf emporgearbeitet und jetzt mit einer kleinen Pension von ungefähr 400 Franks jährlich den Abschied erhalten hatte. Davon konnte der Alte, der noch dazu mit einer kränklichen Frau verheirathet war, nicht leben, und so war er denn in der letzten Zeit

sehr in Sorge gewesen und hatte mir oft sein Leid geklagt. An dem heutigen Abend sah er aber etwas heiterer wie gewöhnlich aus, was mir gleich auffiel, und sagte beim Hereintritt: „Ah, Kamerad! endlich habe ich eine kleine Stelle erwischt, sie ist zwar schlecht und unsicher, aber doch besser als nichts, und so werde ich sie annehmen.“ Auf meine Frage, was für eine Anstellung er denn bekommen habe, erzählte er mir, er sei von dem Direktor einer großen Kunstreiter-Gesellschaft als Feuerwerker, der die künstlichen Feuerwerke und die Kanonaden bei den Vorstellungen zu leiten habe, mit einem Gehalte von 5 Franks für den Abend engagirt worden. „Nicht wahr, Kamerad, ein schlechter Posten zwar für mich, der ich unter unserem Kaiser so lange eine Batterie der Garde kommandirte — und doch, was soll ich machen, der Hunger thut weh, und von 400 Franks jährlich kann ich mit meiner Frau nicht leben“, setzte er noch hinzu. Als ich nun noch mit dem alten Capitain des Weiteren über diese Sache sprach, meinte derselbe plötzlich: „Wißt Ihr, daß der Kunstreiter-Direktor auch noch einen Stallmeister sucht, der Ordnung in seinen Ställen hält, und die abgerichteten Pferde des Abends in dem Cirkus producirt? Das wäre ein Posten für Euch in Eurer jetzigen Lage. Meldet euch Morgen darum und ihr erhaltet ihn gewiß.“ Ich kann nicht leugnen, das Ding ging mir die ganze Nacht im Kopf herum. Als Stallmeister bei einer Reitergesellschaft in der Welt herumzuziehen, war für mich, den Capitain der Lanciers und Kürassiere des Kaisers, gerade keine angenehme Aussicht, und doch hatte ich leider jetzt keine großen Ansprüche mehr zu machen, und die Wahl unter dem, was ich ergreifen sollte, war nicht zu mannigfach. Kurz und gut, ich meldete mich am anderen Tage bei dem Kunstreiter-Direktor, mußte einige Pferde zur Probe ihm vorreiten, erhielt seinen Beifall und war am Abend schon als sein Stallmeister mit 200 Franks monatlichem Gehalt angestellt. So war ich denn statt General, wie ich einst gehofft hatte, jetzt vorläufig Stallmeister

bei einer Kunstreiter-Gesellschaft, die nach Paris zog, geworden, und mußte mich am Ende noch glücklich schätzen, diese Stelle bekommen zu haben. Mein Geschäft am Tage war in vielfacher Hinsicht so unangenehm gerade nicht. Zwar war die Beaufsichtigung der Stallknechte, größtentheils rohe, liederliche Kerle, keine leichte Sache, und ich vermißte sehr bei denselben die militärische Disciplin, an die ich gewöhnt war. Mit einiger Strenge und Festigkeit gelang es mir aber bald, diese Menschen in leidliche Ordnung zu bringen, und schon nach 8 Tagen hatte der ganze Stalldienst bei den 80 Pferden, die der Direktor besaß, einen viel geregelteren Betrieb wie früher. Unterhaltung gewährte mir auch das Reiten und Abrichten der Pferde, unter denen mehrere sehr schöne Thiere waren. Als ich aber das Erstemal öffentlich im Cirkus ein abgerichtetes Pferd vorführen mußte, da machte dies mir ein sehr bitteres Gefühl, und vor Aerger und Zorn darüber konnte ich die ganze Nacht nicht schlafen. Bisher hatte ich nur die Uniform des Kaisers getragen, die Achtung und Ansehen in der ganzen Welt genoß, und jetzt mußte ich in der bunt aufgeputzten Livree eines Kunstreiter-Direktors mich für Geld öffentlich einer schaulustigen Menge in einem Cirkus produciren. Das that meinem Soldatenstolze gar weh, und so lange ich bei dieser Gesellschaft blieb, war mir das öffentliche Auftreten stes der schwerste und unangenehmste Theil meiner Pflicht, den ich so viel wie möglich stets zu vermeiden suchte. Ich habe oft lieber 4—5 Morgenstunden in dem kalten Cirkus mit der Dressur der Pferde zugebracht, wenn ich dadurch der öffentlichen Production am Abend für eine Viertelstunde enthoben wurde. Mein alter Kamerad, der Artillerie-Capitain, hatte es in dieser Beziehung besser, denn er konnte seine Feuerwerke und Kanonaden stets hinter der Scene machen, und brauchte nie öffentlich zu erscheinen. Mein Kreuz der Ehrenlegion legte ich übrigens bei diesen öffentlichen Produktionen niemals an, denn es dünkte mir dadurch entweiht zu werden, und ich erinnere mich, daß ich

deshalb mal einen ernsthaften Streit mit dem Direktor hatte, der das Tragen desselben wünschte, weil er glaubte, es würde seinem Cirkus einen größeren Glanz geben, wenn sogar der Stallmeister desselben mit dem Kreuze der Ehrenlegion geschmückt sei. Ich hätte übrigens lieber augenblicklich meine Stelle aufgegeben, als mich diesem Wunsche gefügt. Mit dem übrigen Personal der Gesellschaft hatte ich nur den allernothwendigsten geselligen Umgang. Ich war artig und höflich gegen Alle, verkehrte aber sonst so wenig als möglich mit ihnen, und so kamen wir denn ganz gut mit einander durch. Nur eine junge Elevin der Gesellschaft, Mademoiselle Adeline, ein sehr hübsches Mädchen, die des Morgens Reitstunde bei mir hatte, schenkte mir ihre Neigung, und der zärtliche Umgang mit derselben trug viel dazu bei, mir manche traurige Stunde zu erheitern und schmerzliche Erinnerungen zu vertreiben. Es war ein gutes, liebes Kind, zwar leichtsinnig, wie fast jede Pariserin es ist, aber voller Geist und Witz. Sie liebte mich zu der Zeit wirklich mit großer Aufopferung, und schlug meinetwegen manche glänzende Anerbietungen aus, obgleich ich ihr natürlich bei meinen geringen Mitteln nicht die mindesten Geschenke machen konnte. Sie ist später noch eine sehr berühmte Kunstreiterin geworden, und ward dann, wie ich zufällig hörte, von einem russischen oder ungarischen Fürsten oder Grafen geheirathet. Ich habe sie nach meinem Weggang von Paris nie wieder gesehen. Ungefähr 8 Wochen hatte ich so als Stallmeister im Cirkus von Paris zugebracht, und fing allmälig an, mich immer mehr und mehr an meine neue Lage einigermaßen zu gewöhnen, obgleich ich freilich nicht vollkommen glücklich darin war, als eines Abends ein Ereigniß eintrat, was mich schnell wieder aus derselben herausbrachte. Ich saß nämlich in einem Kaffeehause des Palais Royal, was ich oft zu besuchen pflegte, als an einem Tische neben mir einige englische und andere fremde Officiere, alle in Uniform gekleidet, ein sehr lebhaftes Gespräch in französischer Sprache anfingen. Sie schmähten dabei auf die

heftigste Weise den Namen des Kaisers Napoleon, und suchten auch die Soldaten desselben auf alle Weise herunterzusetzen. Anfänglich hielt ich an mich, um keinen Scandal zu verursachen, obgleich sich mein Zorn schon sehr zu regen anfing, als aber einer der Engländer, der etwas angetrunken war, den Kaiser Napoleon „einen elenden Feigling und Meuchelmörder“ nannte, da konnte ich mich nicht länger halten, sprang im höchsten Zorne auf, ging zu seinem Tische hin und schrie ihm laut zu: „das, was er so eben gesagt habe, sei eine infame Lüge, und er, der dies gesprochen, eine Canaille, und ich wolle ihm dies mit meinem Degen beweisen.“ Und wenn es mir das Leben gekostet, ich hätte dies jetzt sagen müssen, so sehr übermannte mich der gerechte Zorn, als ich auf so gemeine Weise meinen Kaiser, der mir das Kreuz der Ehrenlegion gegeben hatte, schmähen hörte. Der Engländer sprang wüthend bei meiner öffentlichen Beschimpfung auf und fragte, wer ich sei, und ob ich die Ehre haben könne, ihm eine Genugthuung mit den Waffen zu geben. In demselben Augenblicke faßte mich aber ein anderer englischer Officier scharf in's Auge und rief dann mit spöttischem Lachen seinen anderen Kameraden auf französisch zu: „Das ist ja der Mensch, der im Circus die abgerichteten Pferde öffentlich zeigt. Der ist kein Gentleman, und ein englischer Officier kann sich anständiger Weise nicht mit ihm duelliren. Laßt uns ihn lieber jetzt gleich für seine Frechheit die er eben gegen uns bewiesen, mit der flachen Klinge durchhauen und dann hinaus werfen. Lachend stimmten die Uebrigen ein, und wollten schon in trunkenem Uebermuthe ihre Säbel ziehen, um mich durchzuprügeln. Fast erstarrt vor Zorn über diese Beschimpfung, sprang ich in eine Ecke, ergriff ein schweres mit Blei ausgegossenes Billard-Queu und drohte jeden mit dem dicken Ende desselben den Kopf zu zerschmettern, der mich nur anrühren würde, wobei ich übrigens den von mir geforderten Officier einen elenden Feigling nannte, der es nicht wage, mir, dem ehemaligen Capitain des Kaisers, mit den

Waffen in der Hand gegenüberzutreten. Mein Auftreten hielt die übrigen englischen Officiere, die sich ihres Benehmens nachgerade etwas zu schämen anzufangen schienen, ab, näher an mich heranzukommen, und einer von ihnen sagte: „Wenn ich wirklich ein mit ehrenvollem Abschied entlassener früherer napoleonischer Officier sei, so bürge er mir mit seiner Ehre dafür, daß sein Kamerad mir jede gewünschte Genugthuung mit den Waffen in kürzester Frist geben solle. Ich sagte ihm, daß ich morgen früh hier wieder in demselben Kaffeehause mit den nöthigen Papieren erscheinen würde, um dann die beiden Herren, die mich so arg beschimpft hätten, auf ein blutiges Duell zu fordern. Mit diesen Worten legte ich mein Billardqueu fort, bezahlte meine Zeche und ging ruhigen, festen Schrittes aus dem Kaffeehause hinweg. Am anderen Tage zur bestimmten Stunde fand ich mich in Begleitung eines ehemaligen Kameraden von den Garde-Lanciers, der als reicher Privatmann jetzt in Paris lebte, und den ich zufällig getroffen hatte, wieder in dem Kaffeehause ein. Vier oder fünf englische Officiere, darunter derjenige, welcher zuerst auf den Napoleon so sehr geschmäht hatte, waren daselbst schon gegenwärtig. Mein Ehrenlegionskreuz trug ich an dem heutigen Tage zuerst wieder auf der Brust, und zeigte den Herren meinen in bester Form ausgestellten ehrenvollen Abschied als Capitain des 4. Kürassier-Regiments. Sie erklärten sich nun völlig bereit, mir jede Genugthuung mit den Waffen zu geben, und baten zugleich um Entschuldigung, daß sie mich gestern Abend nicht gleich für einen Gentleman gehalten hätten. Nach englischen Begriffen würde aber der Stallmeister einer Kunstreiter-Gesellschaft nicht immer zu einem solchen gerechnet, und ein Officier könne demselben nur ausnahmsweise sich im Duell gegenüberstellen. Der Officier aber, der gestern Abend mich als Stallmeister von den Kunstreitern erkannt hatte, war nicht mehr in Paris anwesend, da er noch in der Nacht als Adjutant in militärisch-dienstlichen Geschäften fortgeschickt war. Ein anderer

englischer Officier erbot sich an seine Stelle zu treten, wenn ich darauf bestände, mich mit mehreren von ihnen zu duelliren, was ich aber ablehnte, da es mir genügte, mit dem Officier, der meinen Kaiser so verlästert hatte, die Kugeln zu wechseln. Diesen ließ ich nun auf der Stelle durch meinen ehemaligen Kameraden von den Lanciers auf Pistolen fordern, welche Forderung denn auch sogleich angenommen wurde. Wir nahmen nun ohne Weiteres Fiaker und fuhren in das Gehölz von Boulogne hinaus, unseren Ehrenhandel auf das Schnellste mit einander auszumachen, wozu Einer der Engländer ein Paar Pistolen von einem Waffenhändler mitnahm. Unsere Sekundanten, denen wir das Nähere überließen, hatten ausgemacht, daß wir auf Kommando gegenseitig zugleich, mit 15 Schritt Entfernung, schießen sollten. Ein zweimaliges Wechseln der Kugeln war übrigens ausgemacht worden. Mir war Alles dies gleich, nur brannte ich vor Begierde, die Beleidigungen, die man meinem Kaiser zugefügt hatte, in dem Blute des englischen Officiers zu rächen, und hatte mir deshalb fest vorgenommen, so scharf wie nur möglich zu zielen. Mein Gegner, ein hübscher junger Mann, der, wie ich jetzt erst erfuhr, von einer sehr vornehmen englischen Adelsfamilie war, diente als Lieutenant in der sogenannten Coldstream-Garde.

Wir stellten uns nun auf den uns angewiesenen Plätzen auf und drückten auf Kommando, Beide zu gleicher Zeit, unsere Pistolen ab. Mein Gegner hatte scharf gezielt, denn die kleine Soldatenmütze die ich auf dem Kopfe trug, ward mir von seiner Kugel fortgerissen und nur zwei Zoll tiefer hätte dieselbe zu sein gebraucht, so wäre ich mitten durch den Kopf geschossen worden. Mich hatte meine Heftigkeit an einem guten Schusse verhindert, denn obgleich ich sonst ein ziemlich guter Pistolenschütze war, so flog meine Kugel doch um mehrere Schritte vorbei. Das Zweitemal sollte es besser kommen, nahm ich mir fest vor, und hielt so scharf auf, wie es bei einem Kommandoschießen nur möglich ist. Diesmal

glückte es auch, denn noch unter dem Feuer stürzte der englische Officier zusammen. Meine Kugel war ihm durch den Unterleib gegangen, während die seine mich nur ganz leicht an der Seite gestreift hatte. Die englischen Officiere, die sich übrigens bei dieser ganzen Gelegenheit sehr achtungsvoll gegen uns beide ehemalige französische Officiere benahmen, beeilten sich nun, ihrem, dem Anscheine nach sehr schwer verwundeten Kameraden den nöthigen Beistand zu leisten, während wir nach achtungsvollem Gruß gegen sie uns wieder in einem Fiaker entfernten. Meine Wunde war übrigens so unbedeutend, daß sie mich nicht hinderte, an dem Abend einige Schulpferde im Cirkus vorzuführen. Noch widerlicher als früher waren mir nach diesem Ereigniß diese öffentlichen Productionen und ich verwünschte mein Geschick, was mich aus Noth zu demselben zwang, und mich so mit Kunstreitern und ähnlichen Leuten fast auf eine Stufe stellte. Nun, es sollte auch an dem Abend das letztemal sein, daß ich als Stallmeister einer Kunstreiter-Gesellschaft auftrat.

Die Polizei in Paris, der nichts entging, hatte auch von diesem Duell und der Veranlassung zu demselben erfahren, wenn auch die englischen Officiere zu viel militärisches Ehrgefühl besaßen, um irgendwie eine Anzeige davon zu machen. Verabschiedete Napoleonische Officiere, die für die Ehre ihres Kaisers Duelle noch ausfechten mochten, waren bei den damaligen Herrschern aber sehr scheel angesehene Leute, die man auf alle Weise zu demüthigen suchte, Engländer aber sehr geehrte Gäste. Verdankten die Bourbons doch den Anstrengungen Englands es wesentlich mit, daß sie jetzt wieder in Frankreich regieren durften. Den anderen Morgen erhielt ich nun den Befehl, sogleich auf der Polizei zu erscheinen. Ich folgte dieser Weisung, und auf der Polizeipräfectur ward mir von einem hochnasigen Sekretär in hochmüthigem Tone der Befehl ertheilt, innerhalb 24 Stunden die Stadt Paris und die Banlieue derselben für immer zu verlassen, widrigenfalls man mich durch Gensdar-

merie hinaus transportiren lassen würde. Vergebens fragte ich nach dem Grund dieser harten Maßregel, man antwortete mir nur, ich würde denselben wohl schon selbst wissen, und solle nur dankbar sein, daß man mich nicht härter behandle, und also ohne Weiteres dem Befehle nachkommen. Sacre dieu, so behandelte man damals einen Officier des Kaiserreichs, und achtete denselben nicht viel höher als einen gemeinen Vagabunden. Nun, diese Mißachtung der alten Soldaten Napoleons hat sich seitdem schon sehr an den Bourbons gerächt. Dem Befehle der hohen Polizei mußte ich nun wohl schon Folge leisten, ich mochte wollen oder nicht, und so blieb mir denn nichts Anderes übrig, als mein Verhältniß mit dem Kunstreiter-Director zu lösen, meinen kleinen Mantelsack zu packen und die Abreise am anderen Morgen anzutreten. Der Abschied von meiner kleinen Adeline that mir dabei in der That sehr leid. Die Kleine, die wirklich mit großer Anhänglichkeit an mir hing, bot mir an, daß sie mich begleiten wolle, wenn ich es wünsche. Das wäre am Ende aber doch nicht gegangen, denn ich wußte ja selbst nicht, wovon ich ferner meinen Lebensunterhalt mir erwerben sollte und konnte mich also nicht noch mit der Begleitung eines jungen Mädchens belästigen, so gern ich dieselbe sonst auch leiden mochte. Es mußte also geschieden sein und zwar wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen. Dem Director der Kunstreiter schien es im Ganzen leid zu thun, daß ich seine Gesellschaft verlassen mußte. Er schlug mir vor, nach Brest zu gehen, wo ein Vetter von ihm als Pferdehändler wohne, dem er mich dringend empfehlen wolle, damit derselbe mich wenigstens vorläufig als Stallmeister oder eigentlich Bereiter anstelle, so daß ich doch so viel verdiene, um nothdürftig davon leben zu können. Freilich ein glänzendes Loos war dies auch nicht, Bereiter bei einem Pferdehändler zu sein, und doch was blieb mir in meiner jetzigen Lage weiter viel übrig. Ich mußte am Ende noch sogar froh sein, wenn ich nur auf diese Weise mein Brod verdienen konnte. So schied ich denn von

Paris und fuhr in nichts weniger als heiterer Stimmung mit der Messagerie nach Brest, zu sehen, was dort meiner harre.

Es war gerade am Weihnachtstage des Jahres 1815, als ich in Brest ankam, und sogleich den Pferdehändler, an den ich empfohlen war, aufsuchte. Derselbe war aber auf mehrere Tage verreist, und so kehrte ich denn in einem Gasthause zweiten Ranges ein, um dessen Rückkehr abzuwarten. Am Abend gleich des ersten Tages in Brest, wo ich in einem Kaffeehaus am Hafen sitze, treffe ich nun dort einen alten Kriegskameraden, mit dem ich bei der Campagne in Rußland mehrere Tage zusammen gewesen war. Er diente damals als Lieutenant in der Marine, machte aber diesen Feldzug als Volontair-Officier bei einer französischen schweren Batterie mit. Nun, wir freuten uns denn herzlich, uns so unerwartet hier wiederzusehen, denn das gemeinsame Ertragen der Beschwerden bei dem Rückzug aus Rußland gibt oft eine Freundschaft für das ganze Leben. Grade bei solcher Gelegenheit lernt man den Werth eines Mannes in wenigen Tagen oft besser erkennen und schätzen, als wenn man im Frieden oft Jahre lang in ein und derselben Garnison herumlauft. Jetzt war mein Freund in die Kauffahrtei-Flotte eingetreten, wie er mir erzählte, und führte als Capitain eine stattliche Brigg eines großen Handlungshauses in Brest. Nach einigen Fragen über Befinden und gegenseitiger Schicksale, nachdem wir uns zuletzt auf den russischen Eisfeldern verlassen hatten, wollte mein früherer Kriegskamerad denn nun auch wissen, was ich für die Zukunft beginnen werde und welche Aussichten ich habe. Da konnte ich ihm denn freilich keine sehr erfreuliche Antwort darauf geben, und mußte ihm sagen, daß ich hoffe, bei einem Pferdehändler als Stallmeister angestellt zu werden. Sacre dieu, du im Dienste bei einem Pferdejuden, pfui Teufel, das geht nicht, erwiederte er mir darauf. Da weiß ich einen viel besseren Plan für dich. Ich segle in den nächsten Tagen mit einer Ladung Waffen, Munition und anderer derartiger Sachen nach der Insel Hayti, die

früher ganz uns Franzosen gehört hat, und wo jetzt die Schwarzen das Regiment haben. Dort hält sich der General Bolivar jetzt auf und will wieder eine neue Expedition nach Venezuela ausrüsten, um das Land ganz von den verdammten Spaniern zu befreien. Nimm Dienste bei diesem General, der ein sehr tüchtiger Feldherr sein soll. Einen jungen kräftigen Officier wie Dich, der es schon unter unserem großen Kaiser zum Capitain gebracht und eine gute Kriegsschule durchgemacht hat, wird man gewiß mit offenen Armen dort empfangen und du kannst dein Glück machen und so recht wieder nach Herzenslust auf die hochnäsigen spanischen Dons, deine alten Feinde, einhauen. Was hast du auch hier zu verlieren? Solches und Aehnliches sprach mein alter Freund, und bot mir dabei eine möglichst wohlfeile Fahrt auf seinem Schiffe nach der Insel Hayti an. Gar lebhaften Anklang fanden seine Worte in meiner Seele, denn in der That, ich hatte in ganz Europa grade nicht allzuviel zu verlieren, und die Aussicht, als Stallmeister bei Pferdehändlern oder Kunstreitern vielleicht mein ganzes Leben zu verbringen, ekelte mich natürlich im höchsten Grade an. Auf der anderen Seite winkte dagegen Aussicht auf kriegerische Thätigkeit als Officier, Ruhm, Ehrenstellen, kurz alles Mögliche, was ein junger thatendurstiger Officier sich nur wünschen konnte. Die Wahl konnte daher nicht lange zweifelhaft sein, und schon in der ersten halben Stunde, nachdem mein Freund mir diesen Vorschlag gemacht hatte, nahm ich denselben an und gab ihm das Versprechen, am Bord seines Schiffes die Reise mitzumachen. Bei einer Flasche guten Weins besprachen wir nun noch das Nöthige, und tranken auf das glückliche Gedeihen der südamerikanischen Staaten; Länder, deren Wohl und Wehe mir vor einer Stunde noch vollkommen gleichgültig gewesen war.

Am anderen Morgen ging ich mit meinem Freund, dem Schiffscapitain, nach dem Rheder seines Schiffes, einem sehr reichen Brester Kaufmann. Ich ward von diesem ungemein artig aufgenommen, und da der Schiffscapitain erklärte, daß

er mir gerne einen Platz in seiner Privatcajüte einräumen wolle, so bewilligte mir der Rheder die Ueberfahrt um den sehr wohlfeilen Preis von 100 Franks, womit ungefähr der Proviant bezahlt war, den ich auf der Reise verzehren würde. In zwei Tagen sollte, wenn Wind und Wetter es erlaubten, wie der Seemann sagt, das Schiff die Anker lichten, und diese Zeit gebrauchte ich auch noch, um mir einige Vorräthe für meine Unternehmung anzuschaffen. Meinen sehr schönen Säbel hatte ich noch vom Schlachtfelde bei Mont-Sant-Jean gerettet, meine Pistolen hingegen waren verloren gegangen, und ich mußte mir neue kaufen. Durch einen glücklichen Zufall erhielt ich bei einem Händler mit alten Waffen ein Paar sehr schöne damascirte Pistolen von großer Trefflichkeit um den wohlfeilen Preis von 60 Franks. Ich habe dieselben noch viele Jahre geführt und manchen Feind damit niedergeschossen, bis sie mir später in Griechenland bei meinen dortigen Feldzügen gestohlen wurden. Sonst kaufte ich mir noch einige Kleidungsstücke, etwas Wein und Rum und derartige Kleinigkeiten, und behielt so, nachdem ich meinen Passagepreis bezahlt hatte, grade die Summe von 1600 Franks als mein einziges Vermögen, welches ich auf dieser Welt besaß, übrig. Einen französischen Paß, in dem ich meinem Charakter nach als Capitain der Cavallerie, außer Dienst, aufgeführt ward, hatte ich mir auch noch von der obersten Militär-Behörde in Brest verschafft. Da man zu jener Zeit sehr froh war, wenn möglichst viele ehemalige Officiere des Kaisers Napoleon, und besonders solche, die sich offen als dessen Anhänger erklärten, Frankreich und selbst Europa freiwillig verließen, so hatte man mir diesen Paß mit Freuden gegeben und auf unbestimmte Dauer gestellt. So hatte ich denn alles Nöthige besorgt und konnte Frankreich, für dessen Waffenruhm ich schon aus mehreren Wunden geblutet, vielleicht für immer den Rücken wenden.

Sechstes Kapitel.

Einschiffung. Seereise. Ankunft in Aux Cayes auf der Insel Hayti. Meldung beim General Bolivar, sehr günstige Aufnahme bei demselben. Anstellung als Capitain und Adjutant.

Der Zufall wollte, daß es grade der 1. Januar des Jahres 1816 war, an dem unsere Brigg die Anker lichtete und bei sehr günstigem Wind den Hafen von Brest verließ. Mit meinem Quartier in der Capitainscajüte konnte ich schon vollkommen zufrieden sein und mein Freund, der Capitain, hatte alles Mögliche gethan, um mir die Ueberfahrt so angenehm wie thunlich zu machen, was ich mit dem größten Danke anerkennen muß. Sonst freilich wollte mir das ungewohnte Leben zur See anfänglich gar nicht recht behagen, und besonders das fast unvermeidliche Uebel der Seekrankheit, dem fast alle Seereisenden anfänglich mehr oder weniger ausgesetzt sind, packte mich in einem sehr hohen Grade. Als wolle die Seele mit Gewalt aus dem Körper herausfahren, so krank war ich in den ersten 14 Tagen unserer Seereise. Fast besinnungslos in einem Zustande gänzlicher Gleichgültigkeit, lag ich auf meiner Matratze, während unsere Brigg von ungewöhnlich heftigen Westwinden im Kanal und in der Bai von Biscaja herumgejagt wurde. Es war mir mehrere Tage hindurch nicht möglich, nur das Mindeste zu genießen, und ich war durch meinen Krankheitszustand so abgestumpft gegen Alles, daß ich die Nachricht von dem baldigen Untergang unseres Schiffes mit dem größten Vergnügen empfangen

hätte, damit ich doch auf eine Weise von meinem fast unerträglichen Zustand erlöst würde. Nach ungefähr 14 schrecklichen Tagen, deren Leiden ich in meinem ganzen Leben nicht wieder vergessen habe, hatte die Seekrankheit bei mir ausgetobt und meine Genesung begann mit dem Einstellen eines wahrhaft riesigen Hungers, der in der ersten Zeit kaum zu stillen war. Was ich damals täglich gegessen habe, davon hätten 4 Mann sich sonst bequem sättigen können. Es war nur ein Glück, daß die Proviantkammer meines Freundes sich sowohl an Speisen wie Getränken sehr reich ausgestattet zeigte, sonst hätte sie den heftigen Angriff, den ich mit seltener Beharrlichkeit fast den ganzen Tag gegen sie ausführte, schwerlich ertragen können. Allmählig schwand übrigens dieser ungewöhnliche Appetit, bei dem ich alle meine verloren gegangenen Kräfte sehr bald völlig wieder gewann, und der normale Zustand trat wieder ein. Es schien übrigens, als wenn bei dieser meiner ersten Beschiffung des Meeres die Seekrankheit sich für immer bei mir austoben wollte. Denn später bin ich bei allen meinen ferneren weiten Seereisen niemals wieder im Mindesten seekrank geworden, mochte der Sturm auch noch so gewaltig blasen, das Schiff noch so sehr schwanken, ich spürte nicht das Mindeste davon, und bin in dieser Hinsicht von keinem noch so ausgewetterten Seemann je wieder übertroffen worden.

Abgesehen von der Unannehmlichkeit dieser Seekrankheit, ging unsere Reise sehr rasch und glücklich von statten. Der Capitain verstand seine Sache ganz vortrefflich und zeigte sich jetzt auf dem Meere als einen ebenso geschickten und umsichtigen Seemann, wie ich ihn bei dem Feldzuge in Rußland als muthigen und tüchtigen Artillerie-Officier kennen gelernt hatte. „Die See ist meine eigentliche Heimath, auf ihr bin ich geboren, sie wird auch wahrscheinlich mein Grab werden", sagte er wiederholt zu mir, wenn ich mich mit ihm über seemännische Gegenstände unterhielt. Er hatte Recht gesprochen, denn einige Jahre darauf ist er bei einem furchtbaren Orkan im

mittelländischen Meere mit seinem Schiffe untergegangen und auch kein Mann der Besatzung desselben gerettet worden. Treffliche Seeleute, wie man sie auf einem Kauffahrer sonst nicht immer findet, waren auch unsere Matrosen, größtentheils stämmige und breitschultrige Söhne der Bretagne. Die Meisten derselben hatten früher auf der kaiserlichen Kriegsflotte gedient und waren so an strenge Ordnung und Disciplin gewöhnt, was dem Capitain sein Amt sehr erleichterte. Unsere Brigg war dabei ein gutes, ganz zum Schnellsegeln geeignetes Schiff, was in den Kriegsjahren vielfach als Kaper gegen die Engländer verwendet worden war, und sich in diesem Geschäft ordentlich einen Ruf erworben hatte. Alle diese Umstände vereinigten sich, unsere Reise zu einer für die stürmischen Wintermonate ausnahmsweise schnellen zu machen, obgleich wir mehrere sehr starke Stürme zu bestehen hatten. Welche Gefahren und Beschwerden aller Art ein Seemann fast täglich in seinem Berufe zu ertragen hat, lernte ich auf dieser meiner ersten Seefahrt so recht durch eigene Anschauung kennen, und seit der Zeit habe ich stets für alle Seeleute, mögen dieselben nun auf Kriegs- oder Handelsschiffen dienen, eine Art von Hochachtung empfunden. In Friedenszeiten ist es gewiß mit der edelste Beruf, den ein Mann nur wählen kann, wenn er zur See fährt, und hätte ich Söhne, die irgendwie Neigung dazu zeigten, ich ließ sie gewiß Alle auf den Schiffen dienen.

Nach einer Reise von nicht viel über 2 Monaten langten wir denn ohne sonstige weitere Nebenumstände, die sich meinem Gedächtnisse eingeprägt hätten, auf der Insel Hayti an. Unterwegs hatte ich die viele müssige Zeit, die ich auf dem Schiffe hatte, dazu benutzt, so gut wie möglich Spanisch zu lernen, da ich diese Sprache in den neuen Dienstverhältnissen, in die ich treten wollte, nothwendig gebrauchte. Von meinem Aufenthalte in Spanien in den beiden Kriegsjahren 1810 und 1811 konnte ich schon etwas Spanisch, gab mir auch jetzt bei diesem Lernen viele Mühe und so machte ich nicht

unbedeutende Fortschritte darin, was mir später noch von großem Nutzen war.

Da der General Bolivar seine Expedition gegen die spanischen Besitzungen in Süd-Amerika in dem kleinen Hafen Aux Cayes auf der Insel Hayti ausrüsten wollte, so lief auch unser Schiff in demselben ein und ließ am 11. März 1816 daselbst die Anker fallen. Es hat immer etwas Spannendes, wenn man den Fuß zuerst auf den Boden eines fremden Welttheiles setzen will, und so sah ich auch diesem Augenblick mit einiger Ungeduld entgegen. Daß mich übrigens die ersten Eindrücke, die ich von der Insel Hayti und den schwarzen Bewohnern dort empfing, sonderlich befriedigten, kann ich nicht behaupten. Einige Boote mit krausköpfigen, glänzend schwarzen Negern, die alle abgelegte Fetzen von verschiedenen europäischen Kleidungsstücken umgehängt hatten, kamen unserem Schiffe schon weit in die See entgegen gerudert, um Früchte zu verkaufen. Die schrieen und schnitten Gesichter und figurirten mit den Armen in der Luft umher, als wenn es ein Haufe von Affen gewesen wäre, wie ich solche in Paris im Jardin des Plantes, gesehen hatte. Noch komischer kamen mir diese Neger vor, als ich solche zuerst in Aux Cayes als Soldaten erblickte. Gleich der erste Negerposten, den ich sah, erregte mein Gelächter in so hohem Grade, daß ich förmlich einige Zeit gebrauchte, um mich auszulachen. Dieser Kerl, so ein echter Neger mit einer Nase, wie eine breitgequetschte Gurke in dem dicken Gesicht, das so schwarz war, als wenn es mit der besten englischen Stiefelwichse gewichst wäre, trug auf seinem Krauskopfe eine hohe Bärenmütze, wie sie früher die Grenadiere unserer alten napoleonischen Garde hatten. Dieselbe mußte wahrscheinlich als ausgemustert auf einem Pariser Trödlermarkt gekauft worden sein, denn sie sah sehr schmierig und mitgenommen aus und fast die Hälfte der Haare war schon abgescheuert oder von den Motten zerfressen. An dieser Bärenmütze war ein allmächtiger Federbusch, ganz verrauft und so schmutzig,

daß man seine Farbe nicht mehr erkennen konnte. Um den Oberkörper dieses Hayti'schen Helden schlotterte ebenfalls eine ehemalige Grenadier-Uniform unserer alten Garde, überall zerrissen, so daß das schwarze Fell des Burschen, der ein Hemd für einen überflüssigen Luxus halten mochte, aus allen Löchern hervorsah. Diese Uniform, die auf einen viel größeren Körper ursprünglich berechnet war, hing wie ein Sack an dem kleinen Neger herunter, die langen Schöße schlotterten bis auf die krummen schwarzen Waden herab, und die Aermel hatten zweimal umgekrempelt werden müssen, damit die Ebenholzfarbigen Hände daraus hervorsehen konnten. Nicht so verschwenderisch wie der obere Theil des Körpers war die untere Hälfte desselben bedacht. Die einzige Bekleidung der Beine bestand nur aus einem Paar weiten, roth und blau gestreiften Hosen, die kaum bis an das Knie reichten, in der Art, wie sie die Fischer und Matrosen auf dem mittelländischen Meere zu tragen pflegen. Die krummen Beine, an denen, wie bei den Negern oft der Fall, die Waden schief angewachsen waren, und die breiten Plattfüße waren ganz unbekleidet, so daß man aus der Ferne fast glauben konnte, der Kerl trüge hohe, gutgewichste Stiefel. Bewaffnet war dieser Negersoldat auf ebenso komische Weise. Die lange Flinte, an der das Bajonett mit Bast angebunden war, mußte seit undenklichen Zeiten nicht mehr geputzt worden sein, so verrostet sah sie aus, und bei näherer Musterung derselben bemerkte ich, daß der Hahn am Schlosse gänzlich fehlte. Eine wahrhaft riesige Patrontasche, an der jedoch der Deckel abhanden gekommen war, baumelte an einem dicken Strick, der aus Kokosnußfasern geflochten war, bis auf die Waden dieser seltsamen Schildwache.

Ich hatte kaum mit dem Lachen über den unbeschreiblich komischen Anblick derselben aufgehört, als einige hundert Mann Hayti'scher Truppen, die eine glänzende Wachtparade abhalten wollten, anmarschirt kamen. Denke man sich alle diese vielen Neger auf ähnliche und oft noch viel komischere

Weise, wie die so eben geschilderte Schildwache, aufgeputzt, und man wird begreifen, daß dies ein Anblick war, der selbst den ärgsten Murrkopf in die heiterste Laune versetzen mußte. Alle abgelegten Uniformen der verschiedensten Waffengattungen unserer französischen Armee des Kaisers Napoleon waren hier vertreten, und ein ganzer Pariser Trödelmarkt mußte hier aufgekauft sein, um dies Bataillon auf solche Weise zu uniformiren. Auch 30—40 Cavalleristen waren in diesem bunten Haufen, der regellos nach dem Klange einer schrecklich gellenden und mißtönenden Musik, in der von irgend einem Tact nichts zu hören war, daher marschirt oder vielmehr gewälzt kam. Französische Dragoner-, Kürassier- und Husaren-Uniformen, metallene Helme mit wehenden Roßschweifen, in denen aber schon die meisten Haare fehlten, Kolpacks, Chapka's der Lanciers konnte man in diesem Haufen der Reiter bemerken, wobei übrigens die Meisten derselben lange verrostete Sporen an den Hacken der schuh- und strumpflosen Beine geschnallt hatten. Einige trugen zwar Schuhe, aber wieder keine Strümpfe, und einen Kerl sah ich, der an dem einen Fuß einen großen steifen französischen Kürassier-Stiefel, an dem anderen hingegen einen leichten Tanzschuh hatte. Die Pferde dieser Hayti'schen Reiterei waren zwar kleine, aber sonst tüchtige, starke und dabei sehr feurige Thiere, und auch die Reiter selbst ritten zwar regellos und sehr rüde, sonst aber fest im Sattel sitzend und ihre Thiere vollkommen in der Gewalt habend. Eine komische Figur machte auch der General dieser Truppen, ein rechtes Negergesicht mit grauem Haar, der ganz in eine alte, schon sehr defect gewordene französische Generallieutenants-Uniform gekleidet war. Vier bis sechs junge Adjutanten, alle sehr elegant in Husaren-Uniformen, mit Bändern, Schnüren und Federbüschen auf jegliche Art aufgeputzt, gekleidet, was zu ihren kohlschwarzen Gesichtern ungemein komisch aussah, umgaben diesen würdigen General.

Daß mich und meinen Freund, den Schiffscapitain, der mit an das Land gestiegen war, der Anblick dieses

Hayti'schen Militairs sehr amüsirte, ist natürlich. Wir hatten wirklich alle Mühe, um unser auffälliges Lachen zu unterdrücken, und wurden durch die komischen Eindrücke, die uns das Land sogleich bot, als wir nur den Fuß auf dasselbe gesetzt hatten, für den ganzen übrigen Tag in die heiterste Laune versetzt. Mein Freund malte mir, wie mir jetzt nach so vielen Jahren sehr wohl erinnerlich ist, in sehr lebendigen Farben das Glück aus, welches meiner harren würde, wenn ich als Officier in diese Hayti'sche Militair-Macht, von der wir so eben eine glänzende Probe gesehen hatten, treten könne. Zwar behauptete er, ich müsse mir dann täglich, vor jeder Parade, mein Gesicht immer wieder frisch mit guter englischer Schuhwichse schwarz putzen lassen, da kein Weißer sonst geduldet werde, doch könnte diese kleine Unannehmlichkeit durch den Glanz und die vielen Annehmlichkeiten, die mich dafür fast auf allen Seiten umgeben würden, reichlich aufgewogen werden. So neckten und scherzten wir noch eine ganze Weile in dem Hafenwirthshaus, in dem wir abgestiegen waren, bis mein Freund mich wieder verließ, um auf sein Schiff zurückzukehren. Als ich allein war, mußte ich doch auf den Gedanken kommen, daß wenn die Venezuelische Armee, in welche ich jetzt eintreten wollte, nur im Mindesten dieser so eben gesehenen Hayti'schen Kriegsmacht gleichen würde, ich grade keinen brillanten Tausch gegen meine früheren militärischen Verhältnisse gemacht hätte. Freilich ein Officier der Garde-Lanciers und Kürassiere des Kaisers Napoleon mußte schon Manches vergessen und seine militärischen Ansprüche sehr herunterstimmen lernen, wenn er sich je in einem anderen Heere recht wohlgefallen wolle.

Am andern Tage nach meiner Ankunft in Aux Cayes machte ich möglichst gute Toilette und ging in die Wohnung des Generals Bolivar, um mich demselben vorzustellen. Der Rheder des Schiffes, in dem ich die Ueberfahrt machte, der Waffen und Munition für die beabsichtigte Unternehmung des Generals geliefert, hatte mir ein sehr warm abgefaßtes Empfehlungsschreiben an denselben mitgegeben. Dieses nebst

meinem Abschied als Capitain der französischen Cavallerie und mein Patent als Ritter der Ehrenlegion sandte ich dem General Bolivar und bat denselben dabei schriftlich, er möge die Güte haben, mich wissen zu lassen, wenn ich ihm meinen Besuch machen dürfe.

Nach einigen Stunden schon kam ein Adjutant desselben, ein sehr artiger junger Mann, der elegant in Civil gekleidet war, in das Gasthaus, wo ich abgestiegen war, um mir zu sagen, daß der General mich sogleich empfangen wolle. Der Adjutant, der ziemlich geläufig französisch sprach und überhaupt viel Bildung zu besitzen schien, erzählte mir auf dem Wege nach der Wohnung des Generals, zu der er mich geleitete, daß die Expedition gegen das spanische Festland wahrscheinlich in den nächsten Wochen schon unternommen werden solle und es mir wohl nicht schwer halten würde, als Officier dabei angestellt zu werden. Das schienen denn erfreuliche Aussichten für mich zu sein, und in sehr guter Stimmung betrat ich das kleine einfache Haus, in dem der General Bolivar seine Wohnung genommen hatte. Nach einem Warten von einigen Minuten in einem sehr einfachen Vorzimmer, führte mich der schon erwähnte junge Adjutant, der mich jetzt bei dem General angemeldet hatte, in das Zimmer desselben, was er dann sogleich verließ. Der General, der nach südamerikanischer Sitte in einer Hängematte mit einem Buche in der Hand, die Cigarre im Munde, gelegen und sich geschaukelt hatte, erhob sich bei meinem Eintritt sogleich und sagte in sehr gutem Französisch: daß er meine ihm übersandte Papiere mit großem Interesse gelesen und sehr erfreut sei, meine persönliche Bekanntschaft zu machen. Dabei nöthigte er mich, auf einen Rohrstuhl, nahm selbst auf einem anderen Stuhl mir gegenüber Platz, und bot mir eine Cigarre an, da, wie er sagte, es sich beim Rauchen viel behaglicher sprechen lasse. Mit großer Lebhaftigkeit erkundigte sich der General nun zuerst nach den Kriegsereignissen des letzten Feldzuges in Frankreich und sprach dabei sehr enthusiastisch über den Kaiser Napoleon,

den persönlich gekannt zu haben er mit als das größte Glück seines Lebens zu betrachten versicherte. Er rühmte dessen militairisches Genie bis in das Unendliche und wiederhohlte dabei mehrmals, daß auch die Sache der südamerikanischen Freiheit und Unabhängigkeit von dem schweren Joche der Spanier diesem großen Manne sehr viel verdanke. In diesem Gespräch über den Kaiser Napoleon entwickelte der General Bolivar eine große, bisweilen beinahe zu lebendige Beredsamkeit und dabei eine so genaue Kenntniß der einzelnen Kriegszüge desselben, daß ich darüber oft wirklich in Erstaunen gerieth. Nachdem wir so ungefähr eine Stunde über mehrere allgemeine Verhältnisse gesprochen hatten, brachte der General das Gespräch auf meine bisherige militärische Laufbahn und bat mich, ihm dieselbe ausführlicher zu erzählen. Als ich ihm denn nun sagte, daß ich an 4 Jahre bei den Lanciers gestanden und bei denselben 2 Feldzüge in Spanien mitgemacht habe, rief er sichtlich erfreut aus: „Ah, das trifft sich ja sehr gut, denn ich fürchtete schon, sie hätten nur bei den Kürassieren gestanden und schwere Reiterei wird bei unseren künftigen Feldzügen gegen die Spanier nicht zu gebrauchen sein. Geschickte und kriegserfahrene Lancier-Officiere sind mir aber doppelt willkommen, denn ich wünsche aus den vielen „Claneros" der undisciplinirten Reiterei, die stets einen sehr großen Theil unseres Heeres ausmachen wird, einige tausend Mann in disciplinirte und militärisch organisirte Lancier-Regimenter zu vereinigen und bedarf dazu noch der Hülfe einiger fremder erfahrener Officiere. Da Sie nun schon gegen die Spanier gefochten haben und mit deren Eigenthümlichkeiten bekannt sind, so werden Sie gewiß auch in unserem zukünftigen Heere mit desto größerer Freude und Geschicklichkeit zu kämpfen vermögen. Darauf fing jetzt General spanisch mit mir zu sprechen an, während bisher unsere Unterhaltung in französischer Sprache geführt war, und es schien ihm zu gefallen, daß ich ziemlich geläufig hierin antworten konnte. Eine ganze Weile hatten wir uns sonach mit einander unterhalten, als

der General mich sehr artig fragte, ob es mir vielleicht Vergnügen machen würde, ihn auf einem Spazierritt zu begleiten. Natürlich, daß ich solch Anerbieten dankbar annahm, zumal ich dabei sehr gut seine Absicht merkte, meine Geschicklichkeit als Reiter auf die Probe zu stellen. Auf ein Klingeln erschien jetzt ein ganz elegant als Bedienter gekleideter Halbneger und erhielt den Befehl, daß sogleich einige Pferde für den General, dessen 2 Adjutanten und mich gesattelt werden sollten. Auch der Adjutant, der mich zuerst empfangen hatte, erschien jetzt wieder und bot mir in seinem Zimmer ein Paar riesige silberne Sporen mit ungeheuren Rädern zum Anschnallen an. Da ich selbst keine an hatte und es ein mißlich Ding ist, auf einem gänzlich fremden Pferde ohne Sporen einen Proberitt zu machen, so nahm ich dies freundliche Anerbieten mit Dank an. Auch der General Bolivar, der bis jetzt bei unserem Gespräch eine leichte, kurze Jacke von feiner weißer Leinwand, wie man solche in Süd-Amerika vielfach trägt, angehabt, hatte inzwischen einige Toilette gemacht. Er trug jetzt weite Leinwandpantalons, Schuhe mit großen silbernen Anschnallsporen, einen leichten kurzen Sommerrock von heller Farbe und einen großen Strohhut mit sehr breitem Rand. In dieser Tracht, die in Süd-Amerika alle wohlhabenden Landbewohner tragen, waren auch seine beiden Adjutanten gekleidet. Der Eine derselben, dem ich jetzt durch den Jüngern vorgestellt wurde, war ein schon ältlicher, etwas finsterer drein schauender Mann, mit einem kühnen unternehmenden Gesicht. Er hatte ganz das Gepräge eines rauhen, in tüchtiger Schule schon abgehärteten Feldsoldaten, was er auch in der That war, wenn er auch freilich nicht so gut für das Vorzimmer eines Generals paßte, wie sein jüngerer, eleganterer Kamerad.

Auf dem großen freien Platze vor dem Hause, wo wir aufsteigen wollten, waren noch mehrere jüngere und ältere Officiere, die zu dem militärischen Gefolge des Generals zu gehören schienen, versammelt. Wahrscheinlich wollten dieselben

Zeugen sein, was ich für Proben in der Reitkunst ablegen würde, um danach meine Tüchtigkeit als Cavallerie-Officier bemessen zu können. Alle Eingebornen aus den ehemaligen spanischen Provinzen Südamerikas, in denen ja noch große Haufen wilder Pferde umherlaufen, wachsen fast von Jugend an im Sattel auf, und sind deshalb fast durchgängig sehr geschickte Reiter. Wer daher als Fremder dies nicht ist, spielt besonders als Officier nur eine sehr traurige Rolle unter ihnen, und wird vielfach über die Achsel angesehen werden. Die Pferde, welche jetzt von einigen Negern vorgeführt wurden, waren kleine, aber starke und sehr muthige Thiere, wie man solche auf der Insel Hayti zieht. Das Pferd des Generals Bolivar selbst, ein recht hübscher muthiger Schimmel, zeichnete sich durch die rothe mit Gold besetzte Satteldecke über dem hohen spanischen Sattel und auch durch Zaumzeug von rothem Sammet merklich vor den übrigen Rossen aus. Das für mich bestimmte Thier war ein kleiner stämmiger Hengst von brauner Farbe mit lang darnieder wallender Mähne, dem man sein Feuer und Ungestüm schon aus den Augen hervorleuchten sah, und der laut prustend an der Hand des ihn führenden Negers sich aufbäumte, als könne er nur mit Ungeduld den Augenblick erwarten, wo er so recht seine Wildheit zu zeigen vermöge. Daß der General meine Reitkunst auf diesem Thiere scharf auf die Probe stellen wolle, ward mir jetzt noch klarer und seine artigen Entschuldigungsworte, daß er mir kein besseres und ruhiger gerittenes Pferd anbieten könne, da sein Marstall hier auf der Insel nur klein sei, bestärkte mich noch mehr hierin. Nun immerhin mochte er dies thun. Nicht umsonst hatte ich 1812 in Warschau so viele polnische Remonten aus den wilden Gestüten zugeritten und jetzt wieder im Cirkus in Paris muthige Hengste zu Kunstreiterpferden abgerichtet, so daß ich wohl hoffen konnte, mit so einem Hayti'schen Rosse am Ende auch noch fertig zu werden. Ich untersuchte nun zuerst Zäumung und Sattelzeug des Hengstes, damit mir hiebei kein Unfall passiren könne, und

schwang mich dann mit einem leichten gewandten Satz in den Sattel desselben. Wie ich erwartet, so geschah es auch, das Thier machte zuerst einige Sprünge mit mir und wie mich diese nicht aus den Bügeln zu bringen vermochten, fing es an kerzengrad in die Luft zu steigen. Ein tüchtiger Schlag mit meiner rechten Faust zwischen die Ohren brachte es jedoch bald wieder auf seine 4 Füße zurück, und da ich ihm jetzt die großen scharfen Sporen so gewaltig in die Flanken stieß, daß gleich das Blut darnach kam, so ging es in vollem Galopp mit mir ab. Ich ließ es sich nun etwas austoben und tummelte es dann auf dem freien Platz, wo ich Raum genug dazu hatte, so viel herum, daß ich es mir bald fügsam gemacht und seine Kraft gebrochen hatte. Darauf ließ ich es nun noch einigemal in größeren und kleineren Kreisen, ganz wie ich es wollte, herumgaloppiren und paradirte dann dicht vor dem Schimmel des Generals Bolivar, denselben um seine ferneren Befehle ersuchend. Nicht ohne Interesse schien dieser die Proben meiner Reitkunst mit angesehen zu haben und ein lautes „bravo, Capitaine“, in das dann die übrigen Officiere mit einstimmten, belohnte mich für meine Anstrengungen.

„Da Sie ein so vortrefflicher Reiter sind, Capitain, so machen Sie uns auch wohl das Vergnügen, uns die Handhabung der Lanze zu zeigen“, sagte der General darauf in einem sehr verbindlichen Tone zu mir, und auf seinen Wink brachte ein Neger eine Lanze, ungefähr in der Art, wie wir solche bei den polnischen Lanciers des Kaisers Napoleon gehabt hatten, herbei und überreichte mir solche. Da hatte ich also gleich zur Probe ein vollständiges Examen über meine militärischen Fähigkeiten zu bestehen. Die Uebungen mit der Lanze hatte ich besonders bei dem Regiment in Spanien so viel zu meinem Vergnügen getrieben, und in unseren alten Soldaten so tüchtige Lehrmeister darin gehabt, daß ich immerhin für einen sehr gewandten Lancier gelten konnte. Ich machte daher jetzt, während ich mein Roß ordentlich

herumgaloppiren ließ, alle möglichen Manöver und Kunststücke mit meiner Lanze, warf dieselbe in die Luft und fing sie wieder auf, wirbelte sie in der rechten Hand über dem Kopfe umher, stieß und parirte gegen feindliche Infanteristen und Reiter, warf die Lanze auf die Erde und hob sie in vollem Galopp meines Pferdes wieder auf und was dergleichen Sachen mehr waren. Als ich nach einer guten Weile meinen jetzt ganz mit weißem Schaum bedeckten Hengst wieder vor dem General Bolivar parirte und um dessen weitere Befehle bat, lobte derselbe mich noch mehr, wie vorhin bei meinen Reiterkünsten, und wie immer in solchen Fällen stimmte auch sein Gefolge wieder mit hierin ein. Daß ich mich gleich in eine gewisse Art Achtung bei diesen Herren gesetzt hatte, konnte ich deutlich merken und freute mich nicht wenig darüber.

Auf dem Spazierritt, den ich nun noch in langsamen Gangarten an der Seite des Generals machte, sagte dieser, daß er mit allen meinen Leistungen bisher sehr zufrieden sei, und mich gern in seine Dienste nehmen wolle. Vor der Hand könne er mir nur die Stelle eines Capitains und Adjutanten in seiner persönlichen Umgebung anbieten, doch hoffe er, daß ich nach unserer glücklichen Landung auf dem Festlande bald einen größeren Wirkungskreis und höheren Rang finden würde. Die sehr mißlichen finanziellen Verhältnisse, die jetzt bei seiner Parthei herrschten, machen es übrigens unmöglich, mir jetzt schon meine Gage in Geld auszubezahlen, bemerkte der General noch in einem sehr artigen Tone, und müßte ich mich vorläufig begnügen, meine völlig freie Station in seinem Hause und Fourage für mein Pferd von ihm anzunehmen. Sobald unsere Sache auf dem Festlande nur irgendwie einen günstigen Erfolg hätte, woran kaum zu zweifeln sei, würden der Unabhängigkeitsparthei so viele Hülfsmittel zufließen, daß er mit Sicherheit hoffen könne, mir meinen ganzen rückständigen Gehalt dann nachzahlen zu lassen. Ob ich sein Anerbieten annehmen oder dasselbe ausschlagen wolle,

welch Letzteres er sehr bedauern würde, darüber möge ich die Güte haben, ihm am morgenden Tage eine bestimmte Antwort zukommen zu lassen, sagte der General noch, als ich mich nach Beendigung unseres Spazierrittes bei ihm verabschiedete.

Nun, was blieb mir anders übrig, als auf diesen Antrag des Generals Bolivar vorläufig einzugehen, obschon es mir, offen gesagt, gar nicht recht behagen wollte, so ganz ohne Gage dienen zu müssen; daß es auch selbst bei dem glänzendsten Sieg unserer Sache mit der Nachzahlung dieser rückständigen Gage stets ein sehr mißliches Ding sein würde, sah ich vollkommen ein, und mein Freund, der Schiffscapitain, mit dem ich am Abend noch darüber sprach, bestärkte mich noch in dieser Vermuthung. Derselbe rieth mir übrigens dennoch dringend, die mir gebotene Anstellung anzunehmen, wozu ich ohnehin schon entschlossen war, da mir, wie gesagt, auch nichts Anderes übrig blieb. So meldete ich mich denn am anderen Morgen bei dem Obersten Paez, dem General-Adjutanten des Generals Bolivar, und sagte ihm, daß ich den mir gestern gemachten Antrag des Letzteren annehmen werde. Wenige Stunden darauf hatte ich ein schön geschriebenes und reich verziertes Officierspatent als Capitain der vereinigten Armee von Venezuela und Neu-Granada in Händen. Dasselbe war unterzeichnet: „Simon Bolivar, General-Capitain der Armeen von Venezuela und Neu-Granada, Oberbefehlshaber der Expeditions-Armee zur Eroberung des spanischen Festlandes in Südamerika.“ Man sieht, es war Sitte bei diesen Südamerikanern, dem Beispiele ihrer Voreltern und sonstiger Beherrscher der Spanier zu folgen, den Mund recht voll zu nehmen und sich in pomphaften Worten zu ergehen.

Daß es damals, als mich der große Kaiser zum Officier seiner Garde-Lanciers ernannte, ganz andere Gefühle in mir erweckte, als jetzt beim Empfang dieses Venezuela'schen Officier-Patents, wird man sich denken können.

Der General Bolivar, bei dem ich mich jetzt meldete, um mich zu bedanken, empfing mich wiederum sehr artig, gab mir die Hand und sagte, daß er sicher hoffe, von meiner Kriegserfahrung und Tüchtigkeit noch vielfachen Nutzen in dem Kampfe gegen die Spanier ziehen zu können, und daß ich immer gewiß sein könne, in ihm einen aufrichtigen Freund und kräftigen Beschützer zu finden. Als Beitrag zu meinen Equipirungskosten gab er mir einen Beutel mit 25 Napoleonsd'or und sagte auch noch, daß der eisengraue Hengst, den ich gestern so vortrefflich geritten, stets zu meiner alleinigen Disposition stehen würde. Uebrigens hoffe er, daß schon in einigen Wochen die Expeditions-Armee von Aux Cayes absegeln und ich dann kriegerische Thätigkeit vollauf finden werde. Durch diesen so freundlichen Empfang des Generals auf's Neue in sehr rosige Stimmung versetzt, ging ich fort, um mir baldmöglichst die nöthigen Uniformsstücke die denen des kaiserlich französischen Generalstabes sehr glichen, zu besorgen und dann meinen Dienst als Adjutant anzutreten. In drei Tagen war meine Equipirung besorgt, was mich außer den 25 Napoleonsd'or noch an 150 Francs aus meiner Tasche kostete, und ich als diensttuender Adjutant des Generals Bolivar eingetreten.

Da dieser Mann einen großen historischen Namen für alle Zeiten sich erworben hat, ich aber längere Zeit fast beständig in seiner Umgebung war, und so Gelegenheit hatte, ihn genauer kennen zu lernen, so will ich einige Bemerkungen über seine Persönlichkeit hier mitzutheilen nicht unterlassen. Der General Bolivar ward, seiner eigenen wiederholten Angabe nach, im Jahr 1783 geboren, befand sich also 1816, als ich in seine Dienste trat, in demkräftigen Mannesalter von 33 Jahren. Er war von nur mittlerer Größe und hatte, wie alle Südamerikaner, einen mageren, fleischlosen Körper; er ging gewöhnlich in etwas vorgebeugter Haltung und mit stark sich bewegenden Armen, daher er zu Fuß kein sehr militärisches Aeußere hatte. Er schien dies auch selbst zu fühlen, weßhalb

er ungerne zu Fuß sich öffentlich dem Volke zeigte und überhaupt auch ein schlechter Fußgänger und leicht ermüdet war. Zu Pferd hingegen war er ein gewandter, rascher und selbst eleganter Reiter, der sich sehr stattlich ausnahm und ein recht kriegerisches Ansehen dann hatte. Er hielt stets auf schöne und gute Pferde, liebte nur Galopp zu reiten und konnte im Sattel die größten Strapazen aushalten, ohne zu ermüden. Daß er an einem Tage 4 — 5 seiner besten Pferde müde jagte, war etwas Gewöhnliches bei ihm, und ich habe gesehen, daß er 36 Stunden unausgesetzt im Sattel saß, ohne weiter aus demselben zu kommen, als um von einem Pferde schnell auf das andere zu steigen. Alle seine anderen Adjutanten waren schon ermüdet zurückgeblieben und auch ich selbst, welcher der Einzige war, der es aushielt, den General zu begleiten, hing nur noch so auf dem Pferde und alle meine Gliedmaßen schmerzten mich noch mehrere Tage so sehr, als wenn ich gerädert wäre. Dem General Bolivar selbst konnte man aber äußerlich sehr wenig Ermüdung ansehen und er diktirte sogleich, als er vom Pferde abgesprungen war, einem Sekretäre 2 oder 3 lange Briefe. Außer Reiten liebte er das Tanzen sehr und war, so lange ich in seiner Umgebung blieb, stets ein ungemein rascher und gewandter Tänzer, der, wenn es irgend die Umstände erlaubten, allwöchentlich einigemal auf einem Balle zu sein pflegte. Dort tanzte er dann mehrere Stunden in raschen und feurigen Tänzen mit den schönsten Frauen und Mädchen einher. Liebe für das weibliche Geschlecht war überhaupt bei dem General sehr vorherrschend und ohne eine, ja selbst oft zwei bis drei erklärte Geliebte oder auch Maitressen, die ihn wo möglich stets bei allen militärischen Expeditionen begleiten mußten, habe ich ihn selten gesehen. Der General hat mir selbst einmal lachend erzählt, daß er sich förmlich unwohl fühle, wenn er nicht allwöchentlich einige Male seine Nächte bei schönen Frauen verbringen könne. Eine gleiche Vorliebe für das weibliche Geschlecht, wird man übrigens fast durchgängig

bei allen Südamerikanern finden. Die Hautfarbe des Generals war sehr gebräunt, wie bei allen Bewohnern der heißen Zone; die Backen, so weit man dieselben vor dem dichten, schwarzen Bart, der sie bedeckte, sehen konnte, waren mager und etwas hervorstehend. In den etwas tiefliegenden Augen von dunkler Farbe blitzte eine feurige Lebendigkeit, die den rastlosen Charakter des Mannes, dem sie angehörten, leicht erkennen ließen. Im Zorne, und der stellte sich bei dem General nur zu leicht und zu häufig ein, konnte der Blick seiner Augen ungemein drohend, ja selbst wild sein, so daß Jeder, der nur in irgend einer Art etwas zu fürchten hatte, demselben sehr gern auszuweichen suchte. Die sonst etwas niedergebeugte Haltung des Generals richtete sich bei diesen Zornausbrüchen gerade in die Höhe, seine Augen sprühten Blitze, seine sonst nicht sehr laute und dabei einschmeichelnde Stimme bekam einen harten Klang, und mit den scharfen, weißen Zähnen in seinem Munde knirschte er dann so heftig zusammen, daß man es weit durch das ganze Zimmer hören konnte, während die Hände sich fast krampfhaft zusammenballten. Für gewöhnlich hingegen lag in dem Gesichte desselben der Ausdruck großer Freundlichkeit, ja selbst Sanftmuth, und seine Züge konnten etwas Gewinnendes und Einschmeichelndes haben. Daß man mit einem geistig bedeutenden Manne zu thun habe, mußte Jeder, der nur eine Viertelstunde mit dem General Bolivar gesprochen hatte, unzweifelhaft erkennen. Was nun diese geistigen Fähigkeiten anbelangt, so besaß er solche entschieden in einem sehr hohen Grade, denn sonst wäre es ihm auch nicht möglich gewesen, die hervorragende Rolle, die er in seinem Vaterlande einnahm, zu erlangen und durch so viele Jahre bis an sein Lebensende zu behaupten. Von allen Feinden, welche die spanische Herrschaft auf dem südamerikanischen Festlande hatte, war der General Bolivar unbedingt der bedeutendste, dem der Unabhängigkeitskampf der Provinzen das Meiste verdankt. Er war von einer seltenen Menschenkenntniß, wußte

sich stets die besten Werkzeuge für seine Pläne auszusuchen, die Menschen je nach ihren verschiedenen Charakteren richtig zu behandeln, und sich dadurch selbst auch im Unglück stets eine bedeutende Zahl treu ergebener Anhänger zu sichern. Mit zäher Beharrlichkeit verfolgte er sein Ziel, ließ sich durch keine Widerwärtigkeiten abschrecken und war ungemein erfinderisch in Anwendung der verschiedensten oft anscheinend noch so geringfügigen Mittel, seinen Zweck zu erreichen. Eine genaue Kenntniß der Charaktereigenthümlichkeiten seiner Landsleute und aller ihrer Sitten und Lebensgewohnheiten kam ihm dabei sehr zu statten. Eigentliche große Feldherrntalente besaß der General Bolivar nach meiner Ansicht nicht, und hätte in einem größeren europäischen Kriege schwerlich irgendwie sich eine Bedeutung zu verschaffen gewußt. Ausgebreitete strategische Operationsplane hat er nie gemacht, und wenn er ein Heer befehligte, so ließ er sich immer mehr von dem Augenblick beherrschen, als daß er consequent irgend einer festen Idee folgte. Den Moment glücklich zu benützen, selbst bei Widerwärtigkeiten weder den Kopf noch das Selbstvertrauen zu verlieren und sich und sein Heer aus Unglücksfällen herauszuwinden, in denen viele Andere untergegangen wären, verstand er aber vortrefflich. Der Zug, den derselbe im Juni 1819 mit einer Armee von circa 2600 Mann über die Bergketten der Andes-Gebirge bei Pisco in einer Höhe von 11,000 Fuß unternahm, und wenn auch mit großem Verluste glücklich durchzuführen wußte, gehört z. B. mit zu den kühnen Unternehmungen, die er bisweilen zu ersinnen und dann auch auszuführen verstand. Persönlichen Muth, der ihm von seinen vielen Gegnern häufig abgesprochen wurde, hat der General Bolivar gewiß besessen, wenn auch vielleicht nicht in einem besonders hohen Grade. Er liebte es nicht sehr, sich der Gefahr selbst auszusetzen und im Schlachtengetümmel einen Platz einzunehmen, an dem ihm persönlich leicht etwas geschehen konnte. Brachten es aber die Umstände unumgänglich so mit sich, daß er einem Handgemenge nicht

ausweichen konnte, so besaß er so viel Willensstärke, daß er das innere Mißbehagen, welches er dann empfand, zu unterdrücken verstand. Ich habe ihn wiederholt in sehr großer Lebensgefahr gesehen und er zeigte dann stets Kaltblütigkeit und Umsicht des Geistes. So ein Haudegen wie der General Paez war er freilich nicht und hatte dies auch als Obergeneral nicht nöthig.

Zu den Schattenseiten von Bolivar's Charakter gehörte Zweizüngigkeit, die wirklich bisweilen in Falschheit ausarten konnte, und Undankbarkeit. Seinen noch so oft gegebenen Versprechungen war nicht sonderlich zu trauen, wie ich mehrfach an mir selbst erfahren habe, und so freundlich und einschmeichelnd er gegen einen Mann sein konnte, wenn er ihn gerade brauchte, so zurückstoßend und undankbar zeigte er sich gegen denselben, wenn dies nicht mehr der Fall war. Verstellung war ihm, wie sonst allen diesen spanischen Creolen, schon von Jugend auf zur zweiten Natur geworden und er konnte es oft gar nicht lassen, sich zu verstellen, selbst wenn er es gar nicht nöthig hatte. Diese wenige Offenheit des Characters verbunden mit seiner Launenhaftigkeit, machte den Dienst als Adjutant bei dem General gerade nicht sonderlich angenehm, da man nie recht wußte, wie man eigentlich mit ihm daran war. Auch liebte er es sehr, Schmeicheleien sein Ohr zu leihen, wenn er auch sonst scharfsinnig genug war, die Schmeichler selbst zu verachten. Wenn man immer gerade seinen Weg ging, ruhig seine Pflicht that, und sich um die augenblicklichen Launen des Generals nicht viel kümmerte, kam man auf die Länge noch am Besten mit ihm aus. Seine Thätigkeit war oft sehr groß und er konnte, wenn die Noth drängte, in ungemein kurzer Zeit unglaublich viel leisten und die verschiedensten, schwierigsten Geschäfte auf die geschickteste Art besorgen. Brannte ihm aber nicht das Feuer auf den Nägeln, wie man zu sagen pflegt, so liebte er sehr Müßiggang und geistige Ruhe und kümmerte sich um Nichts. Ganze Stunden konnte er in seiner Hängematte liegen, sich

nach südamerikanischer Sitte leise in derselben schaukeln und dem Dampf seiner Cigarette nachschauend müßig so hinträumen. In solchen Stunden war es oft schwer, auch nur seine Namensunterschrift unter irgend ein Actenstück zu erhalten, und man konnte 4 — 5mal ihn fragen, und ward immer wieder auf eine spätere Zeit vertröstet, bis irgend eine Verfügung, mochte diese nun betreffen was sie wollte, aus ihm heraus zu bekommen war. Besonders zeigte sich dieser Trägheitszustand, wenn der General in den Nächten vorher allzu eifrig den Liebesfreuden gehuldigt hatte.

Die Haupttriebfeder, warum der General Bolivar sich an die Spitze des Unabhängigkeitskampfes gegen Spanien stellte, war ein glühender persönlicher Ehrgeiz. Er wollte unumschränkter Herrscher der von ihm befreiten Länder werden, und hoffte sogar, daß er, gleichwie in Brasilien, ein Kaiserreich aus demselben machen könne. Allen republikanischen Ideen war er im Innersten seines Herzens abhold, und es kostete ihn oft große Ueberwindung, öffentlich die Maske eines guten und eifrigen Republikaners anzunehmen, bis ihm der gelegene Zeitpunkt gekommen schien, dieselbe für immer abzulegen. Der General war ein viel zu guter Menschenkenner und kannte besonders die vielen schlechten Eigenschaften seiner eigenen Landsleute zu genau, als daß er nicht wissen sollte, daß südamerikanische Republiken stets ein Unding sein, und bald diesem und dann wieder jenem Truppenanführer als Opferplatz seines persönlichen Ehrgeizes dienen würden. Von all den vielen verschiedenen Völkern, unter denen ich schon in meinem Leben gefochten habe, glaube ich, daß die Bewohner dieser ehemaligen spanischen Kolonien in Südamerika sich am schlechtesten zu Republikanern jemals eignen. Sie sind faul, bigott, falsch und eigennützig; aus solchen Leuten kann man keine Republik machen, und wenn dies je geschehen sollte, wird es so lange Unruhen und Bürgerkriege aller Art geben, bis das Ganze zusammenfällt. Der General Bolivar, wenn er, wie gesagt, auch äußerlich allen solchen

republikanischen Unsinn oft nur zu viel im Munde führte, machte gegen die ihm näher stehenden Officiere aus seiner Verachtung gegen denselben auch gar kein Geheimniß. So hat er mir wiederholt gesagt, von allen großen Thaten Napoleons habe ihm die am besten gefallen, daß derselbe die französische Republik aufgehoben und sich die Kaiserkrone Frankreichs zugeeignet habe.

Außer diesem glühenden Ehrgeiz war persönlicher Haß gegen die Spanier die Hauptquelle aller Handlungen des Generals Bolivar. Er war durch dieselben früher wiederholt beleidigt und in seinem persönlichen Stolze gekränkt worden, und dies vergab er mit seinem rachsüchtigen Gemüthe denselben niemals wieder.

Dies ist in kurzen Umrissen eine unpartheiische Schilderung des Generals Bolivar, wie ich denselben während meines längeren täglichen Beisammenseins erkannt zu haben glaube. Er war, wie gesagt, ein in vieler Hinsicht ganz *außerordentlich tüchtiger* Mann, welcher der Sache, der er sich gewidmet hatte, den größten Nutzen brachte. Wenn aber einige unverständige Schmeichler es gewagt haben, wie es geschehen ist, den General mit dem Kaiser Napoleon zu vergleichen, ja sogar ihn über denselben zu erheben, so ist dies dummes Zeug, worüber man sich ärgern oder eigentlich richtiger nur lachen muß. Es ist dies eben so abgeschmackt, als wenn man die vielen kleinen Treffen die in diesem ganzen südamerikanischen Unabhängigkeitskriege geliefert wurden, mit den großen Völkerschlachten vergleichen will, welche unser Kaiser schlug. Zwar die Bevölkerung dieser südamerikanischen Provinzen ist eitel und unwissend genug, dies zu thun. Frug mich doch nach einem solchen Treffen, wo höchstens auf jeder Seite einige hundert Mann geblieben waren, ein Oberst in seiner Armee, ob der Kaiser Napoleon wohl jemals eine größere Schlacht geschlagen habe? Als ich ihm erwiederte, dieselbe wäre in den Napoleon'schen Kriegen für so unbedeutend gehalten worden, daß die Marschälle kaum dem Kaiser eine

Meldung darüber gemacht haben würden, wollte er dies gar nicht glauben und ging kopfschüttelnd davon. Auch der General Bolivar selbst war trotz seines großen sonstigen Scharfsinns eitel genug, daß er es gern hörte, wenn einige Schmeichler seiner Umgebung seine Feldherrntalente mit denen des Kaisers Napoleon zu vergleichen wagten, wie er denn überhaupt diesen in vielfacher Hinsicht zu copiren sich bestrebte. Es war dies wirklich Schade, denn er gab sich dadurch lächerliche Blößen, die er bei seinen so großen sonstigen Verdiensten leicht hätte vermeiden können.

Der General war im Jahr 1783 zu Caracas, der Hauptstadt der reichen spanischen Provinz Venezuela, als zweiter Sohn eines sehr angesehenen und reichen Gutsbesitzers geboren. Seine Familie gehörte dem alten creolischen Adel an, dem sogenannten sangue azul (blauem Blute), ein Umstand, auf den sich Bolivar trotz seiner republikanischen Spiegelfechterei stets sehr viel zu Gute that. Seine Knabenzeit verbrachte er in einem Mönchskollegium, und soll dort eine nach spanischen Begriffen sehr sorgfältige Schulbildung erhalten haben. Im Alter von 18 Jahren reiste derselbe, wie alle jungen Edelleute in der Provinz es thaten, nach Madrid und von da nach Paris, um seine weitere Ausbildung zu beschaffen. Von diesem Aufenthalt in Paris her, der fast 1½ Jahre dauerte, hatte der General auch die geläufige Kenntniß der französischen Sprache und Sitten, wie er sich denn auch stets mit großem Vergnügen der daselbst erlebten Zeit erinnerte. Später ging derselbe wieder nach Madrid zurück, verheirathete sich dort mit einer reichen Landsmännin, die aber schon nach kurzer Zeit starb, blieb aber darauf noch mehrere Jahre in Spanien wohnen. Erst im Jahre 1809 kehrte Bolivar nach der Provinz Venezuela zurück und lebte als reicher Gutsbesitzer auf den großen Besitzungen, die er in dem Thale von Aragua besaß. An der ersten Erhebung der Provinz Venezuela gegen die spanische Oberherrschaft im Jahre 1810 soll derselbe sich nicht betheiligt haben, wahr-

scheinlich, weil er entweder die Zeit dazu noch nicht für geeignet hielt, oder die sonstigen Nebenumstände ihm nicht gefielen. Einige Monate darauf trat er aber als Oberst in die neu eingerichtete Miliz ein und fand nun bald Gelegenheit, sich auf sehr mannigfache Weise auszuzeichnen und die reichen Hülfsmittel seines Geistes zu entfalten. Sein persönlicher Ehrgeiz, die Haupttriebfeder aller seiner Handlungen, fand nun bald volle Befriedigung. Schon im Jahre 1813 ward er Oberbefehlshaber der Armee und Regierung von Venezuela, später Dictator von Caracas, und außerdem noch Oberbefehlshaber der vereinten Heere von Venezuela und Neu-Granada. Da er im Jahre 1815 wiederholt im Felde gegen die Spanier unglücklich gewesen war, so mußte er nach der Insel Hayti flüchten, wo er eine neue Expedition gegen das spanische Festland vorbereitete und dabei besonders auch von dem Hayti'schen Präsidenten, dem bekannten Pethion, auf alle Weise unterstützt wurde. Zu dieser Zeit trat ich, wie ich schon angeführt habe, als Adjutant in seine nähere Umgebung und tägliche Berührung mit ihm auf längere Zeit.

Siebentes Kapitel.

Leben in Aux-Cayes. Expedition nach der Insel Marguerita; glückliches Seegefecht mit zwei spanischen Kriegsschiffen; schlechter Fortgang der Expedition auf dem Festlande. Anstellung als Officier auf der Flotte des Admirals Brion. Eroberung von Angostura. Gefechte.

Während unseres Aufenthaltes in Aux-Cayes hatte ich als Adjutant des Generals Bolivar gerade nicht sonderlich viel zu thun. Das Leben in seinem Hause, wo ich Wohnung und eine sehr genügende freie Station erhielt, bot manche Annehmlichkeiten dar, hatte aber auch in anderer Hinsicht nicht geringe Uebelstände. Besonders machte sich die Eifersucht mancher eingeborenen Officiere gegen uns Fremde oft auf widerliche Weise fühlbar. Einer dieser Neider und geborener Venezuelaner, der den Capitainsgrad hatte und gern an meiner Stelle Adjutant beim General geworden wäre, hatte die Frechheit, in meiner Gegenwart zu behaupten, die meisten fremden Officiere seien nur gewissenlose Abenteurer, die man zum Teufel jagen solle. Natürlich forderte ich den saubern Patron, und als ich ihn erst auf dem Duellplatz hatte, was einige Mühe kostete, da er ein Hasenfuß war, gab ich ihm mit meiner Klinge einen tüchtigen Denkzettel für alle Zeiten in sein gelbes Gesicht. Später ist dieser Capitain übrigens wegen Feigheit schimpflich aus dem Heere weggejagt worden. Bevor so etwas in der Venezuela'schen Armee geschah, mußte es übrigens schon arg kommen. Als ich diesen Menschen für seine Frechheit gezüchtigt hatte, wagten es die Andern freilich nicht mehr, mich offen zu

reizen; im Geheimen hatte ich jedoch, wie alle fremden Officiere, Manches von ihren Intriguen auszustehen. Das beste Mittel dagegen war übrigens, nur recht fest und derb aufzutreten, selbst nicht im Mindesten zu intriguiren und kabalisiren, sich aber sonst auch um alle solche Ränke und Schliche möglichst wenig zu kümmern. Auch unter uns fremden Officieren waren oft Zwistigkeiten aller Art, denn es befanden sich Menschen darunter, mit denen es aus mehreren Gründen ganz unmöglich war, in irgendwie guter Kameradschaft zu leben. Hie und da kamen auch Nationalitätsstreitigkeiten vor, da viele Engländer und besonders auch Irländer zu dem General Bolivar gekommen waren, und mit diesen konnten wir Franzosen und Polen aus der Napoleon'schen Schule uns selten gut vertragen. Uebrigens schloß ich doch mit mehreren Kameraden feste Freundschaftsbündnisse. So besonders mit dem Capitain Demarquet, der ebenfalls in der Adjutantur des Generals diente, und dem Commodore Brion, der die wenigen Schiffe, die zur beabsichtigten Expedition uns zur Verfügung standen, befehligte. Letzterer war ein sehr geschickter Seemann, theoretisch durch und durch für seinen Beruf gebildet und dabei von einer seltenen Waghalsigkeit. Ich habe diesem Manne, der in der Geschichte der südamerikanischen Unabhängigkeitskriege eine große Rolle spielt, sehr viel zu verdanken und werde sein Andenken stets in Ehren halten. Sehr angenehme Stunden verlebte ich auch im Hause des Oberstlieutenants Valdez, der eine schöne und lebhafte Frau hatte, für deren Reize selbst unser Obergeneral sich nicht unempfänglich zeigte.

Wir kamen gewöhnlich des Abends auf einige Stunden zur Abendgesellschaft (tertullia) in dies Haus, wo dann Chokolade, Zuckerwasser mit Eis gekühlt und ganz leichtes Backwerk gereicht und dann oft bis Mitternacht geplaudert und gelacht wurde. Häufig kamen noch mehrere andere junge Mädchen in diese zwanglose Abendgesellschaften, und dann ward oft nach dem Klange einiger Guitarren schnell und

lebhaft getanzt. Der General Bolivar selbst zeichnete sich bei solchen Gelegenheiten stets als ein feuriger und unermüdlicher Tänzer aus, wie er denn in Damengesellschaft fast immer von sehr heiterer Laune war und viel zur Belebung mit beitrug. Für mich hatten diese Gesellschaften den Vortheil, daß ich mich dadurch im Sprechen des Spanischen sehr vervollkommnete, und überhaupt die Sitten und Eigenthümlichkeiten der Südamerikaner, deren Diensten ich mich nun einmal gewidmet hatte, kennen lernte. Auch eine Liebesintrigue mit einer schönen, feurigen Creolin knüpfte ich hier an und verdankte derselben manche, selbst in der Erinnerung noch ganz angenehme Stunden. Ich war damals noch jung, mit frischen rothen Backen, blauen Augen und blondem Haar, und die glänzende Adjutanten-Uniform, die ich bisweilen trug, obgleich ich für gewöhnlich in Civilkleidung ging, kleidete auch nicht schlecht, und so war es denn leicht begreiflich, daß ich in kurzer Zeit schon die Eroberung einer Creolin gemacht hatte. Diese Damen haben fast durchgängig feurige Sinne und leicht empfängliche Herzen, und Liebesintriguen sind denselben so zur zweiten Natur geworden, daß sie ohne solche kaum eine Stunde leben können.

Trotz aller dieser Zerstreuungen sehnte ich mich doch sehr nach dem Leben im Felde, und wünschte dringend, daß unsere beabsichtigte Expedition bald vor sich gehen möge. Es war Manches hier, was mir im höchsten Grade mißfiel, und meine schmerzliche Erinnerung an meine frühere Dienstzeit im Heere Napoleons immer wieder von Neuem erweckte. Besonders gar, als mein Freund, der Schiffscapitain, mit dem ich so manche trauliche Abendstunde verplaudert hatte, wobei wir uns fast nur in alten Rückerinnerungen unserer Feldzüge unter den kaiserlichen Adlern ergingen, mit seinem Schiffe nach Frankreich wieder abgesegelt war, erwachten diese traurigen Gedanken um desto stärker. Kam ich nur erst in's Feld und hatte militärische Thätigkeit, so würden dieselben schon wieder vergehen, das wußte ich schon vorher.

Endlich in den letzten Tagen des Monats April 1816 konnte die Expedition nach dem südamerikanischen Festlande von Aux-Cayes absegeln. Wir waren an 600 Officiere aller Grade, darunter allein einige 80 Stabs-Officiere mit den hochtrabendsten Titeln, die außer den Matrosen und See-Soldaten der Schiffe nur ungefähr 300 gemeine Soldaten zu commandiren hatten, die übrige Mannschaft, hofften wir, würde uns bei unserer Landung in so großer Menge zuströmen, daß sogleich ein tüchtiges Heer aus denselben organisirt werden könne. Außer diesen vielen unnützen Officieren aller Grade hatte man noch die Weiber und Geliebten vieler derselben mit an Bord genommen, wobei eine unbeschreibliche Unordnung und Verwirrung über Verwirrung entstand. Das war ein Zanken, Streiten, Intriguiren und Kabalisiren, daß ich vorgezogen hätte, im ersten besten französischen Reiter-Regiment des Kaisers als gewöhnlicher Soldat zu dienen, als jetzt hier die Stelle eines Capitains und Adjutanten zu bekleiden. Wenn nicht der Commodore Brion, der die Schiffe der ganzen Expedition befehligte, ein so außerordentlich tüchtiger Seemann gewesen wäre, so hätte unsere Fahrt bei den vielen unnützen Menschen, welche dieselbe mitmachten, unmöglich gelingen können. Fast fortwährend mußte derselbe mit seinen heftigen Flüchen und strengen Befehlen dazwischen fahren, um nur die Ordnung einigermaßen zu erhalten, und mancher venezuela'sche Oberst wurde von ihm nicht viel höflicher als der gewöhnlichste Matrose behandelt.

Nach mehrtägiger unnützer Zögerei und Zeitversäumniß, die besonders durch alle diese Weiber, die wir mit am Bord hatten, bewirkt wurden, lichtete unser kleines Geschwader, das aus einer Brigg und mehreren leichten Schoonern bestand, denn endlich die Anker.

Schon am 2. Mai hatten wir ein siegreiches Seetreffen mit einigen spanischen Kriegsschiffen, was mir noch sehr erinnerlich ist, da es das erste Gefecht zu Wasser war, dem ich beiwohnte. Zwei spanische Briggs von ziemlicher Größe

kamen uns unweit der Insel Maiguanita mit vollen Segeln entgegengefahren. Mit lebhafter Freude begrüßte der Commodore Brion und der größte Theil von uns Officieren diese Aussicht auf ein Seegefecht, während viele von den Weibern und den Intendanten und Sekretären, und was wir in der Art noch mehr an Bord hatten, laut zu jammern und zu schreien anfingen und den General Bolivar mit Bitten bestürmten, daß wir doch auf jegliche Weise diesen spanischen Schiffen auszuweichen suchen sollten. Fast wäre der General schwach genug gewesen, diesen dummen Bitten nachzugeben, allein die Festigkeit Brion's, der mit Recht wüthend über solch Ansinnen war, verhinderte dies glücklicherweise noch. So wurden denn die Weiber und Alle, welche nicht zum Gefecht zu gebrauchen waren, oder auch Furcht vor demselben zeigten, und es gab solche Kerls selbst unter unsern höhern Officieren nur zu viele, in den untern Raum der Schiffe getrieben, während wir Uebrigen uns mit frohem Herzen zum Kampfe rüsteten. Unten im Schiffsraum waren alle Nichtstreiter von den feindlichen Kugeln am Meisten geschützt, wo sie uns dann auch nicht durch ihre Gegenwart stören und belästigen konnten, was sicher geschehen wäre, wenn man sie auf dem Verdecke gelassen hätte. Mit wahrer Freude empfing ich den Befehl des Commodores Brion, zwei Soldaten vor der Verdeckslucke als Posten aufzustellen, die Keinen von der Gesellschaft, die wir einmal drunten eingesperrt hatten, wieder herauslassen durften, bis die Anweisung dazu gegeben war.

Um die Feinde zu täuschen und zu verhindern, daß sie nicht etwa zu frühzeitig die Flucht ergreifen sollten, mußten die Schiffe, die bisher ohne Flaggen gefahren waren, jetzt plötzlich die spanische Flagge aufziehen. Diese Täuschung glückte auch, und die beiden spanischen Schiffe waren uns schon ziemlich nahe, als sie ihren Irrthum entdeckten, und die Steuer wandten, um dem Gefecht auszuweichen, doch nun war es für sie zu spät, sie mußten wohl fechten und

thaten dies denn auch auf sehr muthvolle Weise. Unsere Brigg, ein gutes, starkes Schiff mit 8 Karronaden und einer großen metallenen Drehbasse, die 24pfündige Kugeln schoß, kam in das Gefecht mit der spanischen Brigg El Intrepido, die 14 Achtpfünder hatte. Da uns diese Brigg an Geschütz überlegen war, so versuchte Commodore Brion sogleich, sein Schiff so nahe an dieselbe heran zu bringen, daß wir zum Entern kommen könnten. Es ging dies aber nicht so rasch wie wir wünschten, und wir mußten erst einige tüchtige Lagen aushalten, bis wir unsern Zweck erreichten. Die erste Salve, die uns die spanische Brigg gab, dröhnte gewaltig in dem ganzen Bau unseres Schiffes nach, und so sehr ich auch schon viel stärkeren Kanonendonner gewöhnt war, so machte dies doch einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf mich. Nun, unsere Kanonen, die größtentheils von Officieren, welche sich freiwillig dazu erboten hatten, bedient wurden, antworteten dem Spanier nach besten Kräften, und richteten besonders arge Verwüstungen in seinen Masten und Segeln an. Wohl eine halbe Stunde lang schossen wir uns auf diese Weise mit der spanischen Brigg herum und erlitten nicht geringen Verlust dabei. Die Spanier hatten nämlich an 150 Mann langgediente Landsoldaten an Bord, die mit ihren Musketen unser Verdeck bestrichen und uns einige 50 Mann tödteten oder verwundeten. Größtentheils waren dies Officiere, da wir wenige andere Kämpfer zählten und über 100 derselben von uns sich mit Musketen versehen hatten, um an dem Gefecht mit Antheil zu nehmen. Endlich glückte es, unsere Brigg so nahe an die spanische zu bringen, daß wir die Enterhacken auswerfen konnten. Sobald diese *faßten* und die beiden Schiffe fest aneinandersaßen, sprangen *einige* dreißig Enterer von uns, den hochgeschwungenen Säbel in der Faust, an Bord der spanischen Brigg. Ein wüthender Kampf Mann gegen Mann begann jetzt, da die Spanier sich mit verzweifeltem Muthe vertheidigten. Ich selbst war mit in dem vordersten Haufen unserer Enterer, denn ich hatte

große Freude an diesem ganzen Kampfe, da ich jetzt Gelegenheit fand, gleich mal tüchtig die Feuerprobe vor allen diesen neidischen Creolen zu bestehen. So etwas ist aber für einen Officier, der in fremde Dienste gegangen ist, immer sehr gut, und er kann gleich ganz anders auftreten und kommt in viel größere Achtung, wenn er mal erst einen ordentlichen Strauß mitgemacht hat. Bei diesem Entergefecht kam ich in einen persönlichen Kampf mit einem riesigen spanischen Oberbootsmann. Mit seinem kurzen Enterdegen haute er wie ein Wüthender auf mich ein, und ich hatte Mühe genug, seine heftigen Streiche stets zu pariren. Einen Hieb gab er mir auf die linke Schulter, doch schlug ich seine Waffe noch so weit weg, daß mich die Klinge nur flüchtig streifte und so nur einen leichten Fleischriß gab. Hätte derselbe mich in seiner vollen Stärke getroffen, so wäre mein Arm wahrscheinlich für immer ganz gelähmt worden. Ich nahm mich übrigens jetzt ungemein zusammen, und da ich ein guter Fechter war, so glückte es mir endlich, dem Spanier, der übrigens seine Waffe ebenfalls trefflich zu führen verstand, eine Blöße abzulocken. Diese benutzte ich, stieß schnell zu und bohrte ihm nun meine Klinge so in die rechte Brustseite, daß die Spitze auf der andern Seite wieder hervordrang. Mit einem dumpfen Schrei stürzte der Spanier jetzt zu Boden und war auf der Stelle getödtet. Durch die Gewalt seines Falles wurde mir mein Säbel, den ich nicht sogleich wieder aus der Wunde zurückziehen konnte, mit aus der Hand gerissen, so daß ich für den Augenblick waffenlos war. Glücklicherweise griff mich kein Feind mehr an, da die Spanier im Zurückweichen begriffen waren, und nach dem Fall ihres tapferen Capitains, der wie ein Löwe sich vertheidigt hatte, entmuthigt die Waffen streckten und um Gnade baten. Sehr viele derselben waren nicht mehr übrig, denn es wurde von beiden Seiten mit großer Erbitterung gekämpft, wie denn auch unser Verlust nicht gering sich zeigte. Unter unsern Verwundeten befand sich auch der Commodore Brion,

der später für diesen Seesieg von dem Congreß zum Admiral der Venezuela'schen und Neu-Granada'schen Seemacht ernannt wurde. Der General Bolivar selbst hatte persönlich nicht an diesem Seetreffen Antheil genommen, was am Ende auch ganz Recht von ihm war, da er im Range zu hoch stand, einen Haufen Enterer zu kommandiren, und im Seewesen selbst, von dem er nichts verstand, dem Commodore Brion doch den Oberbefehl hätte überlassen müssen. Mir selbst sagte später der General die größten Lobeserhebungen über mein Benehmen während des Gefechtes, wie ich mir denn die Freundschaft des Commodore Brion dadurch in hohem Grade gewonnen hatte.

Während wir übrigens die spanische Brigg „El Intrepido" eroberten, hatten drei Schooner von uns auch das andere spanische Schiff „Santa Rita", das 9 Kanonen verschiedenen Kalibers führte, genommen. Das war denn gleich ein guter Anfang in unserer Sache und konnte Hoffnung für die Zukunft erwecken. Nach dem Gefechte, als Alles glücklich abgelaufen war, herrschte denn auch Jubel und Freude auf allen unseren Schiffen, und wie das immer so zu gehen pflegt, so waren die, welche vor dem Anfang desselben die meiste Furcht gehabt hatten, jetzt die Lautesten und Großsprecherichsten. Es gibt überall viel erbärmliches Gesindel auf der Welt, aber nirgends mehr, als in diesen vormaligen spanischen Kolonien in Süd-Amerika.

Am andern Tage nach diesem glücklichen Seetreffen, was auf wirklich ekelhafte, marktschreierische Weise überall ausposaunt und als die größte Heldenthat der Welt verkündet wurde, landeten wir denn auch glücklich auf der Insel Marguerita. Hier befehligte der General Anismendy, ein zwar tapferer, dabei aber sehr roher und grausamer Heerführer, der den Spaniern schon vielen Abbruch gethan hatte. Wir wurden von demselben in „Villa del Nonte", wo er sein Hauptquartier hatte, sehr freundlich aufgenommen und eine Menge von Bällen und Festlichkeiten uns zu Ehren gegeben.

Dies wäre nun zwar recht schön gewesen, allein der Zweck unserer Expedition wurde gerade nicht viel dadurch gefördert. Wir blieben längere Zeit völlig nutzlos auf der kleinen Insel Marguerita liegen und verzehrten die wenigen Lebensmittel, die dort vorhanden waren, so daß zuletzt ein völliger Mangel eintrat. Jeder Soldat, gleichviel ob Subaltern-Officier oder Gemeiner, erhielt zuletzt nur einen kleinen Kuchen aus Maismehl und zwei winzige Fische, die eingesalzen waren, als tägliche Ration. Das war freilich wenig, und es galt oft, die Säbelkuppel fest anzuziehen, um den Magen einzuschnüren, damit er den Hunger nicht allzusehr verspüre. Nun, auf so etwas muß der Soldat im Felde schon gefaßt sein, und in meinen früheren Feldzügen war es mir in dieser Hinsicht schon oft viel schlechter ergangen. Aber diese verdammten Streitigkeiten unter den Officieren selbst, diese Kabalen und Intriguen aller Art ärgerten mich oft so sehr, daß ich die ganze sogenannte Venezuela'sche Armee dann zu allen Teufeln wünschte.

Endlich in den letzten Tagen des Monats Mai segelten wir von dieser elenden Insel Marguerita wieder ab und griffen ein kleines spanisches Fort „Santa-Rosa" an, was schon auf dem Festlande lag. Die Eroberung dieses Forts, das von wenigen spanischen Soldaten, die beim ersten Schuß davonliefen, besetzt war, kostete uns keinen einzigen Mann. Nach gewohnter südamerikanischer Manier wurde aber ein ungemein pomphaftes Bulletin, als wenn dies ein außerordentlich glänzender Sieg gewesen wäre, darüber ausgegeben. Das Beste dieser ganzen Unternehmung war, daß wir bei dieser Gelegenheit zwei reichbeladene spanische Kauffarthei-Schiffe erbeuteten. Aus dem Erlös derselben kam so viel Geld zusammen, daß ich für meine Person 50 Franks als Abschlagssumme auf meine Gage erhielt. Auch Lebensmittel hatten wir jetzt genug erbeutet, so daß statt des früheren Mangels nunmehr auch förmlicher Ueberfluß in unserem Lager herrschte. Nach Eroberung dieses kleinen Forts blieben wir wieder

längere Zeit nutzlos in der kleinen Stadt „Carupano" auf dem Festlande liegen. Wir langweiten uns sehr und besonders unter uns vielen fremden Officieren, größtentheils wie ich der früheren kaiserlich französischen Armee angehörig, herrschte über diesen nutzlosen Müssiggang mit Recht große Unzufriedenheit. Desto wohler befanden sich viele unserer eingeborenen Officiere bei demselben, denn wenn die nur recht lange müssig in ihren Hängematten sich schaukeln, Papier-Cigarren rauchen und Liebes-Intriguen mit feurigen Frauen anfangen konnten, so waren sie vollkommen vergnügt.

Bei der allgemeinen Trägheit, die in unserem Hauptquartier damals herrschte, und dem noch größeren Geldmangel in demselben ging auch die Anwerbung der Truppen nur sehr langsam von Statten. Einige hundert Mann, größtentheils Neger, denen man die Freiheit versprochen hatte, wenn sie Soldaten werden wollten, ließen sich anwerben. Dies war auch Alles; diese Kerls, wenn sie auch sonst manche gute militärische Eigenschaften besaßen, waren vollkommen unerfahren im Gebrauch der Waffen, und man konnte daher gegen die alten versuchten Kerntruppen, welche die Spanier jetzt aus Europa hieher geschickt hatten, nicht viel mit ihnen anfangen. Bei einem kleinen Gefecht, was wir bald darauf gegen den bekannten spanischen General Morales hatten, zeigte sich die Ungeschicklichkeit dieser unserer Soldaten auch leider in hohem Grade. Nach sehr geringem Widerstand liefen unsere Soldaten in großer Eile fort und überließen den Spaniern bald das Schlachtfeld. Ich war über diese elende Feigheit so wüthend, daß ich zuletzt mit meinem Säbel der Kreuz und Quer nach auf unsere fliehenden Leute einhieb und ihnen tüchtige Denkzettel mit auf den Weg gab. Was half dies aber, die Kerls, dazu noch meist schlecht angeführt, waren nicht mehr zum Stehen zu bringen, und so mußte ich denn zuletzt auch fliehen. Sacre dieu, wie war ich wüthend über diesen erbärmlichen Tag.

Der Admiral Brion, dem ich meinen gerechten Zorn über diese ganze elende Wirthschaft mittheilte, suchte mich möglichst wieder zu besänftigen. Er bot mir eine Officiersstelle auf seinem Schiffe an, wo ich die Enterer im Gefecht befehligen und dann die Vermittelung zwischen ihm und dem General Bolivar unterhalten sollte. Letzterer, der nach diesem verunglückten Treffen auf einige Zeit wieder nach der Insel Hayti gesegelt war, dort wo möglich eine neue Expedition vorzubereiten, gab mir gern die Erlaubniß, so lange, bis ich eine bessere Thätigkeit in der Landarmee finden würde, auf den Schiffen des Admirals Brion Dienste zu thun. So wurde ich denn Adjutant auf der Flotte, eine Thätigkeit, die ich mir als Cavallerie-Officier früher nie getraut hätte. Mit dem eigentlichen Schiffswesen, von dem ich nichts verstand, hatte ich natürlich nicht das Mindeste zu thun, sonst konnte ich aber in vieler Hinsicht jetzt gute Dienste leisten. Verteufelte Kerls aus allen Nationen, Engländer, Franzosen, Nordamerikaner, Deutsche, Creolen, Neger, Alles bunt durcheinander diente auf diesen Schiffen des Admirals Brion. Es waren wilde, verwegene Gesellen, die vielfach früher schon das Seeräubergewerbe getrieben hatten, und vor nichts mehr zurückschreckten; aber fast durchgängig tüchtige Seeleute und muthige Soldaten, mit denen man schon einen kühnen Handstreich wagen konnte. Die Disciplin unter solcher Bande aufrecht zu erhalten, war keine Kleinigkeit, und die Officiere mußten dazu schon Haare auf den Zähnen haben. Der Admiral schoß selbst einmal einen Creolen, der als Steuermann diente, und der eine Meuterei versucht hatte, ohne Weiteres eine Kugel durch den Kopf, und befahl dann, den noch zuckenden Körper desselben über Bord zu werfen, damit er den Haifischen zur Speise dienen könne. „Dem Ersten von Euch, der nicht gehorcht, gebe ich die Kugel aus meiner zweiten Pistole“, rief er den murrenden Matrosen mit seiner gewaltigen Stimme dann zu, und diese Drohung, von der Alle überzeugt waren, daß sie auch nöthigenfalls ausgeführt würde,

half, und die Ordnung kehrte auf der Stelle zurück. Ich habe später, als ich eine Schaar dieser Matrosen auf dem Lande befehligte, auch einen solchen Meuterer, einen Engländer, der in der Trunkenheit mit dem Bootshacken nach mir stieß, sogleich mit meinem Säbel so scharf über den Kopf gehauen, daß er alsbald zusammenstürzte und mehrere Monate zu seiner Heilung bedurfte. Mit solchen wilden Kerlen darf man nicht viele Umstände machen, sondern muß rasch und resolut handeln, sonst ist es mit dem Respekt, den sie vor ihren Officieren haben müssen, vorbei.

An 40—50 dieser Matrosen, und zwar die wildesten und verwegensten von Allen, übte ich besonders im Gebrauch ihrer kurzen graden Schiffssäbel ein, um sie so zum Entern geschickter zu machen. Es war dies ein Korps, wie ich es wilder und verwegener nie in meinem Leben wieder beisammen gesehen habe, und sie hätten die Hölle gestürmt, wenn es Rum zu saufen und Gold zu plündern in derselben gegeben. Besonders einige Normannen, die von Jugend an auf Kaper- und Seeräuberschiffen gedient hatten, waren darunter, die sich bei allen Gefechten in hohem Grade auszeichneten. Außer diesem Exercitium dieser Leute wurde ich vom Admiral Brion, der mir sein volles Vertrauen schenkte, auch mehrmals zu dem General Bolivar, der sich jetzt in Port au Prince auf der Insel Hayti aufhielt, geschickt, um meine Pläne für den beginnenden Feldzug mit demselben zu verabreden. Bei einer dieser Fahrten, die ich in einem kleinen Boote mit 6 Ruderern machte, überfiel uns ein heftiger Sturm, der uns fast den Untergang gebracht hätte. Wir wurden weit in die offene See hinausgetrieben, und hatten später unter ungemeinen Anstrengungen zwei volle Tage nöthig, bis wir wieder die Küste der Insel Hayti erreichten. Da wir außer einer kleinen Flasche mit Rum auch nicht den mindesten Proviant im Boote mit uns führten, so mußten wir während dieser Zeit nicht wenig Hunger und Durst ausstehen. Glücklicherweise gelang es uns am zweiten

Tage, einen kleinen Delphin mit dem Ruder zu erschlagen, und das rohe Fleisch dieses Fisches, was wir mit großer Gier verschlangen, erquickte uns sehr und gab den Matrosen ihre Kräfte wieder, so daß sie die Ruder tüchtig handhaben konnten. Ich war übrigens von den Strapazen dieser unfreiwilligen Seereise so angegriffen, daß ich fast an 8 Tage in Port au Prince das Lager hüten mußte — das Erstemal in meinem Leben, daß ich, ohne verwundet zu sein, krank lag. Auf solche Weise verging in ziemlich angestrengter Thätigkeit der Herbst und Winter des Jahres 1816 für mich. Gage erhielt ich noch immer keine, da es den Kassen der venezuela'schen Republik sehr an Geldmitteln fehlte, doch bekam ich stets völlig freie und ziemlich genügende und gute Verpflegung, so daß ich eigentlich nur sehr unbedeutend anderweitige Ausgaben zu machen nöthig hatte. Nur etwas über 200 Franks setzte ich während dieser Zeit von meinem kleinen Kapital zu.

Im Anfang des Jahres 1817 schiffte sich der General Bolivar von Neuem nach dem spanischen Festlande ein, und mit frischerer Kraft wie im vorigen Jahre begann jetzt der Kampf. Unweit der kleinen Stadt Barcelona errichteten wir auf Befehl unseres Anführers ein festes Lager, wohin wir auch 6 schwere Kanonen von unseren Schiffen brachten. Die Spanier, unter dem General Real, wollten dies Lager erstürmen, wurden aber wiederholt von uns mit blutigen Köpfen zurückgetrieben. Besonders am 11. Februar kam es zu einem ziemlich ernsthaften Gefechte, bei dem die spanischen Truppen im Nachtheil blieben, und endlich nach hartnäckiger Gegenwehr den Rückzug antreten mußten. Von unseren Kriegsschiffen waren an 400 Matrosen, fast lauter Ausländer, ans Land gesetzt worden, und diese eben thaten in diesem Gefechte den meisten Dienst. Besonders meine Enterer fochten mit ihren kurzen Säbeln und Schiffspistolen so muthig gegen die gut bewaffnete spanische Infanterie, daß ich alle Ursache hatte, mit ihnen zufrieden zu sein. Einige Tage darauf kam es in dem Hafen von Barce-

lona zu einem heftigen Seegefechte. Mit einer kleinen Flotille von einigen 18 Kriegsfahrzeugen, Briggs, Schooner, Kanonenboote, Alles bunt durcheinander, wollten die Spanier unsere 5 Schooner und 3—4 Kanonenboote, die vor dem Hafen postirt waren, erobern. Sie dachten gewiß, mit ihrer großen Uebermacht könne es ihnen gar nicht fehlen, den Sieg zu erringen, sahen sich aber arg getäuscht. Unsere Matrosen waren wie gesagt durchgängig tüchtige, verwegene Kerle, und die Capitaine unserer Schooner, lauter Nord-Amerikaner oder Franzosen, konnten es bei ihrer seemännischen Tüchtigkeit mit allen Flottenofficieren der Welt aufnehmen. So schlugen wir denn alle Angriffe herzhaft ab, obgleich wir durch das feindliche Kanonenfeuer ziemlich bedeutenden Verlust erlitten. Da es nicht zum Entern kam, so hatte ich bei diesem ganzen Gefecht eigentlich nichts zu thun. Aus Langeweile und um nicht müßig dazustehen, was bei einem Kampfe immer eine sehr unangenehme Sache ist, half ich als gewöhnlicher Kanonier bei der Bedienung einer Kanone. Bei dieser Gelegenheit sah ich, wie ein Matrose neben mir, ein alter verwetterter Deutscher, der seit einigen 20 Jahren schon das Seeräubergewerbe in den südamerikanischen Gewässern getrieben hatte, von einer feindlichen Kugel buchstäblich ganz zerrissen wurde. Wohl in hundert Fetzen zerstückelt flog sein Körper nach allen Seiten umher, und weder vorher noch nachher in all den unzähligen größeren wie kleineren Gefechten, denen ich in meinem Leben beiwohnte, habe ich nie wieder ein Gleiches gesehen. Daß diese spanische Kugel übrigens uns, die wir neben diesem Matrosen standen, nicht auch zugleich mit niederschlug, gehört mit zu den wunderbaren Zufällen, die man im Kriege so oft erlebt. Nachdem das Gefecht wohl an 4 Stunden gedauert hatte, sahen die Spanier, daß sie ihren Zweck, die Einfahrt in den Hafen von Barcelona zu erzwingen, doch nicht erreichen konnten, und segelten unverrichteter Sache wie-

der ab. Ein Faß mit Jamaikarum belohnte am Abend die Mannschaft unseres Kriegsschiffes für die Ausdauer und Tapferkeit, die sie in dem Gefechte bewiesen hatten, und da es an liederlichen Creolen- und Mulattenmädchen die an Bord kamen, auch nicht fehlte, so wurden die zügellosesten Orgien, die man sich nur denken kann, gefeiert. Die rohe, verwilderte Mannschaft solcher Kaperschiffe kann nur auf diese Weise belohnt und zu neuen Anstrengungen angespornt werden. Mag ein strenger Morlaist nun dagegen sagen was er will, das Ding geht im Kriege nun einmal nicht anders.

Die Spanier hatten an der Lection, die sie an dem Tage erhalten, übrigens noch nicht genug bekommen, und versuchten am folgenden Morgen den Angriff aufs Neue. Ebenso muthig und ausdauernd, wie beim ersten Gefechte, fochten jetzt wieder unsere Matrosen, und gleich erfolglos blieben die Anstrengungen der Feinde. Arg in den Masten und Segeln zerschoßen, mußten die spanischen Schiffe sich nach mehrstündigem Gefechte abermals zurückziehen. Sie waren übrigens jetzt gewitzigt geworden, gaben die ferneren Versuche, die Einfahrt in den Hafen von Barcelona zu erzwingen, auf, und ließen uns fortan in Ruhe. In den ersten Tagen des Märzes kam es zu einem sehr heftigen Gefechte zwischen unseren Kanonenbooten und einer spanischen Landbatterie auf dem Morrho bei Barcelona. Schon am frühen Morgen fing die Kanonade an, und unsere offenen Kanonenboote litten anfänglich nicht wenig, da auch noch einige spanische Kriegsschiffe die Landbatterie unterstützten. Ungefähr 300 Mann von unseren Infanteristen und ich mit meiner Enterer-Schaar von einigen 50 Köpfen, waren ans Land gesetzt worden und erstürmten nun die Batterie. Trotz des furchtbaren Feuers, dem wir von allen Seiten bei diesem Sturme ausgesetzt waren, hatten wir verhältnißmäßig doch nur einen geringen Verlust. Die Kanonen der spanischen Landbatterie gingen größtentheils über unsere Köpfe hinweg, da die Kanonen nicht so tief ge-

richtet werden konnten, und auch das Feuer der Kriegsschiffe war gegen uns rasch laufende Menschen gerade nicht sehr gefährlich. In der Batterie selbst, kam es noch zu einem furchtbaren Handgemenge bevor die Spanier, so viel ihrer noch übrig waren, die Waffen wegwarfen und schnell fortliefen. Wie die eingefleischten Teufel fochten meine Matrosen und viele Spanier mußten unter den kräftigen Hieben ihrer kurzen Entersäbel ihr Leben lassen. An Pardon geben dachte Niemand, und mancher Spanier, der noch so sehr um Gnade bat und die Waffen fortwarf, ward unbarmherzig niedergehauen oder zusammengestoßen. Der spanische Obergeneral Morillo hatte nämlich kurze Zeit vorher noch 5 gefangene Officiere und 30 Soldaten von uns, lauter Ausländer, die in venezuelaischen Diensten standen, ohne Weiteres erschießen lassen, und dabei erklärt, daß er es fortan mit allen Gefangenen thun werde, da er sie nur als Räuber betrachte. Hierüber erbittert, gaben unsere Leute fortan auch keinem Spanier Pardon mehr, mochte er noch so viel darum bitten, sondern hieben unbarmherzig Alles nieder, was ihnen vor die Klinge kam. So nahm der Krieg, besonders durch die Schuld der Spanier, fortan einen sehr grausamen, wilden Charakter an, und es ward auf beiden Seiten das Morden fast zur Gewohnheit. Auf welche wilde Weise dies geschah, möge folgendes wahre Beispiel beweisen: Die Frau des bekannten venezuelaschen Generals Arismendy, der auf der Insel Marguerita befehligte, ein junges Weib von eben so großer Schönheit wie Charakterfestigkeit, ward von einer spanischen Streifschaar bei einem Spaziergang gefangen genommen und in das Hauptquartier des Oberanführers Morillo gebracht. Ihr Gatte um dies zu rächen, machte mit seinen Soldaten einen kühnen Ueberfall, und es glückte ihm 160 Spanier mit einem Obersten gefangen zu nehmen. Dieser Oberst war der besondere Günstling des Generals Morillo, hatte sich aber durch seine schonungslose Grausamkeit gegen alle Anhänger der Unabhängigkeitserklärung, schon lange

ausgezeichnet. Der General Morillo, der seinen Freund zu retten wünschte, schickte nun ein Schreiben an Arismendy, worin er diesem vorschlug, die Frau desselben ungefährdet wieder zu ihm zurückkehren zu lassen, wenn er den Obersten dafür ausliefern wolle; im entgegengesetzten Falle würde er aber die Frau auf der Stelle tödten lassen. Der General Arismendy schickte dem Spanier aber folgende Antwort zurück: „Nicht mit Frauen führe ich Krieg, sondern gegen die Spanier, diese grausamen Feinde meines Vaterlandes. Meine Gattin ist mir unendlich theuer, doch theurer noch die Ehre und Sicherheit des Vaterlandes. Mag der General Morillo daher mit meiner Gattin anfangen was er will, noch ehe er diese Antwort in Händen hat, habe ich den gefangenen Obersten, der seine Hände so oft in das Blut vieler unschuldiger Venezuelaner getaucht hat, als gerechte Wiedervergeltung dafür niederhauen lassen." In Gegenwart des spanischen Boten ließ der General Arismendy nun seine beiden Söhne darum loosen, wer den gefangenen Obersten niederhauen solle; den Jüngsten derselben, einem Knaben von kaum 12 Jahren, traf das Loos, und sogleich hieb derselbe mit der Machetta (scharfes Handbeil) dem Obersten den Kopf ab, der alsdann dem General Morillo übersandt wurde. Letzterer wollte anfänglich die Frau des Arismendy auf der Stelle dafür erschießen lassen, besann sich aber doch noch, und schickte sie in Ketten auf ein nach Spanien zurücksegelndes Schiff. Dort ward sie in Cadix in einen finsteren Kerker geworfen und sehr schlecht behandelt. Durch Bestechung, die von einigen einflußreichen Freunden gemacht wurde, gelang es der muthigen Frau jedoch schon nach einigen Wochen, als Matrose verkleidet, aus dem Kerker zu entwischen, und auf ein Schiff zu kommen. So gelangte sie denn endlich nach vielen Mühseligkeiten und Gefahren wieder nach der Insel Marguerita zurück, wo ihr Mann noch kommandirte. Ich war gerade daselbst anwesend, um ihren feierlichen Einzug mit ansehen zu können. Alle Frauen der Einwohner zogen

ihr entgegen und bestreuten den Weg mit Blumen; die Soldaten, so gut wie möglich herausgeputzt, machten Spalier, wir Officiere gaben die Eskorte; kurz eine Königin kann nicht mit feierlicherem Gepränge und größerer Hingebung empfangen werden.

Einen anderen Beweis ihrer wilden Grausamkeit gaben die Spanier bald darauf. Der Oberstlieutenant Chambertain, ein früherer englischer Officier, der als Adjutant beim General Bolivar diente, und mit dem ich sehr gut befreundet war, vertheidigte ein kleines, befestigtes Haus mehrere Tage mit der größten Tapferkeit gegen die Uebermacht der Spanier, welche dasselbe zu erstürmen versuchten. Als die längere Vertheidigung unmöglich war, weil die wenigen Ueberreste der Besatzung, die noch am Leben geblieben, alle ihre Patronen verschossen hatten, tödtete der tapfere Chambertain zuerst seine schöne, sehr von ihm geliebte Frau durch einen Pistolenschuß, damit sie nicht lebend den Mißhandlungen der Spanier ausgesetzt sein solle, und schoß sich dann selbst eine Kugel durch den Kopf. Selbst an den Leichen dieser Beiden ließen die Feinde ihre Rachsucht noch aus. Der spanische Befehlshaber ließ dieselben entkleiden, dann verstümmeln und so an einen Galgen hängen, so daß wir sie von unseren Schiffen aus recht deutlich sehen konnten. Uebrigens gaben, wie gesagt, die Venezuelaner den Spaniern an Grausamkeit nicht das Mindeste nach. Die meisten Gefangenen wurden stets auf der Stelle erschossen, und es bedurfte oft meiner ganzen persönlichen Energie, um einzelnen unglücklichen Schlachtopfern das Leben zu retten. Es kamen aber leider nur zu viele Fälle vor, wo mir auch dies nicht gelang, und gar manche Gefangene habe ich schonungslos hinschlachten sehen, ohne ihnen beim besten Willen helfen zu können.

Im Anfang Juni 1817 segelte ich mit dem Admiral Brion nach der Mündung des Orinokoflusses ab, um mit bei der Eroberung der reichen und mächtigen Provinz

Guayana zu helfen. Wir hatten sehr ernsthafte Kämpfe mit den spanischen Kanonenbooten, die auf dem Orinoko stationirt waren, zu bestehen, und es floß viel Blut. Unsere Matrosen, die unlängst eine Verstärkung von vielen Franzosen erhalten, die früher auf der kaiserlichen Marine oder auf den zahlreichen französischen Kaperschiffen, denen der Friede ihre Beschäftigung genommen, gedient hatten, schlugen sich aber mit wirklich ausgezeichnetem Muth. So wohnte ich einst einer Expedition unter dem Marine-Capitain Debouille, auch ein Franzose, mit bei, wo wir an 15—16 spanische Kanonenboote erstürmten, und dann, als wir sie doch nicht mitfortnehmen konnten, verbrannten. Es war ein sehr blutiger Tag, an dem wir viele Menschen verloren, bis uns die Erstürmung gelang. Meine Enterer hatten viele Arbeit an demselben, und mancher Spanier ward von ihnen in die andere Welt spedirt. Ich wäre bei diesem Gefechte fast getödtet worden, und nur die muthige Entschlossenheit eines alten französischen Matrosen, Namens Francois, der eine besondere Zuneigung für mich gefaßt hatte, rettete mir das Leben. Bei dem Sprung auf ein spanisches Kanonenboot glitschte ich nämlich aus und fiel rückwärts in den Fluß. Ich tauchte sogleich wieder auf und klammerte mich mit den Händen an den Rand des spanischen Bootes an, um mich so auf dasselbe hinaufzuziehen. Ein spanischer Matrose, der dies sah, zog seine Schiffspistole aus dem Gürtel und feuerte dieselbe auf mich ab. Trotzdem, daß er nur wenige Schritte von mir entfernt war, verfehlte seine Kugel mich, und schlug einige Zoll von meinem linken Ohr in das Wasser. Darüber wüthend, stürzte der Spanier mit einem wilden Fluch auf mich zu, um mir mit seinem kurzen breiten Degen den Kopf zu spalten. Es wäre ihm dies auch unzweifelhaft gelungen, da ich mich, halb noch mit dem Leibe im Wasser liegend, gar nicht vertheidigen konnte, wenn nicht Francois, der meine Gefahr sah, in demselben Augenblick einen wüthenden Sprung von der Seite her auf den Spanier gemacht, ihn bei der Kehle gepackt und mit seiner rie-

figen Kraft so zu Boden geschleudert hätte, daß er gleich besinnungslos liegen blieb. Dies benutzte ich, kletterte jetzt vollends an Bord, riß dem betäubt liegenden spanischen Matrosen das Schwert aus der Hand, und eroberte vollends das Kanonenboot. Meinen sehr schönen Säbel, den ich von 1814 her geführt hatte, verlor ich bei dieser Gelegenheit, da er in den Orinoko gefallen und nicht wieder herauszufischen war. Der Admiral Brion, der dies erfuhr, schenkte mir dafür den kostbaren Degen eines höheren spanischen Officiers, der in Gefangenschaft gerathen war. Es war dies eine treffliche Toledo-Klinge, die mir in manchen hitzigen Kämpfen noch die besten Dienste geleistet hat. Bei meinen Kriegszügen in Griechenland im Jahre 1828 schenkte ich dieselbe einem innigen Freunde von mir, von dem ich dafür einen kostbaren türkischen Säbel, den ich noch jetzt besitze, erhielt. Was meinen Lebensretter Francois betrifft, so war dies ein so tüchtiger alter Seemann, wie es gewiß auf der Welt keinen besseren mehr giebt. Er hatte schon an 20 Jahre theils auf französischen Kriegsschiffen, theils auf Kaperfahrzeugen gedient, und unzählige blutige Gefechte aller Art mitgemacht. Die Spuren derselben konnte man nur zu deutlich auf seinem Gesichte bemerken, denn selbst unter der alten Garde des Kaisers Napoleon habe ich nie einen Soldaten gesehen, der so viele und entstellende Narben wie dieser Francois besaß. Als wenn er förmlich auf einem Fleischbrette zerhackt geworden wäre, so von Hieben und Schüssen durchfurcht, war sein ganzer Kopf. Im Gefecht von der wildesten Tapferkeit und förmlich von einem Blutdurste beseelt, war dieser alte Francois sonst der gutmüthigste, ehrlichste Kerl von der Welt, der keinem Kinde etwas zu leide thun, und dem man Tonnen Goldes ohne Gefahr anvertrauen konnte. Abenteuer, und Gefechte aller Art waren ihm so zur zweiten Natur geworden, daß er ohne dieselben gar nicht mehr leben konnte, und dieser Hang allein hatte ihn auch nach Süd-Amerika geführt. Als ich von der Flotte des Admirals Brion wieder

zu dem Landheer zurückkehrte, verlor ich diesen alten Seemann aus dem Gesicht, was mir leid that. Zu meiner großen Freude traf ich denselben 1828 in Griechenland wieder, wo er auf einem Branderschiff des kühnen Maurocordato als Steuermann diente. Hier hat er bei einem hitzigen Gefechte mit den Türken den Tod gefunden, und ist im Meere, was ihn sein ganzes Leben getragen, auch begraben worden.

Am 17. Juli mußte sich die Hauptstadt der Provinz Guayana, Angostura, den Truppen des Generals Piar, der sie von der Landseite eingeschlossen hatte, während der Admiral Brion sie von der Flußseite blockirte, endlich ergeben. Auf ungemein tapfere, energische Weise, die selbst das Lob des großen Napoleon auf sich gezogen, hatte der spanische Kommandant Fitzgerald, ein geborener Schotte, diesen schlecht befestigten und dürftig verproviantirten Ort, so lange vertheidigt. Als ihm endlich aber alle Lebensmittel ausgegangen waren und die Hungersnoth schon den höchsten Gipfel erreicht hatte, faßte er zuletzt den heldenmüthigen Entschluß, sich mit den schwachen Ueberresten seiner Truppen durchzuschlagen. Es glückte ihm dies auch, und er gelangte ohne Verlust zu den übrigen spanischen Heerestheilen. Hätten die Spanier in Südamerika nur noch einige solche Generäle gehabt, die an Tapferkeit und Energie diesem Fitzgerald geglichen, nie wäre der Unabhängigkeitskampf der Kolonien gelungen. Der Unfähigkeit der ihnen gegenüber fechtenden spanischen Heerführer, haben die Südamerikaner mit den größten Theil ihres Erfolges zu verdanken.

In Angostura selbst hatte die Noth einen entsetzlich hohen Grad erreicht, als unsere Truppen dort ihren Einzug hielten. Haufenweis lagen Todte auf den Straßen umher, und die noch lebenden Einwohner waren vor Hunger und Entbehrungen aller Art so geschwächt, daß sie wie Skelette zwischen den Häusern umher schlichen. Eine Katze war zuletzt mit 5—6 Piaster, ein Hund mit 15—20 Piaster be-

zahlt worden; solcher Mangel an Lebensmittel hatte geherrscht. Es sollen Fälle vorgekommen sein, daß die Soldaten aus Hunger Menschenfleisch gebraten und dann gierig verzehrt haben, und von einem Neger erzählte man mir, daß er seine zwei eigenen Kinder geschlachtet und aufgefressen habe. Als General Fitzgerald dies erfuhr, hat er das Ungeheuer verdientermaßen sogleich erschießen lassen. Da wir auf unseren Schiffen vielen überflüssigen Proviant hatten, so vertheilte ich auf Befehl des Admirals Brion, der stets ein sehr menschenfreundliches Herz besaß, sogleich eine Menge von Lebensmitteln an die ausgehungerte Bevölkerung. Mit unendlicher Gier wurden dieselben verschlungen, und selbst bei dem unglücklichen Rückzug aus Rußland im Jahre 1812, sah ich nicht Menschen mit größerer Hast Speisen verschlingen, wie jetzt hier in Angostura. Ein rührendes Bild von Mutterliebe sah ich bei dieser Gelegenheit an einer noch jungen Spanierin, der Wittwe eines gefallenen Officiers. Dieselbe schon ganz von Hunger zusammengefallen, so daß sie sich nur noch mit Mühe fortschleppen konnte, genoß von den wenigen Lebensmitteln, die ihr bei dieser Vertheilung gereicht wurden, nicht das Mindeste, sondern gab sie ihren beiden Knaben von 8 und 10 Jahren, die auch vom Hunger schon sehr gelitten hatten und jetzt einen wahren Wolfsappetit zeigten. Die arme Mutter kaute unterdeß Grashalme, die sie sich abgerissen hatte, um ihrem Magen doch etwas bieten zu können, und sah dabei ganz glücklich aus, daß ihre Kinder doch jetzt etwas bessere Speisen erhielten. Selbst unsere rohen Matrosen wurden von dieser Mutterliebe ganz gerührt, und legten von ihren täglichen Rationen so viel zusammen, daß die edle Spanierin Lebensmittel für sich und ihre Kinder in genügender Menge erhielt. Bald trat übrigens auch eine regelmäßige Zufuhr von Lebensmitteln von der Landseite ein, und die Hungersnoth hörte ganz in der so hart mitgenommenen Stadt auf. Uebrigens machten wir in Angostura große Beute an Kriegsvorräthen aller Art, wie auch an kost-

baren Waaren. Dies hatte auch für mich das Gute, daß ich endlich eine Abschlagssumme von circa 1000 Franks auf meine rückständige Gage, theils in baarem Gelde, theils in Waaren, die ich gebrauchen konnte, erhielt. Meine Equipirung war nämlich durch den beständigen Feldgebrauch aller Sachen, so abgenutzt und verdorben worden, daß ich zuletzt kein Stück Kleidung oder Wäsche besaß, was nicht des Wegwerfens werth gewesen wäre. Zur nothwendigen Ergänzung aller dieser Sachen bot nun Angostura die beste Gelegenheit dar, die ich denn auch reichlich benutzte und mich von Kopf bis zu Füßen einkleidete.

Nach der Eroberung von Angostura nahm ich an einer Expedition Theil, die gegen die zweite Hauptstadt von Guayana, Antiguana, gerichtet war. Die Feinde fügten uns bei dieser Gelegenheit gerade nicht allzugroßen Schaden zu, desto mehr aber litten wir von den Mosquitos, die im Augustmonat in den Flußniederungen des Orinoko wirklich eine Landplage genannt werden können. In meinem ganzen Leben bin ich von diesen verdammten Insekten nicht so geplagt worden wie gerade bei dieser Expedition, wo ich wirklich oft glaubte, aus der Haut deshalb fahren zu müssen. Mit der Einnahme von Antiguana, die, irre ich nicht, am 30. August 1817 geschah, war die Befreiung der reichen und mächtigen Provinz Guayana von der spanischen Herrschaft vollendet, und die Sache der sogenannten Republikaner in Südamerika hatte einen großen Fortschritt dadurch gemacht. Anfang September kehrte ich wieder nach Angostura zurück, wo sich der General Bolivar persönlich eingefunden hatte, um den Oberbefehl zu übernehmen. So schmerzlich mir jetzt auch die Trennung von dem Admiral Brion war, der mich mit so großer Güte aufgenommen hatte, und dem ich so viel verdankte, so entschloß ich mich jetzt doch, die Flotte zu verlassen und zum Landdienst wieder zurückzukehren. Um ein eigentlicher Seeofficier zu werden, dazu fehlten mir die nöthigen Kenntnisse, die man nur gewinnen kann, wenn man von Jugend auf

die Meere befährt. Bloß die Enterer zu befehligen, wie ich es bisher gethan hatte, war die Aussicht zur derartigen Verwendung der Schiffe aber für die nächste Zeit sehr unsicher. In dem Landdienst eröffnete sich mir aber für die nächste Zukunft Aussicht zu großer Thätigkeit, indem der General Bolivar jetzt die Mittel besaß, seine Armee ansehnlich zu verstärken. Besonders ein Corps Llaneros (eingeborene Reiterei) wünschte er auf europäische Weise zu organisiren und einzuexerciren, und hierbei konnte ich gerade *eine für meine* Fähigkeiten entsprechende Verwendung finden. Offen will ich übrigens nur sagen, daß, wenn ich nur Aussicht auf eine anderweitige ehrenvolle und meinen militärischen Neigungen entsprechende Thätigkeit gefunden, ich den Dienst der Republiken Venezuela und Neu-Granada auf der Stelle verlassen hätte. Unendlich Vieles war hier, was mir nicht im Mindesten gefiel, und ich wäre unter unserem Kaiser Napoleon lieber Korporal, wie hier General gewesen. Allein es ging nicht, ich mußte wohl hier bleiben und für die sogenannte südamerikanische Freiheit kämpfen, die mir im Grunde meines Herzens völlig gleichgültig war. Freilich die Spanier haßte ich von 1810 und 1811 her noch ingrimmig genug, und es machte mir viele Freude recht tüchtig mich mit ihnen herumzuraufen. Es wurden mir im Jahre 1818 von einem geheimen Emissär Anträge genug gemacht, unter sehr vortheilhaften Bedingungen in spanische Dienste zu treten und ein Corps eingeborener Reiterei in Mexiko zu organisiren, doch wieß ich dieselben mit Verachtung zurück. Ein Deserteur ist unter allen Umständen ein infamer Kerl, und ein ehrlicher Soldat muß der Fahne, der er einmal Treue geschworen hat, diese auch nun halten, mag ihm auch sonst Manches in dem Kampfe nicht gefallen. Man braucht sich nur um nichts Anderes zu bekümmern, sondern strenge die vorgeschriebene Pflicht als Soldat zu thun, und die Verantwortung für dumme oder schlechte Befehle denen zu überlassen, von welchen diese ausgegangen sind, und dann läßt

sich Alles ertragen. Gar zu viel Klügeln und Grübeln taugt als Soldat selten etwas; dies habe ich in meiner langen militärischen Dienstzeit gar häufig an mir selbst und noch mehr an Anderen erfahren.

Eine unangenehme Geschichte erlebte ich noch in Angostura, nämlich die kriegsgerichtliche Verurtheilung und Erschießung des bekannten Generals Piar. Derselbe war ein Mulatte, ein roher, wüster und habgieriger Mensch, dabei aber ein sehr tapferer Soldat und geschickter Führer. Er hatte das Landheer befehligt, was die Provinz Guayana eroberte und war vor einigen Monaten erst in die Stadt Angostura als Sieger eingezogen. Damals hatte er schwerlich geahnet, daß ihm, nach kurzer Zeit schon, der Proceß als Hochverräther in demselben Orte gemacht und er auch daselbst erschossen würde. Die Anklage, die gegen ihn erhoben wurde, bezüchtigte ihn der Absicht, den Obergeneral Bolivar heimlich nach dem Leben getrachtet zu haben, um sich an dessen Stelle der höchsten Aemter im Lande zu bemächtigen. Ob diese Anklage gegründet ist oder nicht, darüber habe ich nie eine klare Ueberzeugung gewinnen können, da mein Glaube an die Wahrheitsliebe und Unpartheilichkeit eines Venezuela'schen Kriegsgerichtes nur ein sehr geringer ist. Dazu bestand das Gericht, was über den General richten sollte, noch aus lauter erklärten Feinden und Neidern desselben. Mag nun derselbe übrigens auch einen noch so schlechten Charakter gehabt haben, so ist er wenigstens mit großem Muthe gestorben. Am 16. Oktober ward derselbe auf dem Marktplatze von Angostura erschossen. Mit festen leichten Schritten trat er vor die zum Schießen bestimmten Soldaten, litt nicht, daß man ihm die Augen verband, rief noch zuletzt mit lauter Stimme „viva la patria“ (es lebe das Vaterland) und stürzte dann, von allen Kugeln durchbohrt, todt zusammen. Bei einem großen Theil der Truppen, die unter des Generals Piar persönlichem Befehle gestanden hatten, erregte seine Erschießung nicht geringe Unzufriedenheit. Nur die Anwesenheit

zahlreicher Soldaten, die dem General Bolivar ergeben waren, und besonders auch der fremden Matrosen von den Kriegsschiffen, konnte Unruhen und Meutereien, die man anfänglich befürchtete, verhindern.

Für mich brachte dieser längere Aufenthalt in Angostura, wo ich übrigens sehr viele Arbeiten aller Art besorgte, noch einmal eine abschlägige Zahlung auf die Soldrückstände die ich zu fordern hatte. An 1³/₄ Jahre war ich jetzt schon im Dienst der venezuela'schen Republik, und hatte in der Zeit nun an 1800 Franks Gage erhalten. Zwar nicht sehr viel, aber doch genug, daß ich mit Hülfe der mir gegebenen Stationen davon leben konnte, und so meine wenigen hundert Franks, die ich noch im Vermögen besaß, nicht anzugreifen nöthig hatte.

Achtes Kapitel.

Die Llaneros und ihre Feldtüchtigkeit. Heftiges Gefecht bei Calobozo, schlechter Zustand der Infanterie; die Fremdenlegion und ihr Schicksal; Streifzüge in den Ebenen des Orinoko-Flusses. Gefecht mit einem von früher bekannten spanischen Stabsofficier. Treffen bei Achaguas.

Da ich von Angostura an vorzugsweise als Officier Dienste bei den Llaneros that, und dies mehrere Jahre fortsetzte, so will ich hier zuerst einige Bemerkungen über die militärische Tüchtigkeit derselben niederschreiben. Diese Llaneros rekrutirten sich fast ausschließlich aus den Hirten, Knechten und Viehbesitzern der unermeßlichen Ebenen an den Ufern des Orinoko und der anderen Flüsse der südamerikanischen Republiken. Von Jugend auf im Sattel fast aufgewachsen, da das Hüten der zahllosen Viehheerden stets zu Pferde geschieht, sind diese Hirten in Allem, was das Reiten auf der Ebene betrifft, ein wahres Centaurengeschlecht. In dem hohen spanischen Sattel, der viel Aehnlichkeit mit dem maurischen hat, eingeklemmt, die Füße in die kurz angeschnallten Bügeln gestemmt, sitzen die Llaneros auf ihren Rossen so bequem und sicher, wie im Lehnstuhle. Selbst die unbändigsten Sprünge des eben erst eingefangenen Füllens, das sich auf alle Weise seines Reiters zu entledigen sucht, und sich zuletzt oft mit ihm zu Boden wirft, vermögen denselben in seinem Sattel nicht zu erschüttern. Im Gebirge aber und bei steilen Abhängen reiten die Llaneros weder besonders gewandt noch kühn, und werden von den Arabern in Algerien hierin weit über-

troffen. Auch vermögen Letztere im Allgemeinen ihre Hengste schneller auf den Hinterfüßen herumzuwerfen und in kleinen Kreisen zu tummeln, wie überhaupt das gute orientalische Roß gewandter und besonders auch im Hintertheil kräftiger ist, wie das südamerikanische. Uebrigens gibt es auch unter Letzteren ganz vortreffliche Thiere, und ich kaufte mir z. B. 1817 in Angostura einen Falbenhengst, der mit zu den besten und besonders auch ausdauerndsten Pferden gehörte, die ich je in meinem Leben im Kriege geritten habe. Was Ausdauer und schnelles Reiten in einem Zuge anbelangt, so leisten die Llaneros in den weiten Savannen oft das fast Unglaubliche. So bin ich einst mit 60 Mann derselben von Calobozo nach Angostura (circa 60 deutsche Meilen) in 5 Tagen geritten, ohne daß auch nur ein Mann ermüdet oder nur zum Gefecht unfähig zurückblieb. Jeder hatte übrigens zwei Pferde, mit denen immer von 4—6 Stunden gewechselt wurde, während die leeren Thiere dann in einer großen Heerde frei daneben liefen, oder von einigen Llaneros nachgetrieben wurden. Unsere Pferde erhielten während dieser ganzen Zeit nur das Gras der Savannen und etwas Maiskorn zum Futter, während wir uns mit kleinen Streifen von, in der Sonne getrocknetem, Rindfleisch, was in Südamerika sehr oft die Hauptnahrung abgibt, und winzigen, in Asche gebackenen Maiskuchen begnügen mußten. Derartige, wenn auch vielleicht nicht ganz so angestrengte Ritte, habe ich übrigens häufig während meiner Militärdienstzeit in Venezuela und Neu-Granada gemacht. Die Haut der Schenkel und Sitztheile, die den Sattel berührten, wurde wirklich zuletzt so hart wie gegerbtes Leder, und gegen jegliche Strapaze ganz unempfindlich.

Die Hauptbewaffnung der Llaneros, die durchgängig mit guten und ausdauernden, wenn auch nicht sehr schönen Pferden aus den Savannen beritten sind, besteht im Lasso und der Lanze. Auch Säbel, Messer und Pistolen oder lange Flinten führen zwar die meisten derselben, wissen sie aber

nicht recht geschickt zu gebrauchen, und kämpfen auch selten im Gefecht damit. Der Lasso, der diesen Reitern ihren Namen gegeben hat, ist ein ziemlich langer, aus zusammengedrehter Kuhhaut verfertigter Riemen, an dem einen Ende mit einem eisernen Ringe, so daß eine Schlinge mit demselben gemacht werden kann. Will der Llanero seinen Lasso gebrauchen, so hält er denselben zusammengerollt in der rechten Hand hoch über dem Kopfe, so daß die geöffnete Schlinge einige Fuß davon in der Luft schwebt. Mit großer Geschicklichkeit wirft er nun in vollem Galopp seines Pferdes diese Schlinge auf das Ziel, mag dies nun in dem Horn eines Ochsen, dem Bein oder Hals eines wilden Rosses, oder dem Nacken eines Feindes bestehen. Selten wird der Wurf sein Ziel verfehlen, so groß ist die Geschicklichkeit dieser Leute in Gebrauch der Lasso's, mit denen sie sich von Jugend auf üben. Sowie der Lasso sitzt, wirft der Llanero plötzlich sein Pferd, was dazu abgerichtet ist, auf die Seite herum und hält es an. Die Schlinge zieht sich dann zusammen und die Gewalt des plötzlichen Ruckes ist so groß, daß der stärkste Ochse oder das muthigste Pferd, besonders wenn der Lasso an einem Hinterfuß festsitzt, heftig zu Boden stürzt. Auch einen Infanteristen kann man ohne Weiteres damit zu Boden werfen oder einen Reiter aus dem Sattel reißen. Gegen fliehende Feinde ist dieser Lasso, von geschickten Händen geworfen, eine sehr wirksame Waffe. Auf circa 25 Schritte Entfernung kann der dahinspringende Reiter sein Opfer mit seiner Schlinge erreichen, und es damit fast immer für den ferneren Kampf unschädlich machen, ja selbst tödten. Ich habe selbst gesehen, daß ein alter, sehr geschickter Llanero an einem Morgen 11 fliehende spanische Reiter mit seinem Lasso aus dem Sattel riß, und dem Liegenden dann sogleich seine Lanze durch das Herz stieß, worauf er dann seine Schlinge wieder frei machte, sich den Riemen zu fernerem Werfen in der rechten Hand zusammenrollte, und nun wieder fortgaloppirte, sich ein neues Opfer zu suchen. Auch in der Flucht begriffene Infanteristen

fürchten mit Recht den Lasso der hinter ihnen drein jagenden Llaneros, der ihnen oft sehr verderblich wird. Gegen einen angreifenden Feind ist aber auch der geschicktest geworfene Lasso nur eine sehr wenig gefährliche Waffe. Man kann dem Wurfe desselben leicht durch ein an die Seite Ausbiegen oder Niederbiegen des Kopfes ausweichen, oder auch den Lasso selbst durch einen Säbelhieb oder schnellen Messerschnitt zerschneiden. Auch reicht die Pistole der Cavallerie und mehr noch die Muskete der Infanterie ja viel weiter, als der Riemen des Lasso, so daß Reiterei, die mit diesen attaquiren würde, einen schlechten Empfang, der sie leicht auseinander sprengen müßte, erhalten könnte. Außer dem Lasso bedienen sich die Llaneros häufig ihrer Lanzen, die viel Aehnlichkeit mit denen der Kosaken haben, nur daß sie nicht ganz so lang sind. Die Reiter besitzen viel natürliche Geschicklichkeit im Gebrauch dieser gefährlichen Waffen, wenn freilich unsere alten polnischen Lanciers, die tüchtig darauf einexercirt waren, doch noch bessere Stöße und besonders gar geschicktere Paraden damit zu machen verstanden. Den Säbel, wenn sie einen solchen haben, wissen diese halbwilden, südamerikanischen Reiter grade nicht allzugeschickt zu führen, und die nur einigermaßen ausgebildeten französischen Cavalleristen sind ihnen besonders, was das Stechen anbelangt, weit darin überlegen. Uebrigens war es mir angelegen, circa 180 Reiter recht gut im Gebrauch der Lanzen wie der Säbel einzuüben, so daß sie wirklich etwas Tüchtiges darin leisteten. In geschlossener Linie und vorgeschriebenen geordneten Bewegungen vermögen diese Leute nie zu reiten. Mag man ihnen auf dem Exercirplatz auch mit noch so vieler Mühe einige Schwenkungen und einfache Bewegungen beigebracht haben, sowie sie draußen vor den Feind kommen, ist dies Alles wieder rein vergessen, und sie jagen unordentlich in wilden Haufen daher. Grade dieser Mangel an geordneten Exercitien macht sie entschlossenen und gut einexercirten Truppen nicht sehr gefährlich, und mit dem alten polnischen Lancier-Regiment, bei dem ich

von 1810—12 in Spanien stand, hätte ich die dreifache Zahl von Llaneros stets besiegt. Sonst sind dieselben im Allgemeinen weder feig, noch grade so außerordentlich heldenmüthig, daß sie die Gefahren mit besonderem Eifer aufsuchen sollten. Uebrigens habe ich doch auch manche sehr muthige, ja wirklich tollkühne Kerle unter denselben gekannt, mit denen man bei entschlossener Anführung wirklich die Hölle hätte erstürmen können. Von Disciplin und Mannszucht, wie sie sich in einem ordentlichen Heere gehört, waren sie keine sonderlichen Freunde, und grade der Mangel hieran trug wesentlich zu den häufigen und schweren Niederlagen bei, welche die Südamerikaner in all den Kriegsjahren von den Spaniern erlitten. Es lag nur, wie gesagt, an der Untüchtigkeit der nach Südamerika geschickten spanischen Generale, daß dieser ganze Kampf überhaupt solche Bedeutung gewinnen konnte. Der Kaiser Napoleon hätte mit 10,000 Mann guter Truppen gewiß verhindert, daß überhaupt je eine südamerikanische Republik zu Stande gekommen wäre.

In den letzten Tagen des Jahres 1817 verließen wir Angostura, um unseren Marsch in die weiten Ebenen des Inneren vom Lande anzutreten. Noch vor dem Abmarsch empfing ich wieder einige hundert Francs Abschlagszahlung, und equipirte mich dafür für die beschwerlichen Feldzüge, denen ich entgegenging. Besonders suchte ich mir gute Pferde zu verschaffen, denn für einen Cavallerie-Officier, der in Südamerika kämpfen soll, sind gute und besonders ausdauernde Pferde noch mehr werth, als dies bei einem europäischen Feldzuge der Fall ist. Da gute Pferde in diesen Gegenden häufig, baare Geldstücke aber selten sind, so kaufte ich vier sehr brauchbare Rosse für kaum den zehnten Theil der Summe, den sie in Frankreich gekostet hätten. Auch einen sehr gewandten, muthigen, an Strapazen aller Art gewöhnten und dabei, was noch mehr sagen will, treuen Bedienten nahm ich hier an. Es war ein französischer Canadier Namens Louis, der in Folge seiner abenteuerlichen Streifzüge bis hieher an

die Ufer des Orinoko verschlagen war. Dieser Mann hat mich viele Jahre auf allen meinen Feldzügen und Streifereien begleitet, und mir wiederholt und selbst mit größter Aufopferung die wichtigsten Dienste geleistet. Selten habe ich in meinem viel bewegten Leben einen besseren Bedienten gehabt.

Anfangs Februars hatten wir unweit Calobozo, das einige 70 Meilen von Angostura entfernt ist, ein ziemlich heftiges Gefecht mit den spanischen Truppen des Generals Morillo. Da dies das Erstemal war, daß ich mit Llaneros ins Feuer ging, so ist mir dies Gefecht sehr erinnerlich geblieben. Die Spanier, größtentheils feste, altgediente Truppen von den Regimentern Castiliens und Fernando's, die schon in den europäischen Kämpfen gefochten hatten, hielten sich sehr muthig, mußten aber endlich doch nach hartnäckiger Gegenwehr den Rückzug antreten, da unsere Uebermacht, besonders an Reiterei, zu groß war. Der spanischen Infanterie, die auch selbst bei dem Rückzug geschlossen blieb, konnten unsere Llaneros wenig anhaben, desto mehr aber der feindlichen Reiterei, die sich zuletzt in wilder Unordnung auflös'te und so die Flucht ergriff. Hier bei dieser Verfolgung sah ich zuerst die Wirkung eines geschickt geworfenen Lasso's gegen fliehende Feinde. Gewiß an 80—100 Spanier wurden von unseren Leuten auf diese Weise vom Pferde gerissen, und dann sogleich mit den Lanzen erstochen. Von diesem Tage an verschaffte ich mir selbst einen Lasso, und übte mich unabläßig so lange im Gebrauch desselben, bis ich es endlich nach sehr vieler Anstrengung zu einiger Fertigkeit damit brachte, was mich sehr freute. Ein tüchtiger Lasso war stets an meinem Sattel befestigt, und häufig habe ich von demselben gegen Thiere Gebrauch gemacht. Menschen mit dem Lasso einzufangen, widerstrebte übrigens stets meinem Gefühle so, daß ich mich nie dazu entschließen konnte.

Der spanische General Morillo, der uns gegenüber commandirte, glaubte sich in der Gegend von Calobozo nicht

länger halten zu können, und trat nun den Rückzug mit großer Ordnung an. Wir verfolgten denselben zwar mehrere Tage, allein die spanische Infanterie blieb so geschlossen und in guter Haltung, daß es uns nicht gelingen wollte, ihr vielen Schaden zuzufügen.

Die nächsten Monate brachten uns zwar viele Anstrengungen aller Art und häufig kleine Gefechte, ohne daß es dabei zu irgend einem entscheidenden Resultate kam. Die spanische Infanterie in ihrer guten Disciplin und geschlossenen Haltung, war der unsrigen entschieden überlegen, während wir wieder an unserer zahlreichen Reiterei ein großes Uebergewicht hatten. Am 2. April brachten uns die Spanier bei Samano eine tüchtige Niederlage bei. Schon des Morgens gegen 3 Uhr, als noch tiefe Dämmerung war, begann der Feind seinen Angriff. Es glückte uns zuerst denselben zurückzuwerfen, und unsere Llaneros verfolgten die spanische Reiterei und fügten derselben beträchtlichen Schaden zu. Jetzt stürmten aber einige Bataillone spanischer Infanterie, alte langgediente Soldaten, die erst kürzlich aus Europa herübergekommen waren, mit dem Bajonnett in geschlossener Haltung vorwärts. Solchem Angriff vermochte unsere schlecht disciplinirte Infanterie nicht zu widerstehen, und floh in wilder Unordnung vom Schlachtfelde, und auch die Llaneros, mit denen wir einigemal noch vorzugehen versuchten, waren gegen diese geschlossenen feindlichen Infanteriemassen nicht recht zu gebrauchen. Das Endresultat des ganzen Tages war ein vollständiger Sieg für die Spanier und eine tüchtige Niederlage für uns. Selbst ein großer Theil unseres schweren Geschützes und unseres Gepäckes ging uns verloren. Wenn in einer Armee, in der so wenig Disciplin herrscht, wie es in der unsrigen damals der Fall war, eine Unordnung und Muthlosigkeit erst einmal einzureißen beginnt, so ist derselben ungemein schwer zu steuern. So wurde denn nach dieser Niederlage bei Samano der Zustand unseres Heeres immer schlechter, und die Spanier konnten uns noch wiederholt,

und besonders am 6. Mai bei „la Fuenta" tüchtige Schlappen beibringen. Selbst unser Lager vermochten dieselben zu überfallen, und es fehlte nicht viel, so hätten sie bei einem solchen Ueberfall den General Bolivar selbst gefangen genommen. Sacre dieu, war das ein Zustand für mich, ich wußte oft kaum, was ich vor Zorn über diese elendigliche Feigheit so vieler Soldaten und selbst auch Officiere in unserer Armee thun sollte. Ich habe selbst einmal auf einen Haufen von unseren Infanteristen, die ihre Gewehre wegwerfen und in wilder Flucht davonlaufen wollten, mit blankem Säbel eingehauen, um sie zum Stehen zu bringen. Einen dieser Schufte hieb ich selbst mit meiner Klinge so über den Kopf, daß er schwer verwundet zu Boden stürzte, worauf ein Kamerad von ihm mit seinem Gewehr nach mir schoß, mich aber glücklicher Weise verfehlte, obgleich er kaum 8 Schritte entfernt war. Es half dies aber Alles nichts, die Kerle liefen fort, als wie Schafe, hinter denen der Wolf her ist. Bei einer andern Gelegenheit fuchtelte ich einen Venezuela'schen Capitain, der zu erbärmliche Beweise seiner Feigheit gegeben hatte, im Angesicht seiner ganzen Compagnie Soldaten mit meiner Klinge so lange durch, bis mir der Arm förmlich müde wurde. Mit der linken Hand hatte ich den Wicht am Kragen gefaßt, und mit der rechten ließ ich ihm meine Klinge auf dem Rücken herumtanzen. Einige hundert Llaneros waren die Zuschauer dieser Strafprocedur, die sie höchlichst zu vergnügen schien. Der von mir geprügelte Capitain, statt sich selbst mit den Waffen Genugthuung zu verschaffen, hatte sogar noch die Frechheit, mich bei dem Obersten Soublette, einem elenden Kerl, der leider einige Zeit in großem Ansehen bei dem General Bolivar stand, zu verklagen. Der Capitain, der mich persönlich haßte, hatte dem General, ich weiß nicht welches, Lügengewebe vorgebracht, so daß die Sache fast schlecht für mich abgelaufen wäre. Ich wurde sogar schon arretirt und sollte vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Glücklicher Weise gelang es mir am dritten Tage meines Arrestes den General

Bolivar persönlich zu sprechen. Ich stellte diesem den ganzen Verlauf der Sache vor, und wie der von mir öffentlich gezüchtigte Capitain ein so feiger Kerl sei, daß er diese Strafe mehr wie zehnfach verdient habe. Der Obergeneral hatte Gerechtigkeit genug, meinen Worten vorläufig Glauben zu schenken, ernannte eine andere unparteiische Commission zur Untersuchung dieser ganzen Angelegenheit, und das Resultat derselben war, daß der von mir gezüchtigte Capitain wegen erwiesener Feigheit infam kassirt und aus dem Dienst fortgejagt, ich dagegen vollkommen und ehrenvoll freigesprochen wurde. Einige Wochen darauf versuchte dieser fortgejagte Kerl mich aus dem Hinterhalte meuchlings zu erschießen. Seine Kugel fehlte aber ihr Ziel, und riß nur ein Stück meines Puncho von der Schulter. Einige Llaneros, die ich grade bei mir hatte, setzten dem fliehenden Mörder nun schnell nach, und es glückte ihnen, denselben einzuholen, obgleich er sich zwischen den Bäumen eines Waldes, in den sie mit ihren Pferden nur schwer eindringen konnten, verbergen wollte. Bei dieser Gefangennehmung, die mit dem Lasso geschah, mochte derselbe wohl etwas zu fest angezogen worden sein, so daß der Kerl, statt lebendig, schon ganz erwürgt herangezogen ward. Nun, das schadete auch nicht viel, denn nur der Galgen ward dadurch um seine rechtmäßige Beute betrogen. Da der von mir so gezüchtigte Officier ein Creole war, so hatte mir dieser Vorfall die Feindseligkeit vieler seiner Landsleute zugezogen. Zwei Duelle hatte ich in Folge dessen noch zu bestehen, bei denen zwar nicht viel herauskam, wobei ich aber doch immer Sieger blieb. Dies verschaffte mir in der Venezuelaischen Armee den Ruf eines glücklichen und geschickten Raufboldes, dem man in dieser Hinsicht aus dem Wege gehen müsse. Obgleich ich nun nie in meinem Leben ein Raufbold war, sondern im Gegentheil alles unnütze und prahlerische Duelliren hasse, so war mir dieser Ruf bei den grade nicht angenehmen Verhältnissen, die theilweise in unserem Heere herrschten, ganz nützlich und verschaffte mir eine große Autorität.

Ein spanischer General ist fast stets zu bequem, um eine lang anhaltende und beschwerliche Verfolgung zu leiten, und so ließ uns denn der General Morillo, nachdem er uns einigemal geschlagen hatte, vollkommen Zeit, uns wieder zu erholen und zu reorganisiren. Mit den Ueberresten unseres Heeres zog der General Bolivar nun in die Gegend von San-Fernando, und bot alle seine Kräfte auf, die Armee wieder auf tüchtigen Fuß zu bringen. Grade bei solchen Gelegenheiten zeigte derselbe seine große Fähigkeiten, die ihn zu einem so sehr bedeutenden Manne machten, in recht glänzendem Lichte, und entfaltete eine Regsamkeit und Thätigkeit, die mit der Trägheit, der er sich oft auf lange Zeit hingeben konnte, in grellem Widerspruch stand. Eine besondere Sorgfalt verwendete der General Bolivar jetzt mit Recht auf die nothwendige Sichtung des Officierskorps seines Heeres. Gewiß an 60 — 70 Officiere, die in den letzten unglücklichen Gefechten ihre Feigheit oder Unfähigkeit zu sehr bewiesen hatten, wurden jetzt mit Abschied fortgeschickt, und ihre Stellen anderweitig, so gut es gehen wollte, besetzt. Die ganze Haltung der Truppen gewann ersichtlich durch diese Säuberung unter ihren Officieren, und es kam ein besserer militärischer Geist, und dadurch eine größere Feldtüchtigkeit unter dieselben. Zwar gab es noch viele Dutzende von Officieren in unserem Heere, die kaum einen Schuß Pulver werth waren, allein solche Kerle alle fortzuschicken, lag nicht in der Macht des Obergenerals; er konnte nur thun, was ihm die Umstände erlaubten. Eine nicht unwichtige Verstärkung erhielt unser Heer auch im Monat Mai 1818 durch eine Fremdenlegion unter dem englischen Oberst Nilson, die auf Bolivars Anordnung in England und Deutschland angeworben war. Diese Fremdenlegion, die zur Zeit ihrer größten Stärke wohl an 3000 Mann Infanterie betragen mochte, bestand größtentheils aus Engländern, Irländern und Deutschen. Es waren fast durchgängig frühere, oft langgediente Soldaten, die jetzt in Europa bei den eingetretenen Reducirungen vieler Heere

verabschiedet worden und sich aus Noth oder aus Lust an dem Kriegsleben im Felde von den Werbern in London, Dublin und Hamburg hatten überreden lassen, Dienste für die Republik Venezuela zu nehmen. Hinsichtlich des Muthes und der eigentlichen Gefechtstüchtigkeit stand die Infanterie dieser Legion weit über der eingeborenen Infanterie unseres Heeres. Einen solchen Bajonnettengeist, wie ihn mehrere Abtheilungen dieser englischen Legion, z. B. bei Cumana am 8. August 1819, zeigten, hätten sämmtliche Bataillone unserer Eingeborenen nie fertig gebracht. Leider waren aber diese fremden Soldaten nicht im Stande, das ungesunde Klima, das beständige Bivouaciren im Freien und das häufige Beschränktsein auf das kleinste Maß der nothwendigsten Lebensmittel eben so gut zu ertragen, wie die Eingeborenen. Ein englischer oder deutscher Soldat schlug stets drei Venezuelaner, mußte dafür aber auch dreimal so viel zu essen und sechsmal so viel zu trinken haben, wie ein Einheimischer. Einige angestrengte Märsche in brennender Sonnenhitze, bei einer Verpflegung, die nur aus einigen kleinen Maiskuchen bestand, brachte stets viele Fremde in die Hospitäler, die so schlecht eingerichtet waren, daß fast alle Soldaten in denselben starben, während die Einheimischen sich nichts daraus machten. Auch waren leider nur zu Viele dieser fremden Soldaten dem Trunke sehr ergeben, und besoffen sich, so wie sie nur konnten, mit „aqua ardente“ (Branntwein), oder schlechtem westindischen Rum.

Bei dem so schon so ungesunden Klima der heißen Zone ist aber Trunkenheit noch viel verderblicher wie in Europa, und der Trunkenbold kann sicher darauf rechnen, bald ein Opfer seiner Unmäßigkeit zu werden. So verloren diese fremden Bataillone denn durch Krankheiten sehr viele Soldaten, und nur sehr wenige derselben sind wieder nach Europa zurückgekehrt. Uebrigens wurden diese Korps von den südamerikanischen Freistaaten, denen sie wiederholt die größten Dienste geleistet hatten, stets mit dem schändlichsten Undank

belohnt und alle die Versprechungen, die man ihnen gemacht hatte, auch nicht im Allergeringsten gehalten. Besonders auch war dies bei allen fremden Officieren der Fall, denen Columbia so sehr seine Unabhängigkeit von der spanischen Herrschaft verdankt, und die nichts wie Undank dafür ernteten. In den fremden Bataillonen waren größtentheils englische und irländische Officiere angestellt, meist tüchtige Männer, die schon in den europäischen Kriegen lange mitgefochten hatten. Einige derselben hatte ich schon in Spanien und dann bei Mont-Saint-Jean persönlich gegenüber gestanden, wie sich ergab, wenn wir uns gelegentlich von unseren früheren Feldzügen in Europa unterhielten. Außer diesen fremden Bataillonen kamen um diese Zeit auch noch mehrere polnische und französische Officiere des Kaiserreichs hier an, die von Noth gedrungen, Dienste in der Venezuela'schen Armee suchten. Es ging denselben so wie mir, man nahm sie mit offenen Armen auf, machte ihnen die glänzendsten Versprechungen, die man später, wenn man ihrer Hülfe nicht mehr bedurfte, nicht zum vierten Theil erfüllte. So hatte ich z. B. selbst in den 2½ Jahren, die ich nun schon hier diente, noch nicht die Hälfte der Gage empfangen, auf die ich rechtmäßig, meinem Range nach, Anspruch machen konnte. Unter diesen fremden Officieren, die jetzt bei uns eintraten, traf ich zu meiner großen Freude einen Polen Namens Soblewsky, der mit mir bei demselben polnischen Lanciers-Regiment den russischen Feldzug mitgemacht hatte. Das war denn ein freudiges Wiedersehen für uns Beide, und besonders mein Freund konnte nach polnischer Sitte gar nicht mit seinen Küssen und Umarmungen aufhören. Es war ein sehr brauchbarer und braver Officier, der dem Kaiser Napoleon schon von 1806 an ehrenvoll gedient und so eine tüchtige Kriegsschule durchgemacht hatte. Hier bei uns, in der Venezuela'schen Armee, suchte ich ihn bei den Llaneros des Generals Paez unterzubringen, was mir auch gelang, und er machte sich bei denselben durch seine Tüchtigkeit und Tapferkeit bald einen sehr

geachteten Namen. Leider sollte ich mich seiner für mich so vergnüglichen Gesellschaft nicht lange zu erfreuen haben, denn schon nach einigen Monaten zerschmetterte ihm bei einem Gefechte mit den Spaniern eine Kugel die Kinnbacke. Nach unsäglichen Schmerzen, die er mit der Standhaftigkeit eines echten Soldaten ertrug, gab er seinen Geist in meinen Armen auf. Sein letztes Wort war: „Es lebe Polen!“ An den Ufern des Orinoko ließ ich ihm sein einsames Grab graben, über welches eine Abtheilung des irländischen Bataillons die dreimalige Ehrensalve abfeuerte.

Es schien übrigens, als solle das Jahr 1818 der Venezuela'schen Sache kein Glück bringen, denn in einer Reihe von kleineren und größeren Gefechten waren wir noch fast fortwährend gegen die Spanier im Nachtheil. Da ich jetzt eine ziemlich gut disciniplirte Abtheilung von Llaneros von ungefähr 200 Reitern als ein sogenanntes „fliegendes Korps“ selbstständig befehligte, so hatte ich große Strapazen durchzumachen. Wie ein Bett aussah, wußte ich kaum noch, denn seit Monaten war nur der Erdboden mein Lager, der Sattel mein Kopfkissen und der Mantel meine Decke gewesen. Dabei war ich täglich im Durchschnitt 14 — 16 Stunden unausgesetzt im Sattel, und ritt meine 4 Pferde oft alle so müde, daß ich nur durch unbarmherziges Spornen sie noch vorwärts treiben konnte. Von meinen Llaneros hatte jeder 2 gute Rosse, von denen er das eine ritt, das andere aber abwechselnd in einer Heerde frei nachlaufen ließ. Unser Proviant bestand in etwas Maismehl und kleinen Streifen von in der Sonne getrocknetem Rindfleisch, wie man es in ganz Südamerika fast allgemein hat, während unsere Pferde sich mit dem Gras der Savannen begnügen mußten. Auf diese Weise legten wir weite Strecken in so kurzer Zeit, wie es in Europa für eine Kavallerie niemals möglich sein wird, zurück. So entsinne ich mich, daß wir einmal in 17 Tagen eine Strecke von ungefähr 86 — 87 deutsche Meilen marschirt sind, und dabei noch ein kleines Gefecht mit spanischer Rei-

terei zu bestehen hatten. Unsere Bestimmung bestand hauptsächlich darin, die spanischen Truppen auf alle Weise zu beunruhigen, ihnen den Proviant abzuschneiden, die einzelnen Nachzügler aufzufangen, die Vorposten aufzuheben, kurz, das zu thun, was die Kosaken in den Jahren 1812—14 mit so großem Erfolg gegen die Armeen des Kaisers Napoleon ausführten. Für diesen kleinen Krieg in den Ebenen waren meine Llaneros ungemein brauchbare Leute, und wir haben den Spaniern vielen Schaden zugefügt, ohne daß wir selbst allzuviel Leute dabei verloren. Ich selbst ward bei diesen kleinen Gefechten nur einmal leicht durch eine Musketenkugel, die ein spanischer Soldat auf mich abfeuerte, am Fuße verwundet. Die Kugel hätte jedenfalls größeren Schaden angerichtet, wenn nicht das dicke Rindsleder an meinen langen Reitkamaschen, die ich nach südamerikanischer Weise trug, ihre Kraft sehr geschwächt. Ein Halbindianer, der unter meinen Llaneros diente, heilte mir die Wunde in einigen Tagen durch Auflegen zerquetschter, sehr aromatisch riechender Waldkräuter, die er geschickt zusammen- und auszuwählen verstand. In meinem ganzen Leben habe ich nie einen Chirurgus gehabt, mit dem ich so zufrieden war, als mit diesem Indianer.

Trotz der großen Strapazen aller Art und des Entbehrens jeglicher Bequemlichkeit, hatte dies unabhängige Umherstreifen in den unermeßlichen Ebenen des Orinoko-Flusses großen Reiz für mich. Noch nie während meines Aufenthaltes in Südamerika fühlte ich mich so zufrieden, wie grade in dieser Zeit, wo ich allein und unabhängig an der Spitze von zweihundert tüchtigen, und mir zuletzt auch persönlich ergebenen und anhänglichen Reitern stand. Schon daß ich des Umganges mit den vielen, mir verhaßten oder verächtlichen Venezuela'schen Officieren enthoben war, und von ihren beständigen Ränken und Intriguen und Kabalen aller Art nur wenig mehr zu hören und zu sehen bekam, war ein großer Vorzug, der für manche andere Entbehrungen reichlich entschädigen konnte. Wenn ich einige Zeit wieder mit dem

übrigen Heere vereinigt sein mußte, so sehnte ich mich immer sehr bald nach dem Augenblick zurück, wo ich frei und selbstständig wieder umherschweifen konnte, und war froh, sobald ich allein abmarschiren durfte. Auch die Bivouacs unter dem freien Himmel mit seinen glänzenden südlichen Sterngebilden waren nicht ohne Reiz, und auch jetzt noch nach so vielen Jahren denke ich gerne daran zurück. Manche Stunden lag ich dann oft noch wachend an dem kleinen spärlichen Feuer das wir angezündet hatten, den Kopf auf den Sattel gestützt, und blies sinnend den Rauch meiner Papiercigarrette in die Luft, während meine Llaneros, mit Ausnahme der Posten, in tiefem Schlaf versunken um mich umherlagen. Dann gedachte ich der vielen blutigen Schlachten und Gefechte und der wilden Abenteuer aller Art, denen ich schon, so jung ich auch noch war, beigewohnt hatte, und welch seltsames Schicksal mich, den schlesischen Freiherrn, zum Soldaten des Kaisers Napoleon und jetzt der Republik Venezuela, deren Dasein mir im Grunde ganz gleichgültig war, gemacht hatte. Uebrigens war ich in Kleidung, Lebensgewohnheiten und Sprache jetzt schon ein ganzer Llaneros-Officier geworden, und von dem beständigen Aufenthalt in der tropischen Sonne so braun gebrannt, daß man mich eher für einen Creolen, als für einen Europäer halten konnte. Je mehr ich übrigens die Eigenthümlichkeiten der Truppen, unter denen ich nun einmal diente, annahm, desto größere Anhänglichkeit gewann ich mir allmählig unter meinen Leuten.

Während ich größtentheils in einem abgesonderten Haufen mit meinen Llaneros umherschweifte, hatte der General Bolivar den Oberbefehl des activen Heeres an den General Paez abgetreten. Letzterer war entschieden ein besserer Mann für die eigenthümliche Weise, in welcher der südamerikanische Krieg nun einmal geführt wurde, auch tapfer, ja selbst persönlich verwegen und von feurigem Unternehmungsgeist. Dabei war er aber roh, grausam, von leidenschaftlicher Wildheit, und so ungebildet, ja selbst so unwissend, daß er nicht einmal

einen Brief schreiben konnte. Gegen die fremden Officiere, die vom General Bolivar angestellt waren, betrug sich Paez im Allgemeinen sehr unfreundlich, ja selbst gehässig, und machte gar kein Hehl aus seiner Abneigung gegen dieselben. Ich persönlich habe keinen Grund über ihn zu klagen, sondern er war im Gegentheil gegen mich stets, so weit es seine rauhe, wilde Natur überhaupt ihm erlaubte, freundlich und gefällig; ja schenkte mir zuletzt sogar mehr Zutrauen, wie selbst vielen seiner eingebornen Officiere. Mit dem General Bolivar stand er sich schlecht, und es hieß einmal, er habe selbst sogar den Plan gehabt, denselben aus dem Weg zu räumen und sich der Oberbefehlshaberschaft zu bemächtigen. Ob dies gegründet ist oder nicht, vermag ich nicht zu beurtheilen. Ich habe mich nie um alle diese verschiedenen politischen Intriguen und Kabalen in Venezuela und Neu-Granada im Mindesten bekümmert, sondern einfach nur meine Schuldigkeit als Soldat gethan. Ebenso habe ich mich niemals um den sogenannten Congreß in Angostura und was derselbe ausmachte, und um die Advokaten, die in demselben nach gewohnter Art das meiste Geschrei machten, bekümmert; auch nie in die Constitutions-Akte und in die Verfassung, die mich nicht im Mindesten interessirte, auch nur einen Blick geworfen. Nach meinem Urtheile war übrigens der General Bolivar unbedingt der fähigste Mann im ganzen Staate, trotz seiner großen von mir angeführten Fehler, und der Einzige, der im Stande sich zeigte, die gesammten Geschäfte desselben zu leiten. Er hätte nur so bald als möglich das ganze republikanische Possenspiel aufgeben und sich zum Selbstherrscher machen lassen sollen; das wäre für alle diese südamerikanischen Länder das größte Glück gewesen.

Ende Februars des Jahres 1819 kam der General Bolivar, den sie in Angostura mittlerweile zum Präsidenten gewählt hatten, wieder zu uns zum Heere. Wir standen damals an den Ufern des Arauca-Flusses unter dem General Paez, und waren den ganzen Winter fast unaufhörlich in

angestrengter Thätigkeit gewesen, ohne daß es jedoch zu irgendwie bedeutenden Erfolgen auf beiden Seiten gekommen war. Bald nach seiner Ankunft ließ mich der General oder Präsident Bolivar zu sich kommen, war sehr freundlich gegen mich, drückte mir wiederholt die Hand und machte mir den Vorschlag, wieder als sein persönlicher Adjutant in seine nächste Umgebung einzutreten. So ehrenvoll nun auch dieser Antrag für mich war, so bedachte ich mich doch keinen Augenblick, denselben ganz bestimmt auszuschlagen. Ich wollte ungern den Befehl über meine treu ergebenen Llaneros, die ich allmählig zu brauchbaren Soldaten herangebildet hatte, aufgeben, und die noch persönlich sehr abhängige, und allen Launen ausgesetzte Stelle eines Adjutanten damit vertauschen. Auch kam ich als Letzterer wieder mit den endlosen politischen Intriguen und eckelhaften Streitigkeiten und Gehässigkeiten, die mir alle im höchsten Grade widerlich waren, in Berührung, was jetzt lange nicht der Fall war. Ich sagte dieß auch Alles, nach meiner gewohnten Art, ganz offenherzig dem General Bolivar, der meine Weigerung zwar etwas übel zu nehmen schien, jedoch äußerlich wenigstens ganz freundlich gegen mich blieb. Den Grad eines Majors, den er mir versprochen hatte, sobald ich wieder Adjutant bei ihm sein würde, erhielt ich nun zwar nicht, sondern mußte noch über ein ganzes Jahr als Capitain fortdienen. Nun, im Grunde war mir dies auch ziemlich gleichgültig, da die Gage doch so unregelmäßig, und dann nur in Abschlagssummen bezahlt wurde, daß ich als Major auch nicht viel mehr wie als Capitain erhalten hätte.

Ein sehr bedeutendes Gefecht hatten wir, irre ich nicht, am 15. April 1819 mit den Spaniern unter dem General Morillo. Unsere Soldaten, unter die in den letzten Wintermonaten theilweise eine strengere Zucht hineingebracht war, schlugen sich besser wie bei früheren Gelegenheiten, und so errangen wir uns denn nach hartnäckiger Gegenwehr der Spanier endlich den vollständigen Sieg. Besonders mit mei-

nen Llaneros hatte ich an dem Tage alle Ursache vollkommen zufrieden zu sein, und sie belohnten mir dadurch reichlich die viele Mühe, die ich auf ihre bessere militärische Ausbildung verwendet hatte. Kann aber ein Officier wohl eine größere Freude haben, als wenn er sieht, daß seine Mühe und Sorgfalt bei der ihm anvertrauten Mannschaft nicht verloren gegangen ist, und es ihm gelang, etwas Tüchtiges aus derselben zu schaffen! So machte ich mit meiner starken Schwadron eine Attaque auf spanische Reiterei, die selbst der König Murat, wenn er sie gesehen, nicht ganz übel gefunden haben würde. Ich hatte meinen Leuten einige gewandte Bewegungen mit der Lanze beigebracht, die ihnen jetzt gegen die Spanier, die gar nicht darauf vorbereitet waren, großen Nutzen brachten. Bei der Verfolgung der fliehenden Feinde bedienten sich die Llaneros übrigens nach gewohnter Art wieder ihrer Lassos, und rissen viele Spanier damit zusammen, die sie dann sogleich niederhieben oder stachen. Viele Gefangene wurden in diesem blutigen und grausamen Kriege von keiner Seite gemacht, sondern es meist vorgezogen, den besiegten Gegner auf der Stelle zu tödten. Ich kam in diesem Treffen persönlich mit einem spanischen Stabsofficier, einem sehr kriegerisch aussehenden Manne, der seine Soldaten mit großem Muthe zu einem lebhaften Widerstand anfeuerte, zusammen. Wir waren beide geübte Fechter, die gewandt die Hiebe und Stöße des Gegners zu pariren verstanden, und so fochten wir längere Zeit mit einander herum, ohne daß einer dem andern etwas anhaben konnte. Das Gesicht meines Gegners kam mir während dieses Zweikampfes so bekannt vor, daß ich es irgendwie schon gesehen haben mußte, wie mir denn auch auffiel, daß er ganz nach französischer Schule focht, was bei den Spaniern sonst nicht üblich war. Nachdem wir uns gewiß schon eine Viertelstunde mit einander herumgeschlagen hatten, trat das Pferd des Spaniers in ein Erdloch, strauchelte und fiel dann mit seinem Reiter zu Boden. Bevor derselbe sich von seinem Sturze wieder aufraffen konnte,

war ich auch von meinem Hengst herabgesprungen, und hatte dem noch Liegenden die Pistole auf die Brust gesetzt, indem ich ihm zurief: „Er solle Pardon nehmen und seinen Säbel, den er noch in der Hand hatte, fortwerfen, sonst müsse ich ihn gleich niederschießen.“ „Schießt nur gleich zu,“ antwortete der Spanier, „und tödtet mich lieber auf der Stelle, als daß ihr mich später doch erschießen laßt, wie es ja bei euch mit allen Gefangenen geschieht.“ „Meine Gefangenen laß ich nicht erschießen,“ entgegnete ich ihm, nahm dabei seinen Säbel, und half dem Liegenden, dessen Pferd sich jetzt zu wälzen begann, auf die Füße. Darauf übergab ich denselben meinem Bedienten, dem ich strenge befahl, darüber zu wachen, daß dem Gefangenen Niemand, wer es auch sein möge, das mindeste Leid zufügen dürfe, und sprengte meinen Llaneros nach, die unterdeß vorausgejagt waren. Als das Gefecht beendet war und ich alle meine dienstlichen Geschäfte besorgt, ließ ich mir meinen Gefangenen, den mein Bedienter übrigens nur mit Mühe gegen die Wuth einiger Venezuela'schen Infanteristen, die ihn ohne Weiteres niederhauen wollten, geschützt hatte, vorführen. Ich gab demselben zu essen und zu trinken, so viel ich selbst nur hatte, und ließ mich dann in ein weiteres Gespräch über seine früheren Lebensschicksale mit ihm ein. Da erfuhr ich denn, daß er lange in einem spanischen Infanterie-Regiment, was unter dem Kaiser Napoleon mit in Rußland focht, gedient hatte, und nach mehreren Fragen stellte es sich auch heraus, daß wir nach der Schlacht bei Borodino gemeinsam auf Feldwache mit einander gewesen waren. Meine Freude, einen alten Kriegskameraden aus jener schweren Zeit wieder zu finden, war sehr groß, und ich versicherte jetzt den ebenfalls sehr erfreuten spanischen Obersten, daß ich ihn wie meinen Bruder schützen und möglichst vor jeder weiteren Unannehmlichkeit bewahren wolle. Um dies besser zu können, beschloß ich, meinen Gefangenen gar nicht abzuliefern, sondern vorläufig bei mir zu behalten, denn wenn ich ihn erst in das Hauptquartier ab-

gegeben hätte, wäre er meiner Obhut entzogen gewesen. Da ich gleich nach dem glücklichen Ausgang des Treffens mit meinen Llaneros wieder detaschirt wurde, mich auf die Treue und Ergebenheit derselben vollkommen verlassen konnte, und in unserem Heere auch sonst grade keine sonderliche Ordnung herrschte, so konnte ich diese Verheimlichung schon wagen, obgleich ich freilich große Unannehmlichkeiten zu befürchten hatte, sobald sie entdeckt wurde. Doch wagte ich lieber Alles, als daß ich einen früheren Napoleonischen Kriegskameraden diesen Venezuelanern in die Hände gegeben hätte. Ueber 14 Tage behielt ich diesen spanischen Obersten nun bei mir, dann ließ ich mir sein schriftliches Ehrenwort geben, daß er sogleich wieder nach Europa zurückkehren und nicht mehr gegen die Südamerikaner fechten wolle, was er auch gerne that. Als sich dann eine günstige Gelegenheit dazu zeigte, entließ ich ihn heimlich wieder zu den spanischen Truppen so daß er seine weitere Reise in Sicherheit machen konnte. Später, in dem Jahre 1833, wo ich in der Fremdenlegion, welche der König Louis Philipp der Königin Christine zur Hülfe schickte, als Capitain wieder in Spanien focht, bin ich diesem spanischen Obersten in Barcelona begegnet. Er lebte damals als reicher Privatmann ganz zurückgezogen vom Dienst, erinnerte sich mit großem Danke meines Benehmens in Südamerika, und hatte Gelegenheit mir eine anderweitige nicht geringe Gefälligkeit zu erzeigen. In Venezuela selbst hatte ich übrigens wegen dieser unerlaubten Freilassung des von mir gefangenen spanischen Officiers, die einige Zeit darauf verrathen worden war, noch manche Unannehmlichkeiten zu bestehen, ja sollte sogar deshalb vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Der General Bolivar, dem ich den wahren Verlauf der Sache erzählte, schlug übrigens die ganze Untersuchung nieder, so daß mir nichts Weiteres deswegen geschah.

Bei diesem Treffen, wo wir den Spaniern an 1200 Mann tödteten und 16—18 Kanonen wegnahmen, hatte ich das Glück, mit meinen Llaneros 5 bespannte spanische Ka-

nonen zu erobern. Ich ward wegen dieser That vom Obergeneral öffentlich sehr gelobt, und erhielt das Officierskreuz des Venezuela'schen Ordens der Befreiung. Nun, mein Ehrenlegionskreuz aus des großen Kaisers Hand war mir freilich lieber.

Nach diesem glücklichen Gefecht auf der Flußinsel Achaguas am 15. April 1819 marschirte ich mit meinen Llaneros, von denen an diesem Tage einige 30 Mann getödtet oder schwer verwundet worden waren, in die weiten Savannen von Apuri. Der General Paez, unbedingt der beste Heerführer unter allen Venezuela'schen Generalen, befehligte uns und entfaltete bei dieser Gelegenheit große Geschicklichkeit. Wir suchten die spanischen Truppen des Generals Morillo auf alle Weise zu ermüden und zu schwächen, und überfielen sie dann in wiederholten kleinen Gefechten, in denen wir sie größtentheils schlugen. Es war jetzt ein rechtes Soldatenleben, das mir behagte. Tag und Nacht fast im Sattel und an ordentlichen Gefechten mit einem tüchtigen Feind kein Mangel, wie es sich gehörte. Nur die Hitze war in diesen vielen schattenlosen Ebenen wirklich oft fast unerträglich, so sehr ich mich nun auch schon an ein tropisches Klima gewöhnt hatte. Die Haut blätterte sich mir oft im Gesicht von der Hitze ab, so stark war diese, was viele Schmerzen verursachte. Mein Kostüm war übrigens das leichteste von der Welt, und sah einer europäischen Uniform sehr wenig ähnlich. Eine weite kurze Blouse, die zugleich die Stelle eines Hemdes mit vertrat, bedeckte Brust und Oberkörper. Auf den Achseln und am Kragen war dieselbe mit einigen schon sehr verblichenen Stickereien, die meinen Capitains-Grad bezeichneten, verziert, und ward um die Hüften durch eine seidene Schärpe in den Venezuela'schen Farben zusammengehalten. Pistolen, Brieftasche, Uhr, Geldbörse und ein breites gerades Dolchmesser in Maroquinscheide, steckten in dieser Schärpe, während mein Säbel, mit dem Venezuela'schen Officiersportepee an einer rothen Lederkuppel befestigt war. Weite, lange Pantalons von ungebleichter Leinwand, Kamaschen von weichem Hirsch-

leder, die über die Pantalons bis an die Knie heraufgeknöpft waren, und kleine Schuhe mit mächtigen silbernen Anschnallsporen, bildeten den übrigen Theil meines Anzuges, der bei schlechtem oder kaltem Wetter durch einen Puncho von dickem Wollenstoff, nach südamerikanischer Art gemacht, vervollständigt wurde. Ein breitkrämpiger grauer Hut, stark von Regen und Sonnenschein schon mitgenommen, mit Schnur und Quaste in den Venezuela'schen Landesfarben, bedeckte den Kopf. Diese Kleidung war dem Klima und den sonstigen Verhältnissen nach die beste, und ich trug sie so lange ich bei den Llaneros diente auch beständig, und hatte meine hübsche, reichgestickte Paradeuniform in Angostura zurückgelassen.

Einen starken Marsch machte ich um diese Zeit nach Calobozo und San-Carlos, wobei wir den Spaniern ansehnliche Proviantvorräthe wegnahmen. Von hier wieder nach der Insel Achaguas, wohin wir den spanischen Obergeneral Morillo zurückgedrängt hatten, gekommen, erhielt ich plötzlich den bestimmten Befehl, mein Kommando über die mir anvertraute Schaar Llaneros vorläufig abzugeben, und mich direkt zum General Bolivar, der in der Provinz Barinas sich augenblicklich befand, zu begeben. Ich sollte dort ein neues Korps Reiterei mit organisiren helfen. Dieser Auftrag, dem irgend eine Intrigue eines eingebornen höheren Officiers, der über das Ansehen, das ich bei meinen Llaneros genoß, eifersüchtig sein mußte, zu Grunde lag, war mir sehr unangenehm. Meine mir persönlich anhänglichen und schon einigermaßen disciplinirten Leute mußte ich verlassen, und den Befehl über andere, die ich noch nicht im Mindesten kannte, übernehmen; das war hart. Doch was half mein Unwille. Der Soldat muß ja vor Allem gehorchen lernen, wenn er was taugen soll, und so begab ich mich denn in Eilritten zum General Bolivar, der mit seinen Truppen, unter denen viele Ausländer waren, in den Ebenen von Casanare damals stand.

Neuntes Kapitel.

Anstellung im Hauptquartier des Generals Bolivar. Beschwerlicher Marsch über die Päſſe des Andes-Gebirges. Gefechte. Einnahme von Bogota. Ernennung zum Major. Errichtung der Republik Columbia. Verwundung. Strapazen aller Art. Waffenstillstand. Büffeljagd. Schlacht bei Carobobo. Verwundung.

Bei dem General Bolivar nach einem sehr beschwerlichen Ritte angekommen, wurde ich von demselben auf eine sehr zuvorkommende Weise empfangen. Arbeit gab es übrigens für mich genug in seinem Hauptquartier, da ich den Auftrag hatte, eine Schaar halbwilder Llaneros möglichst zu discipliniren und an eine, einigermaßen ordentliche Gefechtsart zu gewöhnen. Da ich schon so fertig spanisch, wie ein Eingeborner, sprach, und mich überhaupt in die Sitten des Landes vollständig eingelebt hatte, so wählte der Obergeneral mich vorzugsweise von allen fremden Officieren, die sich bei ihm befanden, zu diesem Geschäft. Ende Juni unternahm der General Bolivar mit circa 2000 Infanteristen, unter denen viele Europäer sich befanden, und 500 Llaneros seinen mit Recht so berühmten Marsch über die 11,000 Fuß hohen Felsenpäſſe von Pisco. Wo früher kaum ein Lastträger, der von Jugend auf an das Bergsteigen gewöhnt war, mühsam durchkletterte, da mußte jetzt ein ganzes Heer sich herumquälen.

Es fällt mir natürlich sonst nicht im Mindesten ein, den General Bolivar mit unserem Kaiser Napoleon vergleichen zu

wollen; aber dieser Marsch über den Paß von Pisco scheint mir sowohl an Kühnheit der Idee, als an Beharrlichkeit der Ausführung, den berühmten Zug über den Simplon in der Schweiz noch zu übertreffen. An 28 Tage dauerte dieser Marsch durch das Hochgebirge der Andes, und kaum glaubliche Beschwerden und Mühseligkeiten aller Art hatten wir während dieser Zeit zu erdulden. Ich habe bei dem schrecklichen Rückzug unserer Armee aus Rußland sehr viel zu ertragen gehabt, aber wahrlich, die Beschwerden bei diesem Marsche waren oft nicht geringer, ja in mancher Hinsicht sogar größer, wie damals. Alle unsere Pferde und Maulthiere, so ausdauernde und an große Strapazen gewöhnte Geschöpfe dies auch sonst waren, gingen allmählig dabei zu Grunde, und ihr Fleisch diente unseren erschöpften Soldaten als einzige Nahrung. Nur ein Pferd von mir, ein kleiner mausefarbiger halbwilder Mustang (indianisches Pferd), den ich mir ursprünglich als Packpferd gekauft hatte, überstand glücklich alle diese Strapazen, und hatte zuletzt die Ehre, das Leibroß des Obergenerals zu sein. Diesem waren allmählig auch alle seine edlen Rosse vor Hunger und Ermattung gestürzt, und so gab ich ihm denn nothgedrungen dies Thier, was er dann später auch für immer behielt und mir einen sehr edlen schwarzen Hengst von großer Schönheit als Ersatz dafür schickte. Nie in meinem ganzen Leben, unter all den vielen edlen Rossen der verschiedensten Racen, die ich geritten habe, sah ich ein so ausdauerndes und zum Ertragen aller möglichen Strapazen geeignetes Pferd, als diesen kleinen grauen Hengst. Er war sehr häßlich von Gestalt, plump gebaut, nicht rasch in seinen Bewegungen, störrisch und boshaft gegen seinen Reiter, aber von einer so unermüdlichen Ausdauer, als sei er eine Maschine von Stahl und Eisen, und kein lebendes Wesen. Dabei konnte er über 24 Stunden dursten, sich Tagelang von spärlichen, halbvertrockneten Kräutern der hohen Gebirge ernähren, ohne daß dies seiner Ausdauer nur den mindesten Eintrag that.

Bei diesem Marsche über diese Hochpässe litten wir unter den vielen anderen Beschwerden auch sehr von der verdünnten scharfen Bergluft, die wir mehrere Tage hier einathmen mußten. Den meisten unserer Soldaten wurde das Athmen sehr schwer. Blut stürzte ihnen aus Nase und Ohren, ja mehrere wurden sogar wahnsinnig und tobten in ihrer Raserei so umher, daß man sie nothgedrungen erschießen mußte, damit sie nicht zu großes Unheil anrichteten. So entsinne ich mich noch, daß ein junger Deutscher, sonst ein sehr tüchtiger, muthvoller Soldat, bei diesem Marsche von der Raserei befallen wurde. Er verfluchte zuerst sich und seine Eltern und die ganze Welt, und stürzte dann auf seinen Hauptmann hin, dem er hauptsächlich beimaß, daß er so schweres Leiden ertragen müsse. Bevor noch andere Soldaten dazwischen springen konnten, hatte der Wüthende dem Hauptmann sein Bajonett grade durch das Herz gestoßen, daß derselbe auf der Stelle todt niederstürzte. Was sollte man anders machen, als den Mörder, der noch mehr Unheil anstiften konnte, sogleich wie einen tollen Hund niederschießen zu lassen, was denn auch möglichst schnell geschah. Ein anderer Soldat, ein Creole, wollte in seiner Tollwuth den General Bolivar selbst ermorden, und wurde von uns Adjutanten, die wir in der Umgebung des Generals waren, mit unseren Degen niedergestoßen. Gewiß mehrere Dutzende von wahnsinnig gewordenen Soldaten stürzten sich in ihrer Verzweiflung selbst in die Felsenklüfte, die von allen Seiten unseren schmalen Pfad umgaben, hinab, um so nur ihren schrecklichen Leiden zu entgehen. Solche Scenen ereigneten sich fast täglich, und trugen noch mehr zur Erhöhung der Unannehmlichkeiten dieses Marsches bei. In langer Reihe hintereinander klimmten wir schweigend über diese rauhen Pfade, und konnten vor Ermüdung und Entkräftung kaum unsere Füße noch vom Boden heben. Kein Lachen, kein Scherz war, kein munterer Gesang, wie man ihn sonst doch auf einem Marsche bei Soldaten hört, nur ein grimmiger, halblauter Fluch, oder das

Klirren der Waffen gegen die Felssteine, wenn einer ermüdet zu Boden fiel, ließ sich vernehmen. Am Abend nach solchem beschwerlichen Tagemarsch kauerten wir uns dann, in unsere wollenen Decken gehüllt, eng aneinander, um uns so vor den eisigkalten Gebirgswinden möglichst zu schützen, und verzehrten dabei die spärlichen und schlechten Speisen, die uns zu Gebote standen. Zum großen Ruhm des Generals Bolivar muß ich bezeugen, daß derselbe alle Beschwerden dieses kühnen Zuges mit standhaftem Muthe ertrug, und die Leiden desselben getreulich mit allen Soldaten theilte. Nur daß er hie und da auf meinem kleinen Hengst ritt, war der einzige Vorzug, den er genoß, sonst lebte er nicht besser als alle unsere gewöhnlichen Soldaten. Grade dies Beispiel, was der Obergeneral denselben gab, trug wesentlich dazu bei, die Mannschaft noch einigermaßen bei gutem Muthe zu erhalten.

Nachdem wir die Hälfte unserer Soldaten, die den unendlichen Mühseligkeiten erlegen waren, und alle unsere Pferde und Geschütze verloren hatten, trafen wir Uebrigen ein armseliges, halbverhungertes Häuflein endlich in der letzten Hälfte des Juli 1819 in dem Thal von Tunja ein.

So muß Jemanden, der plötzlich aus der Hölle in das Paradies versetzt wird, zu Muthe sein, wie es uns war, als wir in dies reizende Thal, das Ziel unseres Marsches, endlich einmarschirten. Alles was wir nur wünschen konnten, milde Luft, reichliche Nahrung in Speise und Trank, und freundliche und gefällige Menschen, die uns mit dem größten Jubel aufnahmen, fanden wir hier. Das war denn eine Freude; und da wir einige Tage zur Ruhe und Erholung hatten, so lebten wir förmlich wieder auf, kamen bald zu frischen Kräften, die so eben erlittenen Strapazen waren schon wieder vergessen, und neue Munterkeit beseelte uns Alle wieder. So ist der Soldat im Felde nun einmal, geht es ihm nur für den Augenblick gut, so vergißt er bald alle so eben überstandenen Leiden und Entbehrungen, und denkt nicht an die Gefahren, die ihm die nächste Zukunft

vielleicht schon wieder in viel größerem Maße bringen wird. Acht Tage hatten wir ungefähr Zeit, uns wieder zu erholen, dann ging es auf's Neue gegen den Feind. Der General Santander, der auf einem andern, minder beschwerlichen Wege in das Thal von Tunja marschirt war, vereinigte sich jetzt hier mit dem General Bolivar, so daß dessen Macht jetzt stark genug war, es wieder mit den Spaniern aufzunehmen. Nur an Kavallerie fehlte es uns noch sehr, da wir in der Eile nicht Pferde genug auftreiben konnten, um alle unsere Llaneros, welche ihre Thiere bei dem Marsche verloren hatten, wieder beritten zu machen. Einige hundert Pferde bekamen wir jedoch sogleich, und so hatte ich genug zu thun, ein Häuflein Reiterei damit beritten zu machen.

In den ersten Tagen des Monats August kam es zu wiederholten heftigen Gefechten zwischen uns und den spanischen Truppen. Die Feldherren derselben, die gegen uns kommandirten, benutzten die weit stärkere Macht, über die sie zu gebieten hatten, und schlossen uns ganz ein, so daß unsere Lage in der That schon gefährlich zu werden anfing. Mit großer Geschicklichkeit wußte unser General Bolivar aber die Wachsamkeit der Feinde zu täuschen. In einer sehr dunkeln Gewitternacht mußten alle unsere Bivouacfeuer möglichst groß und hellleuchtend angezündet werden, so, daß die uns gegenüberstehenden Spanier sie sehr deutlich sehen konnten. Auf möglichst geräuschlose Weise marschirte nun der Obergeneral mit seinem ganzen Heere heimlich ab, so daß die Feinde nichts von seinem Abzuge merken und ihn also nicht verfolgen konnten. Um aber dieselben noch länger in ihrem Irrthum zu erhalten, mußte ich mit 150 Reitern noch mehrere Stunden bei den Feuern zurückbleiben, dieselben stets anschüren zu lassen. Auch mußten meine Leute häufig singen, sich gegenseitig anrufen, kurz allen möglichen Lärm machen, als wenn unser ganzes Heer noch auf dem Platze lagere. Gegen Morgen, als es schon zu dämmern anfing, und die Spanier die Täuschung bald erkennen mußten, ritten auch wir ab. Die

Feinde, wüthend über die gelungene List, schickten einige hundert leichte Reiter ab, um uns nachzusetzen. Es kam noch zu einem kleinen Reitergefecht mit denselben, wobei auf jeder Seite einige Mann zusammengehauen wurden. Ich hatte dabei das Glück, einen spanischen Capitain mit meiner Pistole niederzuschießen und mich seines trefflichen Pferdes, eines edlen, isabellfarbigen Hengstes von andalusischer Zucht, als Beute zu bemächtigen. Dies war mir sehr angenehm, da ich mich bisher noch nicht so recht wieder, wie ich es wohl wünschte, hatte beritten machen können. Diesen Hengst, der ein sehr stolzes Paradepferd abgab, vertauschte ich bald wieder an den General Santander für ein echtes mexikanisches Jagdpferd, was zu meinem Gebrauche trefflich paßte.

Ein sehr heftiges Gefecht hatten wir am 6. August bei Boyaca, in dem wir die Spanier auf's Haupt schlugen. Besonders unsere fremden Bataillone, so schwach sie auch nur waren, stürmten hier mit großem Muthe auf die spanischen Reihen los. Den kräftigen deutschen Kolbenschlägen und englischen Bajonettstichen vermochten die Feinde keinen hartnäckigen Widerstand entgegenzusetzen, und wandten sich bald zur Flucht. Jetzt war es an uns Reitern, den Sieg zu vervollständigen und die Fliehenden mit dem größten Eifer zu verfolgen. Nun, wir ließen es denn auch nicht fehlen, unsere Schuldigkeit zu thun, und die Lassos unserer Llaneros flogen noch gar vielen fliehenden Spaniern um den Hals, und wurden denselben sehr verderblich. Mir war gleich anfänglich beim Beginn des Gefechtes mein Pferd unter dem Leibe verwundet worden. Das Thier lief, als es den Schuß erhielt, noch eine kleine Weile in so wilder Wuth fort, daß ich es selbst mit dem schweren südamerikanischen Zaumzeug nicht zügeln konnte, mitten in die feindlichen Reihen hinein. Da stürzte es plötzlich todt zusammen, und von der Gewalt dieses Sturzes ward ich mit dem Kopfe so heftig gegen ein Felsstück geschleudert, daß ich mich an der Stirne verletzte und eine Weile ganz besinnungslos liegen blieb. Mein treuer Diener Louis, der mir stets in das

heftigste Gefecht folgte, hatte meinen Unfall bemerkt, war mir nachgejagt, und brachte mich bald wieder zur Besinnung, indem er mir Rum in den Mund und Wasser auf die Stirne in nicht geringer Menge goß. So erholte ich mich denn allmählig wieder so weit, daß ich ein frisches Pferd besteigen und an der Verfolgung der fliehenden Feinde noch tüchtigen Antheil nehmen konnte. Die Beute, die wir an diesem Tage machten, war nicht gering, und bestand in dem ganzen Gepäck und dem Munitionsvorrath der Feinde. Auch den spanischen General Barreiro, der gegen uns befehligt hatte, nebst einigen 50 Officieren und an 1200 Soldaten machten wir zu Gefangenen. Ein Theil unserer Leute wollte nach gewohnter Weise alle Spanier sogleich niedermetzeln und denselben gar keinen Pardon geben. Von mehreren Officieren unterstützt, widersetzte ich mich aber auf Befehl des Generals Bolivar, der solche nutzlose Grausamkeiten nicht liebte, dieser Schlächterei, und so retteten wir vielen hundert Spaniern das Leben. Bei dieser Gelegenheit feuerte ein Creole, der als Infanterist bei uns diente, sein Gewehr auf mich ab, in wilde Wuth darüber versetzt, daß ich ihm einige Hiebe mit der flachen Klinge übergezogen hatte, da er meinen Befehlen nicht gleich Folge leisten wollte. Kaum hatte der Kerl, der übrigens mich weit fehlte, den Schuß gethan, so stürzte er auch mit zerspaltenem Schädel zusammen. Mein treuer Louis, der neben mir hielt, hatte dies Rächeramt übernommen, und mit seiner großen Kraft diesen gut angebrachten Hieb gethan. Einen anderen Infanteristen von uns, der ebenfalls nicht gehorchen wollte, ritt ich über den Haufen, und mein Hengst trat bei dieser Gelegenheit dem Kerl den Brustkasten ein, so daß er auf der Stelle todt blieb. Auf solche energische Weise mußte man in hiesigen Diensten häufig verfahren, wenn man seinen Befehlen stets den nöthigen augenblicklichen Gehorsam verschaffen wollte. Gewiß über 5 — 6 Kerle habe ich bei abgesonderten Kommando's Standrecht halten und den Urtheilsspruch, der meist in Erhängen bestand, sogleich ausführen

lassen. Die Procedur dabei war stets sehr einfach. Ein Priester, wenn einer da war, und dies war gewöhnlich der Fall, hörte dem Verurtheilten die Beichte ab, und gab ihm die Absolution. Die Schlinge eines Lasso ward ihm alsdann über den Hals geworfen, die andere Seite über den ersten besten Baumast gezogen, ein Reiter galoppirte damit einige Schritte fort, und der Verurtheilte baumelte in der Luft, zuckte die Glieder noch einigemal, und war todt. Verurtheilung und Hinrichtung nahmen oft nicht die Zeit von einer Stunde in Anspruch. So entsinne ich mich, daß der General Bolivar einmal 11 Kerle aufknüpfen ließ, die dabei ertappt wurden, daß sie einen Munitionskarren von uns plündern wollten, um die gestohlenen Patronen wahrscheinlich an die Spanier zu verkaufen. Die ganze Geschichte dauerte nicht viel über eine Viertelstunde. Da in der weiten Ebene keine Bäume waren, die man als Galgen benutzen konnte, so warfen 2 Llaneros Jedem der Verurtheilten ihre Lassoschlingen um den Hals, und sprengten dann mit ihren Pferden in entgegengesetzter Richtung davon. Die Erdrosselung geschah dadurch auf die leichteste und sicherste Weise.

Nach dem siegreichen Treffen bei Bayaca, das einen großen Theil des Königreichs von Neu-Granada von der spanischen Herrschaft befreite, richtete der General Bolivar seinen Marsch nach Bogota, da die Spanier in großer Eile diese wichtige und einflußreiche Stadt geräumt hatten. Auf dem Marsch dahin gab er mir noch den Charakter als Major, den ich nachgerade auch schwer verdient hatte.

Am 12. August hielten wir nun unsern glänzenden und feierlichen Einmarsch in das alte Bogota, wo wir von den meisten Einwohnern auf sehr freudige Weise empfangen wurden. Da wir reiche Beute, besonders auch an baarem Gelde hier machten, denn der spanische Vice-König war mit so großer Eile entflohen, daß er alle seine Kassen zurückgelassen hatte, so drang ich auf endliche Abzahlung der vielen Soldrückstände, die man mir schuldete. Zwar wollte man mich

mit gewohnter südamerikanischer Sitte wieder mit leeren Versprechungen und schönen Redensarten abspeisen, allein ich kannte diese Art und Weise schon hinreichend genug, ließ mich nicht mehr damit befriedigen, sondern trat so energisch auf, daß ich endlich nach vieler Mühe und langem Hin- und Herfeilschen an 3000 Francs in baaren Piastern ausbezahlt bekam. Mit den schon früher allmählig erhaltenen Abschlagssummen machte dies ungefähr zwei Drittel der ganzen Summe aus, die ich eigentlich als Capitains-Gage schon hätte erhalten sollen. Ich konnte aber noch froh sein, daß ich dies bekommen hatte, denn den meisten fremden Officieren und Soldaten erging es noch viel schlechter, und sie bekamen oft nicht ein Viertheil von dem, was man ihnen feierlichst versprochen hatte. „Versprechen und Halten ist Zweierlei.“ Diesem Grundsatz huldigen fast alle Südamerikaner nur zu viel.

In Bogota selbst hatte ich an zwei Monate Zeit, mich von den letzten großen Strapazen wieder zu erholen, was auch in der That nothwendig war. Ein angenehmes und an vergnüglichen Abwechselungen reiches Leben führte ich daselbst, und habe mich während meines ganzen Aufenthaltes in Südamerika nie wieder so gut amüsirt, wie in dieser Stadt. Bei einem alten, wohlhabenden Besitzer von Bergwerken lag ich im Quartier, und wurde fast wie der Sohn des Hauses dort verpflegt. Was Küche und Keller nur darboten, das stand gewiß in reicher Fülle auf unserem Tisch, und der alte Don Ramon war dabei unermüdlich im Nöthigen. Die ersten paar Nächte, die ich übrigens in einem Zimmer auf dem Bette verbrachte, konnte ich gar nicht schlafen, so sehr hatte ich mich, durch viele Monate lang an das beständige Bivouaciren unter freiem Himmel, wo der Erdboden mein Lager, der Mantel meine Decke, und der blaue Sternenhimmel mein Zelt war, gewöhnt. Wenn ich am Tage nicht aß und trank, so tummelte ich meine Pferde herum, übte meine Llaneros im Gebrauche ihrer Lanzen, kurz,

suchte so viel als möglich stets im Dienst beschäftigt zu sein, um nicht aus der Uebung zu kommen, und am Ende in dem beständigen üppigen Leben die nöthige Energie des Körpers und Geistes zu verlieren.

Jeden Abend fast brachte ich in Gesellschaften zu, in denen viel getanzt wurde, und da ich damals noch ein junger lebhafter Tänzer war, der die üblichen Nationaltänze ziemlich gut gelernt hatte, so tanzte ich viel und gern und unterhielt mich vortrefflich. Auch die Bekanntschaft einer hübschen feurigen Creolin, die einen alten häßlichen Mann hatte, dem sie, wie er es verdiente, große Hörner aufsetzte, machte ich hier in Bogota und feierte viele vergnügte Stunden mit derselben. Von langem Schmachten und großer platonischer Liebe weiß so eine feurige Creolin nicht viel, sie will Genuß und verlangt von ihrem Liebhaber mehr, als daß er ihr bloß Serenaden bringt. Da meine kleine feurige Juannita wahrscheinlich mehrere Anbeter besaß, so hatte ich die Eifersucht eines derselben gereizt, der mir nach landesüblicher Sitte von einem Meuchelmörder nachstellen ließ, damit er durch einen gut angebrachten Dolchstich von meiner Nebenbuhlerschaft befreit würde. In einer Nacht, als ich eben von einem zärtlichen Rendezvous bei meiner Schönen zurückkam, stürzte plötzlich in den ganz dunkeln Straßen ein Mensch auf mich zu, und gibt mir, bevor ich nur noch zurückspringen konnte, einen heftigen Dolchstoß in die linke Seite. Glücklicher Weise hatte der Dolch aber eine vollgefüllte Geldbörse, die ich in der seidenen Schärpe um den Leib trug, getroffen, und war von da abgeglitten, ohne mich weiter zu verletzen. Mit der größten Schnelligkeit zog ich nun meinen Degen, den ich unterm Arm hatte, und gab meinem Feind einen tüchtigen Hieb damit über den Kopf. Laut schreiend lief derselbe jetzt in eine enge Nebengasse zurück, wird aber nicht weit gekommen sein, denn mein Hieb war gut gemeint und meine Klinge scharf. Den bloßen Degen in der Hand und auf alle weiteren Angriffe wohl vorbereitet,

ging ich in meine Wohnung zurück, ohne daß mir weiter etwas geschah.

Am andern Morgen sandte ich meinen treuen Louis aus, nähere Erkundigungen über diese ganze Geschichte einzuziehen, und er erzählte mir denn auch, daß man einen todten Lepero (Landstreicher) mit einer tiefen Hiebwunde einige hundert Schritte von dem Platze, auf dem ich angefallen wurde, auf der Straße gefunden habe. Um allen weiteren Untersuchungen auszuweichen, meldete ich nichts von dieser ganzen Geschichte, um welche sich denn auch, nach echt südamerikanischer Art, Niemand weiter bekümmerte. Ungefähr 14 Tage darauf wurde in der Dunkelheit in mein Zimmer ein scharfer Schuß aus einem „Trambuco" gethan. Mein Diener Louis, der im Zimmer war, und den man für mich gehalten hatte, wäre beinahe dadurch getödtet worden, denn die drei Kugeln des Schusses hatten dicht über seinem Kopfe in die Wand eingeschlagen. Ein großer Hund, von der sogenannten Blutrace, den ich besaß, war dem Thäter sogleich nachgesprungen, und hatte ihn niedergerissen, worauf ihm der wüthende Louis sogleich den Schädel mit der „Manchetta" (Handbeil) zerschmetterte. Auch über diesen Vorfall machte ich weiter keine Anzeige, und es geschah auch keine Untersuchung darüber. Auf dergleichen gefährliche Abenteuer muß man übrigens bei Liebeshändeln mit schönen Frauen in Südamerika stets gefaßt sein, und dem gedungenen oder auch selbst geführten Dolche irgend eines Nebenbuhlers schon zu trotzen wagen, wenn man süßen Lohn ernten will. Uebrigens gehörten Mordthaten damals in Bogota fast zu den täglichen, oder vielmehr nächtlichen Vorkommenheiten, an die man schon so gewöhnt war, daß weiter nicht viel darüber geredet ward. Besonders die zahlreichen Spielhäuser, in denen Vornehme und Geringe, Reiche und Arme der Spielwuth, die den Südamerikanern so eigen ist, fröhnten, waren der Schauplatz der wildesten Gewaltthaten. Von dieser unendlichen Spielwuth, die auch das letzte Hemd zu verspielen geneigt ist, hatte ich früher gar keinen Begriff,

obgleich unter den Officieren im Heere des Kaisers Napoleon doch wahrlich auch viel gespielt wurde. Ich habe diese Spielhäuser häufig zu meinem Vergnügen besucht, selten aber und dann nur mit geringen Sätzen an dem Spiele selbst theilgenommen. Meine einheimischen Kameraden wollten mich zwar oft mit dieser Enthaltsamkeit vom Spiel, die sie kaum begreifen konnten, necken, da ich aber meiner scharfen Klinge wegen sehr in Ansehen bei ihnen stand, so trieben sie solche Neckereien nie zu weit, was mir ganz angenehm war.

Nachdem ich ungefähr neun vergnügte Wochen auf diese Weise in Bogota verlebt hatte, bekam ich wieder den Befehl zum Ausmarsch. Mir war dies in vielfacher Hinsicht sehr erwünscht, denn ich sehnte mich wieder nach größerer militärischer Thätigkeit, und hatte dies üppige Wohlleben schon satt. Auch der Abschied von meiner Geliebten freute mich eigentlich mehr, als er mich betrübte, da auf die Länge solch ein Liebesverhältniß mit einer creolischen Frau auch eine peinigende Sache ist, die man gern wieder aufgibt.

An der Spitze von ungefähr 190—200 gut berittenen Llaneros sandte mich der General Santander, der das Oberkommando in der Provinz Neu-Granada jetzt hatte, aus, die Landstriche derselben nach allen Richtungen zu durchstreifen, und die Sache der Unabhängigkeit möglichst zu fördern. Die Spanier hatten in diesem Lande nur noch die festen Plätze Cartagena und Santa-Manta in ihrem Besitze, und es war jetzt meine Hauptaufgabe, die Verbindung derselben zu unterbrechen, die Zufuhren abzuschneiden und neue Zuzüge zu verhindern. Wir bildeten ein sogenanntes fliegendes Korps, was bald hier, bald dort sein mußte, wozu sich auch meine Leute, die durchgängig fast vortrefflich beritten und an Strapazen aller Art gewöhnt waren, sehr gut eigneten. Da gab es denn Anstrengungen aller Art genug, und sehr häufig brachte ich 16—18 Stunden unausgesetzt im Sattel zu. Auch kleine Gefechte mit spanischen Streifschaaren hatten wir häufig, und manch tüchtigen Säbelhieb tauschte ich noch mit

den Feinden aus Bei einem solchen Gefechte erhielt ich einen zwar nicht sehr tiefen, dabei aber desto längeren Säbelhieb quer über die ganze Brust, so daß ich sogleich vom Pferde stürzte. Das war eine unangenehme Geschichte, denn wir hatten bei unserer kleinen Schaar weder Arzt noch Verbandzeug. Ein alter Llanero wußte sich aber zu helfen, und behandelte meine Wunde auf eine Art, wie ich es weder vorher noch nachher je wieder gesehen habe, so oft ich auch in den verschiedensten Ländern der Welt schon unter den Händen der Chirurgen gewesen bin. Er ging auf einen Hügel der großen rothen Ameisen, wie solche in den südamerikanischen Ebenen sehr häufig sind, und sammelte sich an Hunderte dieser Thiere in eine Kürbißschale. Nun wusch er meine Wunde rein aus, träufelte den wohlriechenden Saft einer wilden Blume, die er frisch gepflückt hatte, hinein, und drückte die Ränder dann scharf aneinander. Vorsichtig faßte er nun eine Ameise nach der andern an ihrem langen Hinterleib und setzte sie so auf den Rand der Wunde, daß sie mit den zackigen Spitzen des Rüssels über dieselbe sich einsaugen konnte, was nicht ohne Schmerzen für mich abging. So wie die Zacken sich eingebohrt hatten, riß er den Leib der Ameise ab, und in den letzten Todeszuckungen bohrte sich der Kopf derselben noch tiefer in mein Fleisch ein, und schloß so die Wunde noch fester. Auf solche Weise ward, statt durch Nadelstiche oder Compressen, meine ganze Wunde durch lauter Ameisen zusammengenäht.

Ueber dieselben strich nun der alte Llanero noch einen dicken Brei, den er aus Pflanzensaft und feuchter Erde angerührt hatte, und ließ eine dicke Kruste davon trocken werden. An 8 Tagen mußte ich nun ruhig im Bivouac liegen bleiben, und durfte mich nicht rühren, dann wurde die hartgewordene Kruste abgenommen, die Ameisenrüssel, die darin zusammengetrocknet waren, zugleich damit entfernt, und meine Wunde war vollkommen geheilt, und ich konnte ohne Beschwerden meinen ferneren Dienst verrichten. Nie habe ich eine Wunde gehabt, die so rasch geheilt und eine so unbedeutende

Narbe hinterlassen hat, wie diese, die auf so eigenthümliche Weise behandelt wurde.

Ende December 1819, als ich noch mit meinem Korps in der Provinz Neu-Granada stand, nahmen die vereinigten Staaten von Venezuela und Neu-Granada den Namen der Republik „Columbia" an. So war ich denn statt eines Venezuela'schen Officiers ein Columbi'scher geworden, ein Wechsel, der für mich im Grunde nur ein sehr geringes Interesse haben konnte.

Im Anfang des Jahres 1820 machte ich einen sehr großen Marsch nach Guayaquil an den Ufern des großen Oceans, wo wir auch die spanische Besatzung vertrieben und die Fahne der Republik Columbia aufsteckten. Auf diesem Marsch, der lange Strecken durch die Savannen ging, mußten wir sehr großen Durst leiden, da einige Bäche ausgetrocknet waren. Es ist dies mit die größte Qual, die ich je ausgestanden habe, und viel lieber will ich mehrere Tage hindurch frieren und hungern, als von Durst gepeinigt werden. Der ganze Körper schrumpft förmlich zusammen, die Augen fallen ein und leuchten in fieberhaftem Glanze, das Blut in den Adern brennt wie Feuer, die Zunge wird rauh und klebrig, die Stimme ganz heiser, und jedes Wort, das man sprechen soll, schmerzt in der angeschwollenen Halsröhre. So hängt man auf dem Pferde, aus dem auch alle Kraft und Munterkeit geschwunden ist, und das nur mit Mühe durch die heftigsten Spornstöße angetrieben werden kann, sich im langsamen oft hin- und herwankenden Schritt noch fortzuschleppen. Der Boden der Savannen, eben und baumlos so weit das Auge reicht, ist mit dürrem, von der Hitze verbranntem gelben Gras bedeckt, und von dem tiefblauen Himmel, an dem auch nicht das kleinste Wölkchen auf Regen hoffen läßt, sendet die tropische Sonne ihre glühenden Strahlen fast senkrecht auf die Köpfe der fast zu Tode erschöpften Reiter. Oft läßt die Fantasie und eine eigne Art von Luftspiegelung, die in den südamerikanischen Ebenen ziemlich häufig vorkommt, eines der schönsten

klaren Gewässer mit lachenden grünen Ufern in der Ferne erscheinen, und das Herz wird vor Freude dann rascher schlagend, da man das Ende dieser fast unerträglichen Qualen herangekommen glaubt. Und wenn man dann endlich an dem Orte, der so schöne Hoffnungen verspricht, angekommen ist, — entdeckt man zu seiner größten Verzweiflung, daß Alles nur Täuschung und eitles Blendwerk war, und so weit das Auge reicht, ist nichts als Ebene und wieder leere Ebene. Das sind dann gar schreckliche Augenblicke, und es bedarf großer geistiger Kraft, um nicht den letzten Muth zu verlieren. So einen Marsch mußte ich im Anfang 1820 mehrere Tage lang mit meinen Leuten machen, und Menschen wie Pferde litten nicht wenig darunter. Von den Letztern stürzten über die Hälfte , oder wir schlachteten sie selbst, um uns an dem wenigen Blute, was sie noch in den Adern hatten, zu erquicken. Auch der Hengst, den ich im Sommer 1819 vom General Bolivar erhalten hatte, ging bei dieser Gelegenheit zu Grunde, was ich sehr bedauerte. Wie groß aber das Entzücken ist, wenn man nach solch ausgestandenem Durste zuerst wieder an eine Quelle oder an einen Fluß kommt, vermag ich nicht zu beschreiben. Meilenweit wittern die Pferde bei solchen Gelegenheiten schon den Dunst des Wassers, und wenn sie auch noch so erschöpft sind, daß man sie kaum mit den Sporen forttreiben konnte, setzen sie sich alsdann in vollen Galopp, um ja ihren quälenden Durst so bald als möglich zu stillen. Einen unendlichen Genuß gewährt es aber, wenn man dann seinen Durst so recht nach Behagen löschen kann. Es ist, als könne man die Lippen kaum wieder von dem Naß bringen, und in langen, vollen Zügen schlürfen Thiere wie Menschen die köstliche Flüssigkeit, die neues Leben in ihre Adern gießt.

Von Guayaquil machte ich auch eine Expedition nach Quito mit, um dort den Kampf gegen die Spanier verbreiten zu helfen. Auch hier wurden wir sehr gut von den Einwohnern empfangen, die voll Freude waren, die spanische Herr-

schaft endlich abschütteln zu können. Die Opferungsfähigkeit der reichen Einwohner in diesen Landstrichen für die Sache der Unabhängigkeit war fast allgemein groß. So entsinne ich mich noch, daß in der Provinz Cunca ein reicher Landbesitzer mir an einem Tage eine ganze Heerde von 180 recht guten jungen Pferden unentgeltlich gab, um meine Leute, die ihre Thiere theilweise eingebüßt hatten, wieder damit beritten zu machen, und die abgetriebenen Pferde zu vertauschen. Freilich haben die Pferde in diesen entlegenen Theilen nicht den zwanzigsten Theil des Werthes, wie in den meisten Ländern von Europa.

Mit allen diesen Streifzügen und unzähligen kleinen Ueberfällen und Gefechten war der größte Theil des Jahres 1820 vergangen. Der General Bolivar, der während dieser Zeit fast immer in den Venezuela'schen Landestheilen gewesen war, kam jetzt in die Provinz Popayan, wo wir mit ungefähr 6000 Mann unter dem General Santander standen. Es war ungefähr ein Jahr, daß ich den Obergeneral nicht mehr gesehen hatte, und ich fand ihn in dieser Zeit ungemein gealtert. Die vielen Sorgen und die unausgesetzten Geschäfte aller Art, die fortwährend auf seinen Schultern ruhten, hatten ihn sehr mitgenommen. Auch war er heftiger und ungestümer wie früher geworden, und behandelte Alle, die in seiner Umgebung waren, rauher und rücksichtsloser als sonst. Er trug mir auch jetzt wieder an, als Adjutant auf's Neue bei ihm einzutreten, doch suchte ich dieser Ehre unter verschiedenen Vorwänden immer zu entgehen, was der General, oder wie er eigentlich in den officiellen Bulletins jetzt genannt wurde, der „Präsident-Befreier“, mir nie wieder vergab. Daß ich von jetzt an seine besondere Gunst verscherzt hatte, konnte ich wohl fühlen, wenn er auch äußerlich stets freundlich gegen mich blieb.

Anfang November mußte ich mit meinen Soldaten die äußersten Vorposten, den Spaniern gegenüber, bei Carora besetzen, während die Feinde bei Humuaco, nicht voll ¼

deutsche Meile von uns entfernt standen. Es hieß jetzt, daß der General Bolivar einen Waffenstillstand mit dem spanischen General Morillo auf einige Monate eingehen wolle, und in Erwartung desselben wurden auch vorläufig schon alle Feindseligkeiten eingestellt. Mir und meinen Leuten war dies ganz angenehm, denn auf diese Weise konnten wir uns doch einigermaßen von den großen Anstrengungen der letzten Gewaltmärsche wieder erholen. Am 16. November ließ mich der Obergeneral zu sich rufen und gab mir den Befehl, als Parlamentär zu dem spanischen General Morillo, mit dem er in Unterhandlung stand, zu reiten. Ich mußte mich in meine Paradeuniform kleiden, und da ich mich neu equipirt hatte und sehr gut beritten war, so konnte ich mich äußerlich schon sehen lassen. Die Spanier empfingen mich zwar sehr artig, aber doch mit einiger kalter Zurückhaltung. Mein Ehrenlegionskreuz auf der Brust gab dem spanischen General Morillo, der mich zur Tafel geladen hatte, Gelegenheit, mich zu fragen, ob ich früher in der französischen Armee gedient hätte. Als ich dies bejahte und sagte, daß ich zuletzt als Capitain im 4. Kürassier-Regiment des Kaiserreiches gestanden habe, sprach er viel mit mir über die großen Feldherrntalente des Kaisers Napoleon. Auch die übrigen spanischen Officiere waren jetzt viel artiger gegen mich als anfänglich, so daß ich mich recht gut mit denselben einige Stunden beim Weinbecher unterhielt und während dieser Zeit ganz vergaß, daß ich ihnen eigentlich als erbitterter Feind mit den Waffen in der Hand gegenüberstand. Was ordentliche, tüchtige Soldaten sind, die lernen sich leicht gegenseitig verstehen und achten, wenn es auch das Geschick so will, daß sie in feindlichen Heeren sich gegenüberstehen. Es waren in der Umgebung des spanischen Generals Morillo nun mehrere solcher Officiere, die beim Weinbecher angenehme Gesellschafter und beim Kampfe ehrenwerthe Feinde abgaben.

Am 26. November 1820 ward denn vom Präsidenten Bolivar und dem spanischen General Morillo vorläufig ein

Waffenstillstand auf 6 Monate abgeschlossen. Zugleich ward aber auch bei dieser Gelegenheit ausgemacht, daß nach etwaigem Wiederausbruch des Krieges dieser auf eine menschliche Art, wie es das Kriegsrecht unter civilisirten Nationen in Europa vorschrieb, geführt werden solle. Die Gefangenen sollten fortan nicht mehr sogleich erschossen werden, wie es leider bisher nur allzuhäufig von beiden Seiten geschehen war, sondern menschlich behandelt und möglichst bald gegenseitig wieder ausgewechselt werden, und was dergleichen Bestimmungen mehr waren. Ich freute mich sehr über diesen Vertrag, denn diese empörenden Grausamkeiten hörten doch von nun an gegenseitig auf. Zwar hatte ich dieselben bei meinen Leuten stets nach besten Kräften zu verhindern gesucht, allein nicht immer ganz so, wie ich es gewünscht, vermocht, und hatte nur zu häufig Augenzeuge sein müssen, wie wehrlose Gefangene ohne Weiteres getödtet wurden. Thaten doch die Spanier lange Zeit das Gleiche mit allen Gefangenen, die ihnen von uns in die Hände fielen, und es war daher nur eine That der Wiedervergeltung, die unsere Leute ausübten.

Als der Waffenstillstand abgeschlossen war, besuchte der spanische General Morillo unsern Obergeneral in dessen Hauptquartier zu Santa-Anna. Er wurde sehr ehrenvoll aufgenommen, und ihm ein großes Gastmahl gegeben, bei dem es heiter und in militärischer Lustigkeit zuging.

Ich hatte nun gehofft, mich während des Waffenstillstandes wieder etwas erholen zu können, aber der General Bolivar ließ mir keine Ruhe dazu. Meine Weigerung, als Adjutant bei ihm einzutreten, mochte ihm wohl nicht gefallen haben, und so schickte er mich denn fortwährend in dienstlichen Geschäften umher. Ich mußte noch einmal nach Bogota, um die Uebernahme von Pferden, welche die Provinz Neu-Granada zu stellen hatte, entgegenzunehmen. Meine ehemalige Geliebte daselbst, die schöne Creolin, hatte sich schon in der Person eines spanischen Obersten außer Dienst,

der noch in Bogota lebte, meinen Nachfolger erwählt, worüber ich mich jedoch leicht tröstete. Von Bogota machte ich mit geringer Eskorte einen sehr starken Ritt nach Cuenca, wo ich eine Abtheilung Reiterei zu organisiren hatte, und von dort wurde ich wieder in die Provinz Venezuela zurückberufen, so daß ich diese 6 Monate fast fortwährend im Sattel zubrachte, und eben dieselben Strapazen zu ertragen hatte, als wenn es wirklich Krieg gewesen wäre. Bei diesen Märschen, wo ich mich auch häufig mit der Jagd belustigte, wäre ich einmal beinahe von einem wilden Büffel, den ich jagte, getödtet worden. Ich war schon oft auf der Büffeljagd gewesen, die mir großes Vergnügen machte, und hoffte auch bei dieser Gelegenheit wieder einen mächtigen Stier, den wir von der übrigen Heerde abgetrieben hatten, zu tödten. Das Pferd, das ich ritt, ein zwar sehr edles, aber noch etwas junges und an die Büffeljagd noch gar nicht gewöhntes Thier, ließ sich nur mit äußerster Mühe und unter heftigen Seitensprüngen an den wild dahinstürmenden Büffel herantreiben. Diese Unruhe des Pferdes hinderte mich wohl, daß ich mit meiner Pistole das Thier an der rechten Stelle, gerade hinter dem Ohre, wo eine Kugel augenblicklich tödten kann, traf, was mir früher schon oft gelungen war. Meine Kugel fuhr dem Büffel nur durch den Hals und verwundete ihn dort nicht tödtlich. Vor Schmerz wüthend gemacht, drehte sich derselbe auf der Stelle um, nahm mein Pferd auf die Hörner, und schleuderte mich sammt demselben mit seiner furchtbaren Kraft bei Seite, worauf er wieder umkehrte, um uns mit seinen Füßen zu zerstampfen. Ich wäre entschieden verloren gewesen, da ich mich unter dem Pferde, das auf mir lag, nicht so schnell wieder hervorarbeiten konnte, und der Büffel mit seinen kurzen starken Beinen schon über uns stand, als noch zur rechten Zeit ein Schuß knallte, und eine Kugel dem Thier in das linke Auge fuhr, so daß es augenblicklich todt zusammenstürzte. Im letzten Todeszucken riß es mit seinen Hörnern meinem Pferde übri-

gens noch die ganze Brust auf. Mein treuer Diener Louis, der ein ausgezeichneter Schütze war und mich, wie überall, auch auf dieser Jagd begleitete, hatte von seinem Pferde herab diesen Meisterschuß gethan, und mir so unzweifelhaft das Leben gerettet. Ziemlich betäubt und mit tüchtigen Contusionen bedeckt, zog man mich unter der doppelten Last des Pferdes und Büffels hervor, und es vergingen mehrere Tage, bis ich wieder ordentlich und ohne Schmerzen im Sattel sitzen konnte.

Im März des Jahres 1821 kündigte der General Bolivar den Spaniern wieder den Waffenstillstand auf, und Mitte April begannen auf's Neue die Feindseligkeiten. Auf sehr energische und thätige Weise hatte unser Obergeneral, der nie einen Augenblick an dem Wiederausbruch des Krieges gezweifelt, diese Ruhezeit übrigens benutzt, um das Heer der Republik Columbia auf alle Weise zu vermehren und auch in seiner inneren Organisation zu verbessern. Wir konnten jetzt eine Armee von 18—19,000 Mann in's Feld rücken lassen, was für die südamerikanischen Verhältnisse schon immer eine sehr bedeutende Zahl war. Dazu waren die meisten dieser Soldaten tüchtige, schon gediente, und besonders an die Ertragung von Strapazen sehr gewöhnte Leute, und auch unter den Officieren war theilweise schon ein sehr guter Stamm der sich in den 5 Jahren, die wir nun schon beständig im Felde standen, allmählig herangebildet hatte. Daß die Spanier dieser Macht auf die Länge keinen Widerstand mehr leisten, und die Unabhängigkeit der Republik Columbia würden anerkennen müssen, ließ sich mit ziemlicher Sicherheit voraussehen.

Beim Beginn der Feindseligkeiten war ich wieder beim Korps des Generals Paez, worüber ich mich in mancher Hinsicht freute. Er war zwar ein roher, oft sogar grausamer Mann, sonst aber der kühnste und dabei geschickteste General, den ich in Südamerika kennen gelernt habe. Nach einigen kleinen Gefechten, die günstig für uns ausfielen,

rückten wir Anfangs Juni 1821 in die Gegend von Valencia, in der sichern Erwartung, daß es bald zu einem entscheidenden Treffen kommen würde. Am 24. Juni geschah denn diese Schlacht bei dem Dorfe Carabobo, die für die Unabhängigkeit von ganz Columbia von so großer Bedeutung war. In einer für sie sehr vortheilhaften Stellung hatten die spanischen Generale Morales und de la Sorre, die gegen uns befehligten, ihr Heer hier aufgestellt, und es kostete voraussichtlich viel Blut, sie aus derselben zu vertreiben. Es wurde in unserem Hauptquartier zuerst ein langer Kriegsrath abgehalten, ob man es wagen solle, die Spanier in dieser für sie so sehr günstigen Stellung anzugreifen, und mehrere unserer Anführer erklärten sich mit Entschiedenheit dagegen. Der General Paez, der stets nur nach Gefechten und Waffenlärm Verlangen trug, wußte jedoch die Gründe, daß der Kampf unter allen Umständen begonnen werden müsse, so lebhaft zu vertheidigen, daß seine Ansicht endlich die Oberhand behielt, und der Angriff festgesetzt ward.

Auf einem sehr steilen und unbequemen Bergpfad, der so schmal war, daß nur ein Mann hinter dem andern gehen konnte, und wir Reiter absitzen und unsere Pferde hinter uns führen mußten, umgingen wir unter dem Kommando des Generals Paez die Stellung der Spanier. Plötzlich, und ohne daß sie eine Ahnung davon hatten, kamen wir ihnen auf diese Weise in die Flanken. Ein altes spanisches Bataillon Burgos, nur aus langgedienten Spaniern bestehend und von tüchtigen Officieren geführt, verlor aber die feste Haltung trotz dieser Umgehung nicht, sondern nahm den Angriff herzhaft auf. Mit einem lauten „viva l'Espagna“ drang es mit gefälltem Bajonett sogleich im Sturmschritt auf unser vorderstes Bataillon ein. Dieses, aus Venezuelanern bestehend, konnte solchen herzhaften Bajonettangriff nicht aushalten, löſ'te sich auf, und floh in wilder Eile auf ein englisches Bataillon unter dem Obersten Ferrier. In scharfem Schritt rückten die Spanier noch vor, stießen aber jetzt

nicht mehr auf feige Creolen, sondern handfeste, muthige Engländer und Irländer, die nicht allein ihren Angriff aushielten, sondern sogar demselben entgegenmarschirten. Zu einem heftigen Bajonettkampf, der mit großer Erbitterung geführt wurde, kam es nun von beiden Seiten. Der Muth und die Kraft der Engländer siegte jedoch zuletzt über die feindlichen Anstrengungen, und nach erbitterter Gegenwehr wurden die Spanier endlich in die Flucht gejagt, nachdem sie den Engländern noch viele Soldaten getödtet und verwundet hatten. Jetzt machten wir Cavalleristen aber einen Angriff auf die fliehenden Feinde, obschon das bergige und mit Steinen bedeckte Terrain für unsere Pferde ungemein ungünstig sich zeigte. Wir hieben den größten Theil derselben nieder, und es kam zu sehr erbitterten Einzelgefechten. Einem alten spanischen Sergeanten, der mehrere Orden schon auf der Brust trug, bot ich wiederholt Pardon an. Mit einem wilden „Carampo“ lehnte aber der Alte mein Anerbieten ab, und obschon er aus mehreren Wunden blutete, vertheidigte er sich eben so gewandt wie muthig gegen mich. Schon hatte mein Pferd einen Bojonettstich in den Hals erhalten, als mir endlich die Geduld riß. Ich gewann dem Spanier es ab, daß ich rechts auf ihn einhauen konnte, richtete mich hoch im Bügel auf, und hieb nun so mit meiner ganzen Kraft, daß meine treffliche Toledo-Klinge den Schädel des Feindes tief zerspaltete, und dieser sogleich todt zu Boden stürzte.

Diese unerwartete Umgehung ihres rechten Flügels hatte die Spanier übrigens so in Verwirrung gesetzt, daß ihre ganze Armee in großer Eile den Rückzug antrat. Unter des Generals Paez persönlicher Anführung verfolgten die Llaneros nun noch die Feinde, und suchten dieselben wo möglich zu vernichten. Ein spanisches Bataillon Valencier machte aber in so entschlossener Haltung Quarrée gegen uns, daß wir nicht die Reihen desselben zu sprengen vermochten. Wiederholt versuchten wir die Attaque, allein der Boden

war für uns zu ungünstig, unsere Pferde zeigten schon zu große Ermüdung, und die Haltung der Spanier eine zu muthvolle Festigkeit, als daß wir einzudringen vermochten. Wir verloren viele Leute und Officiere, und konnten doch unsern Zweck nicht erreichen. Bei einer dieser vergeblichen Attaquen erhielt ich eine Flintenkugel in den Unterleib. Ich versuchte zwar, mich noch einige Zeit in dem Sattel zu halten, allein meine Besinnung schwand immer mehr, der Blutverlust wurde stärker, und ich hatte kaum noch die Kraft, mein Pferd, was schon so ermüdet war, daß es nur schwankte, aus dem Getümmel des Gefechtes herauszulenken. Mein Louis, der mich nie aus dem Gesichte verloren, und der, wie immer, in den vordersten Reihen tapfer mitgekämpft hatte, sah dies, folgte mir auf der Stelle, und besinnungslos sank ich beim Absteigen in seine Arme. Der unermüdeten Sorgfalt dieses wackeren Menschen habe ich es wesentlich zu verdanken, daß ich auf eine Tragbahre gelegt und in die Stadt Valencia, die nur wenige Meilen von Carabobo entfernt, getragen wurde, dort eine bessere Heilung zu finden.

Zehntes Kapitel.

Pflege in Valencia. Verheirathung mit einer jungen Spanierin. Austritt aus columbischen Diensten. Niederlassung in Central-Amerika. Rinder- und Pferde-Heerden. Panther-, Löwen- und Alligatoren-Jagd. Häusliches Leben; Geburt eines Sohnes.

Das Haus in Valencia, in das man mich zur Heilung meiner Wunde, die zwar nicht lebensgefährlich war, jedoch eine 4 — 6wöchentliche Ruhe erforderte, gebracht hatte, gehörte einem Gutsbesitzer Don Paulo Sombrero, von echt spanischer Abkunft, denn sein Vater war erst aus Andalusien in die Gegend von Fuento-Cabello eingewandert, dazu durch den Unabhängigkeitskrieg fast aller seiner Besitzungen beraubt, da man ihm seine Viehhöfe abgebrannt und seine Heerden geraubt hatte, machte dieser Mann aus seiner Gesinnung für die königliche Sache gar kein Hehl. Es war daher keine besonders herzliche Aufnahme, die mir in den ersten Tagen zu Theil wurde, doch gab man mir bereitwillig Alles, was das Haus enthielt. Mein treuer Louis, der Tag und Nacht an meinem Lager wachte, hätte es auch sonst doch mit Gewalt genommen. Viel gebrauchte ich nun freilich nicht, denn ich lag in den ersten 5 — 6 Tagen fortwährend fast am Wundfieber, und viel hätte man im Hause auch selbst beim besten Willen mir nicht geben können, da man selbst nur die nothdürftigsten Sachen und Lebensmittel besaß. Nachdem ich ungefähr 8 Tage ruhig in meinem Zimmer gelegen hatte, erlaubte der englische Arzt, der mich behandelte,

und der, wenn er nicht betrunken war, große Geschicklichkeit besaß, daß ich in den Garten am Hause getragen wurde. Dort konnte ich, auf eine Matratze unter den Schatten der Bäume gelegt, den Tag in frischer Luft verbringen. In diesem Garten lernte ich nun nach und nach die einzige Tochter von Don Paulo Sombrero, die 18jährige Maria Dolores, kennen. Es war ein Mädchen von seltener Schönheit, ganz die Reinheit des andalusischen Blutes in ihren edlen Zügen zeigend. Anfänglich war sie sehr schüchtern und zurückhaltend gegen mich, allmählig aber, als sie mich genauer kennen lernte, wurde sie zutraulicher und saß oft mehrere Stunden neben meinem Lager, mir auf der Guitarre vorspielend, spanische Romanzen mit ihrer schönen Stimme singend, oder auch plaudernd. So viel Bildung wie eine europäische Dame hatte die auf der einsamen Hacienda aufgewachsene Maria Dolores freilich nicht, dafür aber vielen natürlichen Verstand, große Lebhaftigkeit des Geistes und Güte, und Unverdorbenheit des Herzens. Es dauerte nicht allzulange, so verliebte ich mich ungemein in dies schöne Mädchen, und zwar auf eine ganz andere, viel ernstere und tiefere Weise, als bei den früheren Liebschaften alter Art, die ich als lustiger Soldat in Europa und Südamerika bisher gehabt hatte. Nun ich war damals ein kräftiger, stattlicher Mann von ungefähr 29 Jahren, mit blauen Augen und blondem Haar, was die Südländerinnen gerne leiden mögen, wenn ich auch durch die letzten Feldzüge etwas verwildert und sonnenverbrannt aussah, und so glückte es mir denn auch die Liebe des schönen Mädchens zu gewinnen. Der Tag, an dem sie erröthend an mein Herz sank und mir ihre Liebe gestand, war der glücklichste meines Lebens, glücklicher fast noch als der, an dem der Kaiser Napoleon mich zum Officier machte, und mir das Kreuz der Ehrenlegion gab. Die Einwilligung des Vaters zu unserer Verheirathung zu erlangen — die Mutter lebte nicht mehr — machte zuerst viele Schwierigkeiten. Endlich widerstand

derselbe den vielen Bitten seiner einzigen Tochter nicht länger, und willigte unter der Bedingung ein, daß ich auf der Stelle meinen Abschied aus columbischen Diensten nehmen, und mit ihm nach Centralamerika, wo er noch einen Strich Landes besaß, ziehen müsse, um dort stets als Viehzüchter zu leben. Was thut ein Verliebter nicht Alles, um die Hand seiner Geliebten zu gewinnen, und so willigte ich denn gern in diese Forderungen des alten Don Paulo Sombrero ein. An den Kriegsdienst der Republik Columbia fesselte mich keine so große Neigung, daß es mir allzuschwer ward, solchen endlich zu verlassen. Ueber 5 Jahre hatte ich unausgesetzt für dieselbe im Felde gestanden, unzählige kleine und große Gefechte mitgemacht, die größten Strapazen aller Art ertragen, wiederholt mein Blut vergossen, und doch im Grunde einen sehr geringen Dank davon gehabt. Von meinem mir rechtlich zukommenden Gehalt hatte man mir ein gutes Theil niemals ausgezahlt, mit leeren Versprechungen mich oftmals hingehalten, und häufig mit Neid und Cabalen aller Art zu verfolgen gesucht. Dazu konnte man bei der neidischen Gehässigkeit, welche die meisten Creolen gegen Fremde besitzen, leicht voraussehen, daß man nach Beendigung des Krieges suchen würde, uns fremde Officiere wieder los zu werden, wenn wir auch jetzt gut genug waren, unser Leben gegen die Feinde auf's Spiel zu setzen. Wahrscheinlich mußte der Kampf gegen die Spanier aber bald beendet sein, da diese immer geringere Hülfsmittel besaßen, und ihre Macht auf dem südamerikanischen Festlande immer mehr zusammenschmolz. Nach Europa zurückzukehren, hatte ich übrigens auch keine sonderliche Lust, denn mich erwartete dort nichts, und keine Seele nahm Antheil an mir. So ging ich denn auf diesen Vorschlag des Alten ein, und verfügte mich, als ich soweit wieder hergestellt war, um ausgehen zu können, sogleich zum General Bolivar, denselben um meinen Abschied zu bitten. Dieser, der mich vorläufig noch gebrauchen konnte, wollte mich zwar überreden, noch

ferner im Dienst zu bleiben, und machte mir die glänzendsten Versprechungen, die mich natürlich nicht im Mindesten verlocken konnten. Als man sah, daß ich durch solche leere Worte nicht zu gewinnen war, suchte man mir andere Hindernisse und Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Ich wußte aber auch diese zu beseitigen, und ließ endlich den mir rechtmäßig gebührenden Theil meines Gehaltes im Stich, um nur bald meine Entlassung zu bekommen. So gelang mir dies endlich auch, und am 26. August 1821 erhielt ich ein Abschiedspatent als Major der Republik Columbia, das voll der schmeichelhaftesten Ausdrücke für die derselben geleisteten Dienste war. Nach dem Verkauf meiner Pferde und einiger Equiquirungssachen besaß ich die baare Summe von circa 3000 Francs, wovon ich ungefähr die Hälfte schon aus Europa mitgebracht hatte. Ein geringer Lohn für ein fünfjähriges mühevolles Kriegsleben! Da ich katholischer Religion bin, denn mein Vater hatte mich nach dem Glauben meiner Mutter, die eine Katholikin war, taufen lassen, obgleich er selbst Protestant war, so machte mir meine Verheirathung lange nicht die Schwierigkeiten, wie sonst der Fall gewesen wäre. Am 4. September 1821 führte ich meine junge schöne Braut in die Kirche von Valencia, wo uns ein alter Dominicanermönch mit einander traute. Mein Vorname, mit dem ich bisher in allen Armeelisten eingetragen war, galt auch jetzt als Familienname, und als „Don Federigo" wurde ich in das Kirchenbuch eingezeichnet. Einige genaue Freunde von mir, polnische und französische ehemalige Officiere, die ebenfalls in der columbischen Armee dienten und zufällig in Valencia grade anwesend waren, machten die Trauzeugen, und wir verlebten dann diesen, für mich so glücklichen Tag auf eine ungemein frohe Weise.

Mein Schwiegervater, der einen großen Haß gegen die Herrschaft Bolivar's und die Losreißung Venezuela's und Neu-Granada's von Spanien hegte, wollte unter keinen Umständen länger, als unumgänglich nöthig war, im Lande bleiben. Er

hatte daher seinen Grundbesitz schon verkauft, und bei den gegenwärtigen unruhigen Verhältnissen freilich nur die geringe Summe von 18,000 Francs dafür erhalten. Ende September 1821 schifften wir uns in Begleitung von zwei alten Negern und meines Louis, der gleich mir aus dem columbischen Dienst geschieden war, um mich zu begleiten, in Fuento-Cabello, das noch in den Händen der Spanier war, auf einer neutralen englischen Brigg nach Central-Amerika ein. Unsere Land- und Seereise war zwar beschwerlich und langwierig, sonst aber ohne weitere Gefahren und Abenteuer. An die Beschwerden einer solchen Reise waren wir übrigens schon alle hinlänglich gewöhnt, denn auch meine Frau war als Tochter der Wildniß so mit allen dergleichen Vorkommenheiten vertraut, daß das ihr kaum als Beschwerde dünkte, was eine verwöhnte Europäerin nur mit äußerster Anstrengung oder vielleicht gar nicht ertragen hätte.

Im Januar des Jahres 1822 kamen wir endlich auf dem Gute, das mein Schwiegervater von seinem vor einigen Jahren verstorbenen Bruder geerbt hatte, an. Dasselbe lag nicht weit vom Nicaragua-See, und war die Stadt Leon der nächste größere Ort von uns, der ungefähr 22 deutsche Meilen entfernt sein mochte. Es war eine wunderschöne, reich von der Natur gesegnete Gegend, in der wir unsern künftigen Wohnsitz wahrscheinlich für unser ganzes neueres Leben aufschlagen wollten. Ein hoher Urwald mit seinen majestätischen Bäumen begrenzte von der einen Seite eine große weite Wiesenfläche, die mit dem üppigsten Gras bewachsen war, und in der Ferne konnte man die klaren Wasser des Nicaragua-Sees erglänzen sehen. Meilenweit von uns war keine menschliche Wohnung, außer den Hütten der Viehhirten und einem kleinen Dorfe, das von halbcivilisirten Indianern bewohnt wurde. An Flächenraum war das Besitzthum meines Schwiegervaters zwar sehr groß, sonst aber befand es sich in dem verwahrlosesten Zustande von der Welt und man konnte es dem Ganzen anmerken, daß seit langer

Zeit kein Herr mehr darauf gewohnt hatte. Da war Jahre lang die angestrengteste Thätigkeit nothwendig, um nur ein etwas behagliches Dasein uns zu verschaffen; dies konnte man gleich am ersten Abend, als uns der Verwalter aus Leon die Grenze unseres Landstriches zeigte, vollkommen erkennen. Die nächste Sorge mußte sein, uns ein tüchtiges Haus zu bauen, denn solches war nicht mehr vorhanden, und für die erste Zeit mußte ein großes starkes Leinwandzelt für uns, und einige Baumhütten für unsere Leute zur Wohnung dienen. Außer meinem Louis hatten wir noch zwei alte Neger und ein Negermädchen aus Valencia mitgebracht, und 4 Viehhirten auf der Besitzung vorgefunden. Einige Handwerker wurden nun in Leon noch dazu engagirt und mehrere Indianer als Taglöhner angenommen. Da die schönsten Bäume im Ueberfluß vorhanden waren, wir dazu unsere Hände fleißig regten, so dauerte es nur einige Wochen, und ein ziemlich bequemes Haus stand schon für uns fertig da und konnte bezogen werden. Dasselbe bestand zwar nur aus glattgehauenen und genau auf einander gepaßten Balken und war mit „Secato“ (Binsengras) gedeckt, genügte aber dem Klima und unseren Bedürfnissen vollkommen. Beim Eintritt in die Thüre kam man in eine große Küche, die zugleich zum Eßsaal und Versammlungsplatz diente. Auf der einen Seite davon hatten meine Frau und ich zwei kleine Zimmer, und mein Schwiegervater ein anderes, auf der andern Seite waren ein Gemach für Louis, das er mit sonstigen fremden Arbeitern theilen mußte, und einige Kammern für die Neger und zur Aufbewahrung verschiedener Vorräthe. Neben diesem Hause wurden einige kleine Ställe und Schuppen auf ähnliche, aber nur etwas einfachere Weise erbaut. Bei allen diesen Arbeiten half ich natürlich fleißig mit, obgleich es mir anfänglich sehr ungewohnt vorkam, die Axt statt dem Säbel zu schwingen, mir die Arme heftig schmerzten, und die Hände voller Blasen wurden. Bald gewöhnte ich mich jedoch immer mehr und mehr daran, konnte schon

nach einigen Wochen die Axt tüchtig regieren, und arbeitete dann mit Lust und Freude. Die innere Einrichtung unseres Hauses war eben so einfach wie die äußere Bauart desselben. Fensterscheiben von Glas hatten wir nicht, sondern die Fenster blieben bei Tag ganz offen, und wurden des Abends durch leichte Holzläden geschlossen, und auch die meisten Mobilien waren von unsern Zimmerleuten einfach aus Brettern verfertigt worden. Aus der Stadt Leon bezogen wir übrigens Vorräthe von Kochgeschirren aller Art, mehrfachen Hausgeräthen, die wir uns selbst nicht machen konnten, Wein und Rum, und anfänglich auch, bis unsere Pflanzung in Ordnung war, Maismehl, Kaffee, Zucker und ähnliche Gegenstände. Da es keine fahrbaren Wege von uns bis zur Stadt gab, so war der Transport aller dieser Sachen mit so sehr großen Schwierigkeiten jeglicher Art verknüpft, daß wir uns natürlich nur auf das Nothwendigste beschränkten.

Nach ungefähr 3 Monaten hatten wir übrigens unser Haus so weit eingerichtet, daß wir die fremden Handarbeiter und Handwerker entlassen und uns mit den eigenen Leuten der Pflanzung begnügen konnten. Die zwei Neger, bejahrte, zuverlässige Männer, besorgten mit Hülfe meines Schwiegervaters, den ein lahmer Fuß am Reiten hinderte, den Feld- und Gartenbau in der Nähe des Hauses. Louis und ich arbeiteten im Walde, oder jagten und fischten, um die Küchenvorräthe zu ergänzen, und unsere 4 Gauchos (Hirten) besorgten die Heerden, die oft 3 — 4 deutsche Meilen von uns entfernt waren. Meine Frau aber stand mit Hülfe des Negermädchens, zu der später noch eine schon bejahrte Spaniern aus Leon kam, dem inneren Hauswesen ganz vortrefflich vor. Ein großes Feldstück dicht an unserem Hause, was früher schon als Garten benutzt und daher abgeholzt dalag, wurde von uns durch Feuer und Hacke von dem Unkraut und Buschwerke, womit es reichlich bedeckt war, gereinigt, und die verfallene Holzbefriedigung wieder hergestellt. Wir bauten hier Mais, Kohl, Salate, Zwiebel und einige ge-

würzige Kräuter, so viel wir für unseren Haushalt bedurften. Dicht an unserem Hause stand ein Schuppen, in dem wir stets 4—6 Kälber hatten, deren Mütter frei im Walde herumliefen, und nur des Abends und Morgens herankamen, wo sie einige Hände voll Maiskörner erhielten, und dafür sich melken ließen. So war unsere Haushaltung stets mit frischer Milch versehen, wie auch einige Dutzend Hühner und Truthennen, die auf den um das Haus herumstehenden Bäumen ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten, und auch alltäglich etwas gefüttert wurden, damit sie nicht allzusehr verwilderten, uns oft mit Eier versorgten. Unser Hauptreichthum bestand übrigens in den Rinderheerden, die mein Schwiegervater von seinem Bruder geerbt hatte, obgleich sich dieselben auch, als wir die Besitzungen antraten, in sehr verwahrlostem Zustande befanden. Die Heerde bestand aus circa 900 Rindern jeden Alters, und wurde von einem Oberaufseher und 4 Hirten gehütet. Die eigentliche Savanne, in der diese Thiere Jahr aus Jahr ein in halbwildem Zustande lebten, und wo auch die Gauchos (Hirten) ihre Hütten aufgeschlagen hatten, war übrigens fast an 3 deutschen Meilen von unserer „Hacienda", die hart am Walde lag, entfernt. Von dieser Rinderheerde mußten wir den alleinigen Theil unserer baaren Einnahme beziehen, die freilich nicht sehr groß war. Wir konnten durschnittlich an 180 — 200 solcher Thiere in Leon verkaufen und berechnen, daß dieselben nach Abzug der Unkosten und des Verlustes an 2000 Francs baares Geld einbrachten. Von dieser Summe mußten wir unsere Kleidungsstücke, die freilich einfach genug waren, und alle anderen Lebensbedürfnisse, die wir nicht selbst erzeugten, nebst dem Lohn für unsere Leute, bezahlen. Etwa 800 Francs konnten wir übrigens rechnen, aus dem Ertrag unserer verkauften Pferde jährlich einzunehmen. Die Zahl unserer Pferde, die frei bei den Rindern weideten, außer 6 — 8, die wir zum augenblicklichen Gebrauch bereit zu Hause hielten, und in der Nähe angepflöckt weiden ließen, belief sich

auf einige 80 Stück. An Weide für die doppelte Zahl aller dieser Thiere fehlte es nicht, und als ich nach dem schrecklichen Unglück, das mich später betraf, die Pflanzung im Jahr 1825 wieder verkaufte, zählte die Heerde schon an 1100 Rinder und 120 Pferde jeglichen Alters. Zweimal im Jahre wurden alle diese Thiere, die sonst vollkommen frei auf der Weide umherschweiften, mit vieler Mühe in eine große Umhegung, die aus starken, fest in den Boden eingerammten Baumstämmen bestand, eingetrieben. Nun wurden vorerst alle jungen Ochsen, die zum Verkauf bestimmt waren, mit dem Lasso aus der Menge der übrigen herausgefangen, was die Gauchos mit großer Geschicklichkeit verstanden, und dann in ein besonderes Gehege so lange eingesperrt, bis sie fortgetrieben werden konnten. Alle jungen Stiere und Kühe wurden darauf ebenfalls mit dem Lasso zu Boden geworfen, und erhielten mit einem glühenden Eisen dann auf dem einen Schulterblatt ein Zeichen eingebraunt, worauf man diejenigen, welche zur Zucht bestimmt waren, wieder laufen ließ, die übrigen jungen Stiere aber auf der Stelle castrirte. Das ganze Leben und Treiben an diesen Tagen des Einfangens hatte etwas Wildes und Aufregendes, das mir viel Vergnügen machte. Mehrere Gauchos aus der Nachbarschaft waren stets dazu eingeladen, um Hülfe mit zu leisten, was bei solchen Gelegenheiten nie verweigert wird, und wurden dann auf alle Weise mit den besten Speisen, welche die Hacienda nur besaß, bewirthet. Da das Eintreiben des Viehes in die Umzäunung und das Werfen des Lasso's stets zu Pferde geschah, und viele Geschicklichkeit erforderte, so konnte man bei solchen Gelegenheiten sich recht als kühner und tüchtiger Reiter und gewandter Lasso-Werfer zeigen. Es herrschte dann ein großer Wetteifer unter allen Gauchos, ihre Geschicklichkeiten in allen diesen Sachen zu zeigen, und es vergnügte mich sehr, hieran mit Theil zu nehmen und mit ihnen in die Schranken zu treten. Auch die Pferde der Heerde wurden alljährlich zweimal eingefangen, und die, welche den

Brand noch nicht hatten, ebenfalls mit dem Lasso zu Boden geworfen und gezeichnet. Ein solches ihm eigenthümliches Brandzeichen hat jeder Viehbesitzer, und es dient dazu, die Thiere, wenn sie sich etwa verlaufen haben und in fremde Heerden gerathen sind, was ziemlich häufig vorkommt, wieder heraus zu kennen, da dies sonst unmöglich wäre. Eine große Rechtlichkeit herrscht in dieser Hinsicht unter allen Heerdenbesitzern und ihren Hirten, und man wird nie ein Rind oder ein Pferd verkaufen oder gebrauchen, das einen anderen Brand trägt. Die Bändigung der eingefangenen Pferde, die man selbst benutzen wollte, geschah ebenfalls auf eine etwas wilde und rohe Weise, und erfordert einen festen Sitz. Der junge Hengst — denn Stuten werden nie geritten, und Wallachen kennt man nicht — wurde mit dem Lasso niedergeworfen, und ihm dann der große schwere Sattel auf dem Rücken fest angeschnürt. Um die Nüstern erhält das Thier einen aus Pferdehaaren gedrehten Strick geschnürt, der mit Zügeln versehen, dem Reiter als Kapzaum dient. Während zwei Kameraden das wüthende Thier nun mit Mühe festhalten, schwingt der Gaucho sich mit großer Gewandtheit in den Sattel desselben, und setzt sich darin fest. Die Haltenden lassen nun das wüthend schnaubende Roß los, das darauf in wilden Sätzen auf der Ebene umherrast, und mit aller Kraft dahin strebt, sich der ungewohnten Last des Sattels und des Reiters zu entledigen. Aber fest und unbeweglich, als sei er von Eisen daran geschmiedet, bleibt der Reiter im Sattel sitzen, und stößt unbarmherzig die großen scharfen Spornräder dem Roß in die Flanken, daß das Blut in langen Strahlen danach spritzt. Mehrere Stunden dauert so der Kampf zwischen Roß und Reiter, bis ersteres endlich ganz erschöpft und mit Schaum bedeckt sich kaum noch auf den Füßen halten kann. Es wird dann abgesattelt und an den Vorderbeinen gefesselt, und erhält so sein Futter. Jedem Roß, das nur einige Mal auf diese Weise geritten wurde, ist seine Kraft gebrochen, und es kann als zugeritten, nämlich

in soweit dies für einen Gaucho nöthig ist, gelten. Ich habe mir selbst meine eigenen Reitpferde, deren ich stets 4 — 5 tüchtige besaß, auf solche Weise zugeritten, wenn ich auch nicht ganz so roh, wie es sonst geschah, dabei verfuhr.

Nachdem wir unser Hauswesen erst einigermaßen eingerichtet und uns an unsere einsame Wohnung gewöhnt hatten, führten wir ein einfaches und zufriedenes Leben. Im Juli 1822 gebar mir meine Frau, ohne weiteren Beistand als den einer alten Indianerin, einen munteren und kräftigen Knaben worüber ich eine unendliche Freude hatte. Ungefähr 6 deutsche Meilen von uns entfernt war eine Kirche, der ein alter Mönch als Prediger vorstand, und als meine Frau sich von dem Wochenbette erst wieder etwas erholt hatte, was sehr bald geschah, machten wir den Weg zu Pferde dahin, denn anders war er nicht zu passiren, um den Säugling taufen zu lassen. Meine Frau, die eine halbe Amazone war, hielt ihr Kind vorne auf dem Sattel, während mein Schwiegervater, ich und mein Diener Louis, ebenfalls zu Roß, sie begleiteten. So mußte mein kleiner Bube, kaum erst einige Wochen alt, schon gleich einen tüchtigen Ritt auf dem Rosse machen, und sich so für sein zukünftiges Leben abhärten lernen. In der Taufe erhielt derselbe übrigens die Vornamen Paulo und Napoleon, dem Kaiser zu Ehren. Welchen reichen Schatz ich übrigens an meiner vortrefflichen Frau in jeder Hinsicht besaß, lernte ich von Woche zu Woche mehr erkennen, und ich dankte oft Gott für das große Glück, das er mir durch ihren Besitz gegeben hatte. Ueberhaupt fühlte ich mich so glücklich in unserem Walde, wie früher nie in meinem ganzen kriegerischen Leben, und war dankbar, daß ich nach so vielen Kämpfen endlich einen ruhigen Platz und eine Heimath gefunden hatte. Ahnte ich doch nicht, daß diese Ruhe leider nur von kurzer Dauer sein sollte, und mich mein Schicksal nochmals, und zwar für mein ganzes ferneres Leben hindurch in Kampf und Krieg hinaustreiben würde. Nachdem wir übrigens ein Jahr in unserer

Hacienda gewohnt hatten, und diese ein immer häusliche-res Aussehen erhielt, starb plötzlich mein alter Schwieger-vater, was besonders für meine Frau ein sehr schmerzlicher Verlust war. Auch ich hatte mich so an den sehr rechtlichen und dabei umsichtigen, seine Vorurtheile und schroffen Ab-neigungen abgerechnet, auch sehr gutmüthigen Mann gewöhnt, daß ich seinen Tod aufrichtig beklagte. Seine Thätigkeit, die man sonst bei Spaniern selten findet, war sehr groß, und von seiner Umsicht und Erfahrung in der hiesigen Le-bensweise konnte ich Manches lernen.

Außer der Oberaufsicht über unsere Heerden, die ich wöchentlich einige Mal besuchte, wobei mich meine Frau, die eine sehr gewandte und kühne Reiterin war, zu Pferd be-gleitete, bestand ein großer Theil meiner Beschäftigung im Jagen. Louis, ein ausgezeichneter Jäger in jeglicher Art der Jagd, begleitete mich gewöhnlich dabei, und seiner Unter-weisung und der großen Mühe, die ich mir dabei gab, ver-dankte ich es, daß ich bald ein recht guter Büchsenschütze wurde. Auch mit den Sitten und Lebensgewohnheiten der verschiedenen Arten von Wild machte er mich bekannt, wie überhaupt mit Allem, was ein tüchtiger Jäger in diesen wilden Landestheilen verstehen muß. Uebrigens war ich in der Zeit, da ich als Officier in Südamerika diente, auch schon häufig, wenn es uns sonst an Beschäftigung fehlte, mit auf der Jagd gewesen, und hatte mir schon manche Uebung hierin erworben. Eine Hauptunterhaltung mit ge-währte mir die Jagd der wilden Rinder, da dieselbe mit tüchtigem Reiten verbunden war. Auch lieferte ein erlegtes wildes Rind immer eine bessere Beute für unsere Küche, als ein Hirsch oder ein wildes Schwein. Um so ein wildes Rind im Walde zu jagen, gehörte vor Allem ein rasches, ausdauerndes und gewandtes Pferd, und eine Kleidung, die von Kopf bis zu Fuß aus dickem Leder bestand. Jeder an-dere Anzug des Jägers würde bei dem Gejage durch das Ge-strüppe des Waldes, was bei dieser Jagd oft Stundenlang

vorkommt, augenblicklich in lauter Fetzen zerrissen werden. Die Waffen zu der Jagd bestehen im Lasso, dem ich für meine Person noch ein paar treffliche, gezogene Pistolen, in deren Gebrauch ich sehr geübt war, beifügte.

Die wilden oder „Cimarron-Rinder" halten sich gewöhnlich im dicksten Gestrüpp des Waldes auf, und es bedarf oft eines langen Suchens, bis man einen solchen Schlupfwinkel derselben entdeckt hat. Für mich besorgte ein alter Mestize (Halbindianer), der in der Nachbarschaft unserer Hacienda wohnte, gewöhnlich dies Aufsuchen, was ihm oft mehrere Tage Zeit kostete, worauf er und einer meiner Gauchos mich nebst Louis auf der Jagd begleitete, so, daß wir stets zu 4 Personen waren. So wie nun eine solche Heerde von Rindern die Jäger wittert, so stürzt sie sich augenblicklich in das Dickicht des Waldes hinein. Mit ihren starken Köpfen und breiten Brüsten bricht eine solche, in vollem Lauf dahinstürzende Rinderheerde alles Unterholz des Waldes, das ihr hinderlich ist, mit lautem Gekrache entzwei, und bahnt sich so eine Art von Gasse. In dieser Gasse müssen nun die Jäger den fliehenden Thieren oft mehrere Stunden in vollem Galopp der Pferde zu folgen versuchen. Es bietet dies keine geringe Schwierigkeit, und erfordert große Geschicklichkeit im Reiten. Man muß sich oft ganz platt auf den Hals des Pferdes und dann wieder zurück auf den Rücken desselben niederlegen, oder bald rechts bald links ausbiegen, um nicht von einem Ast abgestreift zu werden, oder den Kopf an einem Baumstamm zu verletzen. Dabei gilt es, stets die Augen wohl offen und das Pferd ganz in seiner Gewalt zu haben, um allen Hindernissen möglichst auszuweichen, und besonders auch die häufigen Sätze über die im Wege liegenden Baumstämme gut zu machen. Der Hauptzweck bei dieser Verfolgung der Rinder in den Wäldern, in denen man ihnen wegen der Dichtigkeit derselben nichts anhaben kann, ist nun, die Thiere auf die offenen Savannen zu treiben. Ist dies gelungen — und es gehört meist

ein wilder Ritt von mehreren Stunden dazu, und häufig mißglückt es auch ganz, und die Jagd ist verfehlt — so muß man auf der Ebene dasjenige Rind, das man zum Opfer sich ausgesucht hat, von der übrigen Heerde abzutreiben suchen. Auch dies ist nicht ganz ohne Gefahr, und man muß dabei sein Pferd sehr in seiner Gewalt haben, um den oft sehr wüthenden Rindern durch schnelle Wendungen, die sie nicht nachmachen können, auszuweichen. Dem zur Beute ausersehenen Thiere werfen nun zwei Jäger ihre Lasso's um die Füße und Hörner, halten dann mit einer plötzlichen Wendung ihre Pferde an, und werfen dadurch ihr Opfer mit großer Gewalt zu Boden. In diesem Zustand wird dem Rinde der eine Vorderfuß mit starken Riemen an den Hinterfuß gefesselt, so daß es nur mit Beschwerde gehen kann, dann durch Lasso's in die Mitte von zwei Reitern genommen, und von einem andern Reiter durch Stacheln mit der Lanze vorwärts getrieben. Mit vieler Mühe bringt man ein so gefangenes Thier auf solche Weise nach der Hacienda, bindet es dort an einen Baum, daß sich erst sein Fleisch etwas abkühlt, und schlachtet es dann für den häuslichen Gebrauch. Uebrigens habe ich auch häufig den Lasso bei dieser Jagd nicht gebraucht, sondern bin neben dem Rinde, wenn es mir gelungen war, dasselbe auf der Savanne von der übrigen Heerde zu trennen, hingaloppirt, und habe es durch einen Pistolenschuß hinter dem Ohre auf der Stelle getödtet. Von einem so erlegten Rinde konnte ich nur die besseren Fleischtheile ablösen und mit nach Hause nehmen, während das übrige den zahlreichen Geiern zur Beute blieb. Kam ich von einer solchen anstrengenden Jagd, die oft 6 — 8 Stunden gedauert hatte, dann ermüdet und ungemein hungrig nach Hause, dann schmeckte mir das kräftige Mahl an der Seite meiner Frau doppelt gut.

Außer dieser Hetzjagd auf Cimarrons-Rinder ging ich häufig aus, Rothwild mit der Büchse zu schießen. Dies geschah entweder zu Fuß, wo ich mich dann leise an das

weidende Rothwild heranzuschleichen suchte, das besonders bei gelindem Regenwetter mit einiger Geschicklichkeit nicht so sehr schwer ist, oder häufiger noch zu Pferde. Das Pferd, das man zu solcher Rothwildjagd benutzt, muß ein sehr ruhiges und sicheres Thier sein, und einer leisen Führung gehorchen. Man verbirgt sich nun möglichst hinter dem Halse desselben, und sucht so dem weidenden Rothwild, das bei der Annäherung eines Pferdes weiter kein Arg hat, so nahe zu kommen, daß man seinen Schuß mit einiger Sicherheit anbringen kann. Besonders wenn eine kleine Heerde von Rothwild auf einer offenen Savanne weidet, ist solche Beschleichung mit dem Pferde die beste Art von Jagd auf diese Wildgattung. Viel Vergnügen gewährte es mir auch, die wilden Truthähne, die in den Wäldern um unsere Hacienda herum sehr häufig waren, durch eine Büchsenkugel aus dem Gipfel der hohen Bäume, auf die sie sich gewöhnlich geflüchtet haben, herabzuholen. So ein fetter Truthahn, besonders von der großen Art, wiegt oft an 18 — 20 Pfund, und gibt einen guten Braten für die Küche ab, wie denn auch meine Frau eine sehr kräftige Suppe aus Truthahnfleisch zu bereiten verstand. Uebrigens gehört große Geschicklichkeit dazu, solchem Truthahn, der oft oben auf dem Gipfel eines mehr als 80 Fuß hohen Baumes sitzt, und seinen Körper so hinter den Aesten zu verstecken weiß, daß nur der Kopf als Zielpunkt übrig bleibt, die Kugel durch denselben zu schießen. Ich fehlte oft dabei, besonders im Anfang, während Louis mit seiner großen Geschicklichkeit fast immer sein Ziel traf. Auch verschiedene Arten von Wassergeflügel und dann eine Art kleiner Rebhühner schossen wir bisweilen, obgleich wir im Allgemeinen unser Pulver nicht gern an solch kleines Zeug, das dazu mit der Büchse noch sehr schwer zu treffen war, verschwendeten. So fehlte es unserer Küche fast nie an Wildpret der mannichfachsten Art, und mancher Fürst hätte unseren Tisch in dieser Hinsicht zuweilen beneiden können.

Auch Jagden auf reißende Thiere habe ich mehrmals mitgemacht, und selbst 2 Pumas (südamerikanische Löwen) und 1 Panther geschossen. Noch mehr Thiere dieser Art erlegte aber Louis, der ein sehr kühner Jäger auch hierin war. Das wildeste und gefährlichste Raubthier, das man in ganz Süd- und Central-Amerika hat, ist unbedingt der Panther. Derselbe richtet unter den Heerden nicht geringe Verwüstungen an, und es wird ihm deshalb von allen Heerdenbesitzern eifrig nachgespürt. Die erste Pantherjagd, der ich beiwohnte, geschah, nachdem ich ungefähr ein Jahr im Lande gewohnt. Es hatte sich in letzter Zeit ein Pantherpaar in der Gegend eingefunden, das arge Verwüstungen anrichtete und fast jedesmal, wenn ich unsere Rinderheerden besuchte, meldeten die Gauchos, daß wieder ein paar Thiere durch diese Bestien zerrissen wären. Es wurde daher eine allgemeine Jagd auf dieselben angestellt, und mit einer Menge kleiner Hunde zum Aufspüren zog ich mit noch fünf Schützen aus. Nach mühsamem Suchen von einigen Stunden entdeckten wir endlich die noch frische Spur eines mächtigen Panthers, und lautbellend nahm die Meute unserer Hunde dieselbe an. Eine halbe Stunde wohl mochten wir uns so durch dichtes Gestripp fortgearbeitet haben, als wir auf einen kleinen Fleck im Walde kamen, der nur mit einzelnen wenigen Bämen spärlich bewachsen war und viele freie Lichtung hatte. Das wüthende Gebell unserer Hunde, die gegen einen hohen Buchsbaum ansprangen, zeigte uns, daß sich der Panther auf denselben geflüchtet haben müßte. Wir gingen nun bis auf 8 — 10 Schritte diesem Baume nahe, und entdeckten den Panther, der auf einem starken Ast desselben, ungefähr 15 Fuß vom Boden, sich angeklammert hatte. Wie feurige Kohlen glänzten die Augen des wüthenden Thieres aus den grünen Blättern, hinter denen fast der ganze Theil seines Körpers verborgen war, hervor. Ein Gaucho, der neben mir stand, denn nur drei von uns Schützen hatten diese Spur verfolgt, während Louis mit 2 andern Jägern

rechts abschweifte, legte seine Flinte an, und zielte auf diese Augen. Sein Schuß hatte aber das Ziel verfehlt, und nur den Hals des Panthers gestreift. Mit einem furchtbaren Gebrülle, das mich fast erschüttert hätte, sprang das wüthende Thier nun vom Baume, hieb mit seinen mächtigen Tatzen einige Hunde zusammen, und setzte auf den Gaucho ein. Der zunächst stehende Schütze, ein Neger, statt dem Angegriffenen zu Hülfe kommen, ließ vor Schreck die Flinte fallen und lief davon. Der Gaucho, ein alter, in dem Leben der Wildniß aufgewachsener Mann verlor aber auch in dieser gefährlichen Lage seine Geistesgegenwart nicht. Er hatte in dem Augenblick, als der Panther auf ihn zustürzte, mit Blitzesschnelle sein langes Dolchmesser gezogen, bereit, auf solche Weise den Kampf auf Leben und Tod mit seinem furchtbaren Feind zu wagen. Jetzt aber wo der Neger, der mir bisher in der Schußlinie gestanden hatte, fortgelaufen war, legte ich auf den Panther der eben seinen Sprung auf den Menschen machte, an, und schoß ihn mitten durch die linke Seite der Brust. So konnte er den Sprung nicht mit der gehörigen Kraft und Sicherheit ausführen, und fiel zwei Schritte vor dem Gaucho kraftlos zur Erde. Rasch lief ich nun hinzu, hob die geladene Flinte, die der Neger fortgeworfen hatte, auf, legte auf einige Schritte Entfernung vom Kopfe des liegenden Panthers an, und schoß diesem die Kugel so durch das Auge, daß er auf der Stelle todt war.

Ein sehr großes, schönes und vollständig ausgewachsenes Thier war dies, wie ich es von der Größe nie wieder gesehen habe. Die Haut desselben diente mir längere Zeit als Satteldecke. Kaum hatte ich den männlichen Panther getödtet, so hörten wir ungefähr 1000 Schritte von uns das wüthende Brüllen der Pantherin, und gleich darauf ebenfalls einen Schuß. Louis war mit derselben in Kampf gerathen, und hatte mit seiner großen Sicherheit im Schießen das auf ihn zuspringende Thier durch einen Schuß mitten durch das Herz getödtet. So war dieses Paar von uns auf dieser

Jagd erlegt worden, und unsere Heerden wurden nicht mehr von demselben decimirt. Greift der Panther übrigens große erwachsene Rinder an, so geschieht dies gewöhnlich durch einen unerwarteten Ueberfall. Er springt dem Thiere von dem niedrigen Zweig eines Baumes plötzlich auf die Schulter, und schlägt drei seiner Klauen in die Seiten und den Hals, während er mit den Zähnen die Gurgelader angreift, und mit der vierten Klaue die Nase packt und sie auf die Brust zieht. Gelingt ihm der Angriff, so hemmt er hierdurch den Lauf des Ochsen, und preßt zu gleicher Zeit die Gurgelader heraus, welche er durchbeißen will. Grade dieser großen Verheerungen wegen, die ein Panther allnächtlich unter einer Heerde anrichten kann, wird demselben sehr eifrig nachgestellt. Die eigentlichen Pantherjäger (tigreros) jagen gewöhnlich paarweise, und der eine von ihnen ist mit zwei aus hartem Holz gefertigten Speeren bewaffnet, die scharf gespitzt sind. Einer dieser Spieße ist ungefähr 10 Fuß lang, der andere ungefähr 3 Fuß kürzer, doch werden beide dicht zusammengehalten, damit wenn der längere zerbricht, der kürzere noch Dienste thun kann. Der andere Jäger führt entweder Bogen und Pfeil, oder eine Büchse. Wenn nun der Panther von den laut bellenden Hunden aus seinem Verstecke aufgejagt und auf einen Baum oder in die Enge getrieben Halt gemacht hat, nähert sich ihm der Mann mit den Speeren, und läßt sich auf ein Knie nieder, indem er die beiden Speere fest anlegt und ihre Spitzen gerade auf die Brust des zum Sprunge bereiten Thieres richtet. Der Mann mit dem Bogen oder der Flinte steht unmittelbar hinter ihm, und schießt auf den Panther, sobald dieser den Sprung thut. Zuweilen genügt dieser Schuß, das Thier zu Boden zu strecken, besonders wenn es in der Mitte des Halses oder am Kopfe getroffen wird; ist dies aber nicht der Fall, so stößt der Panther ein wüthendes Gebrüll aus, und macht einen furchtbaren Sprung gegen seine Feinde. Jetzt beginnt der gefährlichere Theil des Kampfes. Springt der Panther, wie

es gewöhnlich geschieht, mit weit ausgebreiteten Vorderbeinen, so ist die Gefahr nicht sehr bedeutend, weil er sich dann an den großen und zuweilen an den kleineren Speer spießt, so daß der Jäger ohne Furcht in seiner Nähe bleiben kann; springt er aber, was zuweilen vorkommt, mit enggeschlossenen oder gekreuzten Beinen, so zerbricht oder beseitigt er durch einen einzigen Schlag seiner Pfote die stärkste Lanze, und in einem solchen Falle ist der Jäger allerdings einer bedeutenden Gefahr ausgesetzt. Das einzige Hülfsmittel für ihn bleibt dann der Kampf mit dem Messer oder irgend einer anderen Waffe. Auf diese Weise verunglücken manche tigreros, oder tragen zeitlebens furchtbare Narben von den heißen Kämpfen, die sie bestanden, mit sich herum.

Ein lange nicht so gefährliches Thier wie der Panther ist der Puma oder südamerikanische Löwe, der sich von seinem Namensvetter in Afrika wesentlich unterscheidet. Auch der Puma, der übrigens gerne den Menschen nachschleicht, und sie dann im Schlafe zu überfallen und zu tödten sucht, hat die Gewohnheit, sich auf einen Ast zu kauern, und von da herab auf sein Opfer zu springen und es im Genick zu fassen. Den ersten Puma, den ich schoß, erlegte ich auf folgende Weise. Ich war allein in den Wald geritten, um ein Stück Rothwild für unsere Küche zu schießen, was ich auch glücklich ausführte. Das geschossene Wild, einen sehr starken feisten Bock, den ich gerne ganz mit nach Hause nehmen wollte, band ich der Länge nach auf ein sehr ruhiges und geduldiges Pferd, und trieb dasselbe so beladen vor mir her. Ich mochte wohl noch eine Stunde von unserer Hacienda entfernt sein, als mir einfiel, meine Jagdbeute wo möglich noch durch einige Truthühner zu vermehren. Da ich beim Fortreiten am Morgen auf einem hohen Baum in der Nähe mehrere dieser Thiere gesehen hatte, so band ich mein Pferd mit dem Lasso an den Stamm eines Mahagonibaumes und ging fort, dieselben zu suchen. Die Truthühner mußten aber fortgeflogen sein, denn ich konnte sie nicht mehr finden, und

kehrte nach einer halben Stunde zurück, um auch ohne sie meinen Weg fortzusetzen. Ungefähr 40 — 50 Schritte mochte ich noch von dem Baume, an den mein Pferd gebunden war, entfernt sein, als ich sah, daß dasselbe wild umhersprang, und mit aller Gewalt an dem Lasso-Riemen zerrte, um diesen zu zerreißen, was natürlich nicht gelingen wollte. Ganz erstaunt über diese seltsame Unruhe des sonst so friedfertigen Thieres, blieb ich stehen, um den Grund derselben zu erspähen, und erblickte plötzlich auf einem Ast über meinem Pferde einen Puma auf der Lauer sitzen. Schnell legte ich nun meine Büchse an und hatte das Glück, der Bestie die Kugel so durch das Gehirn zu jagen, daß sie auf der Stelle todt zu den Füßen meines in wildem Schreck sich hochaufbäumenden Pferdes herabstürzte. Das Fell dieses Puma, der ein schon völlig ausgewachsenes Thier war, gerbte ich und benutzte es längere Zeit, um meine Waffen daran aufzuhängen.

Einen anderen Puma schoß ich ungefähr 1½ Jahr später gemeinschaftlich mit Louis auf dem Anstand. Derselbe hatte in der letzten Zeit mir mehrfach junge Füllen und Kälber zerrissen, und wir beschlossen deshalb aufzulauern und ihn zu tödten. Wir banden ein junges Kalb nun an einem Orte, den der Puma gern zu besuchen pflegte, gegen Abend an und versteckten uns in der Nähe, um ihn, wenn er seine Beute sich holen wollte, zu erschießen. Drei oder vier Nächte mußten wir vergeblich warten, obschon wir den Puma mehrmals in der Nähe hatten brüllen hören. Wahrscheinlich mochte er uns gewittert haben, und deshalb von seinem Raube abgestanden sein. Endlich in der vierten Nacht, wo wir uns sehr sorgfältig versteckten, schlich sich der Puma heran und stürzte dann mit mächtigem Sprunge auf das jämmerlich blöckende Kalb, das wir mit starken Riemen mehrfach an einen Baum festgebunden hatten, so daß er es nicht fortschleppen konnte. Während er nun mit seiner Beute beschäftigt war, und brummend an demselben herumzerrte, schossen wir Beide zu gleicher Zeit unsere Büchsen auf ihn ab, und nahmen dabei seine Augen, die fast wie

glühende Kohlen in der Dunkelheit leuchteten, zu Zielpunkten. Wir mußten gut getroffen haben, denn wir hörten nur ein kurzes Geheul und dann ein Todesröcheln, worauf Alles still war. Als wir uns darauf mit angezündeten Harzfackeln dem Thiere näherten, war dasselbe schon todt, da beide Kugeln grade die Augen getroffen hatten.

Von anderen gefährlichen Thieren des Waldes schoß ich häufig Cayoten oder wilde Hunde, die dem Wildstand, ja auch wohl unsern Heerden, wenn die Gauchos ihnen nicht aufpaßten, großen Schaden zufügten. Diese Cayoten gleichen in Größe und Lebensgewohnheiten sehr dem Wolfe und sind widerliche Thiere, die ich niederzuschießen suchte, wo ich nur konnte, obgleich ich weder ihr Fleisch noch Fell benutzte. Sie laufen wie die Wölfe gewöhnlich in ganzen Rudeln umher, sind aber erwachsenen und bewaffneten Menschen nie gefährlich, da ein einziger Schuß schon hinreicht, ganze Rudel derselben zu vertreiben. Schlafende Menschen oder kleine Kinder sind aber schon häufig von diesen Cayoten überfallen und dann aufgefressen worden. Während ich in unserer Hacienda wohnte, kam noch der Fall vor, daß ein Cayote ein dreijähriges Kind einer Indianerin, die dasselbe vor ihrer Hütte niedergelegt hatte, in seine Schnautze nahm und damit fortlaufen wollte. Zum Glück bemerkte die Mutter diesen Raub noch zur rechten Zeit, und stürzte in höchster Verzweiflung dem Thiere mit einem Feuerbrande nach. Der Cayote, dadurch erschreckt, ließ seine Beute wieder fallen, und lief eiligst in den Wald. Da das Kind mit einer dicken Bastmatte umwickelt gewesen war, so hatte es außer einigen leichten Zahneindrücken weiter keinen Schaden genommen.

Einen unermüdlichen Krieg, so oft sich nur die Gelegenheit dazu zeigte, führte sowohl Louis wie ich gegen die Alligatoren, die in den Gewässern in der Umgegend unseres Wohnsitzes sich sehr häufig zeigten. Gewiß an 25 — 30 Stück dieser Ungethüme haben wir Beide während der Zeit meines Aufenthaltes in Central-Amerika getödtet. Die ge-

wöhnlichste Art, wie wir dies anfingen, war folgende. Hatten wir einen großen Alligator in einer Flußlache oder einem Tumpel aufgespürt — und dies war grade nicht schwer, da es dieser Bestien nur zu viele gab — so banden wir einen alten Hund oder ein quickendes Ferkel an einen Baum oder an einen Stein unfern von dem Rande des Wassers in dem der Alligator saß, an, während wir Beide in 20 — 30 Schritt Entfernung davon uns sorgsam hinter Bäumen oder zusammengetragenen Reisigbündeln versteckten. An ein Bein des Hundes oder Ferkels ward eine dünne Schnur gebunden, deren anderes Ende wir in die Hand nahmen. Durch starkes Ziehen daran brachten wir das Thier häufig zum Schreien, und dies lockte dann den Alligator heran, der selten länger als ein paar Stunden auf sich warten ließ. Während nun derselbe langsam an das Land kroch, um seine Beute mit seinem langen, ganz mit scharfen Zähnen besetzten Rachen zu fassen, suchten wir ihm unsere Kugeln in seine Augen zu schießen, was uns bei der geringen Entfernung häufig gelang. Die Augen und die weiße dünne Haut unter der Kinnlade sind die einzigen Flecke, an denen ein Alligator verwundbar ist, während die Kugel an dem geschilderten dicken Panzer, der seinen ganzen Oberkörper bedeckt, völlig wirkungslos abprallt. Daß Menschen von einem solchen Thier gepackt und getödet worden sind, habe ich nie gehört, desto häufiger aber kleine Thiere, Füllen, Hunde u. s. w., wenn sie sich unvorsichtig dem Wasser näherten. So packte einst ein großer Alligator meinen Lieblingshund, eine sehr schöne Bulldogge, kaum 5 Schritte von meinen Füßen, als derselbe Wasser aus dem Nicaragua-See trinken wollte, und zog ihn unrettbar mit sich in die Tiefe. Ich habe später über 8 Stunden im Versteck gestanden, bis es mir gelang, den Tod dieses Hundes durch eine wohlangebrachte Büchsenkugel in das Auge seines Mörders zu rächen. Daß Indianer und Gauchos einem Alligator einen Lasso um den Fuß zu werfen verstanden, und ihn so